



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Baudenkmäler in Frankfurt am Main

Wolff, Carl

Frankfurt a.M., 1902

I. Ganze Gebäude.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82377](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-82377)

I. GANZE GEBÄUDE.

SAALHOF.

Archivalische Quellen: Urkunden und Akten über den Saalhof, meist in der Abtheilung Hausurkunden des Stadtarchivs I vereinigt; v. Fichards Geschlechtergeschichte, Fasz. Knoblauch, ebenda; Reiffensteins Text zu seiner im Historischen Museum befindlichen Sammlung, ebenda; verschiedene Archivalien ebenda, in den „Inventaren des Frankfurter Stadtarchivs“ I—IV verzeichnet; Ugb D 18 Xx ebenda; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Belagerungsplan von 1552 und Merians Stadtplan; Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum.

Litteratur: Böhmers Urkundenbuch; Lersners Chronik; Battonns Oertliche Beschreibung I; Kriegks Geschichte von Frankfurt a. M. S. 56; Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Heft I, 117; Heft III, 1; Neue Folge, Band IV, 45; Gwinner, Kunst und Künstler S. 486; Lotz, Die Baudenkmäler im Reg.-Bez. Wiesbaden S. 153; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 16, 45, 51, 76, 92.

Es mag zweifelhaft erscheinen, an welcher Stelle des Karolingischen Frankfurt der Palast Karls des Grossen gestanden hat, wo er im Jahre 794 die Reichssynode und den Reichstag abhielt, welche den Ort Franconofurd in die Geschichte des Deutschen Reiches und des Abendlandes einführten; dass aber der von Ludwig dem Frommen im Jahre 822 erbaute neue Königspalast die Stätte des heutigen Saalhofes einnahm, darf als sicher gelten. Auf die Geschichte dieses Palastes, von der nur dürftige Nachrichten uns in Urkunden erhalten sind, auf eine Schilderung der dazu gehörigen Gebäude, deren Reste 1842 niedergelegt wurden, soll hier nicht eingegangen werden; nur die noch bestehende Kapelle an der Ostseite, welche man lange der Karolingerzeit zuschrieb, wird in der Baubeschreibung näher behandelt werden, da sie immer das älteste Bauwerk unserer Stadt bleibt, wenn man auch nur den Unterbau als karolingisch gelten lassen und den Haupttheil spätestens dem Ende des XII. oder Anfange des XIII. Jahrhunderts zuweisen darf; ihr folgt als zweitältestes Bauwerk die St. Leonhards-Kirche, deren Beschreibung den ersten Band dieses Werkes eröffnet.

Die seltene Anwesenheit des Königs hatte den Palast im Laufe der Jahrhunderte zerfallen lassen, das zugehörige Besitzthum war ihm zum Theil entfremdet und dadurch die Mittel zur baulichen Instandhaltung verringert worden. Als er 1317 endlich wieder als „aula regia“ urkundlich erscheint, befindet er sich als Reichslehen im Besitze Eberhards von Breuberg, des Landvogtes der Wetterau. Im Jahre 1330 verließ Kaiser Ludwig der Bayer den Töchtern und Schwiegersöhnen Eberhards, Elisabeth, vermählt mit Graf Rudolf von Wertheim, und Luckard, vermählt mit Graf Gottfried von Eppstein,¹⁾ die väterlichen Lehen in und bei Frankfurt und darunter auch „das huss, das da heysset Sal.“ 1332 theilten die beiden Schwestern und ihre Ehemänner „den Sal, der da lieget zu Frankenvord an dem Moun“, und alle dazu gehörigen Häuser und Güter; Rudolf und Elisabeth von Wertheim erhalten „daz niederteil des Sales nidene an der porten an zu messin snur slecht glich uz biz uff den Moun“ und alle Häuser und Güter, sowie Dorf und Gericht Bergen; Gottfried und Luckard von Eppstein übernahmen „gein dem obirn teil des Sales und des buwes“ nebst Dorf und Gericht Oberrad, den grösseren Theil des eigentlichen Palastes mit Thurm und Kapelle, da zum Wertheimer Theil alle Güter kamen. Wenige Wochen später am 12. März 1333 verkauften beide Ehepaare mit Zustimmung des Kaisers den Saal und das ganze dazu gehörige Besitzthum für 1800 Pfund Heller an den Frankfurter Bürger Jakob Knoblauch und dessen Ehefrau Drude; nach der Verkaufsurkunde gehörten zur Reichspfandschaft des Saales ausser nicht einzeln aufgeführten Häusern und Gütern in der Stadt: das Fach im Main und die Fronschiffe, Ländereien in der Gemarkung, das Dorf und Gericht Oberrad; Dorf und Gericht Bergen — im Besitze der Wertheimer — war also inzwischen vom Reichslehen getrennt worden. Oberrad, auf 260 Pfund Heller angeschlagen, wurde von Jakob Knoblauch im Einverständnisse mit den Verkäufern an Hermann von Ovenbach genannt Knoblauch überlassen.

Die Veräusserung dieses stattlichen Reichslehens in die Hände eines angesehenen und begüterten Frankfurter Bürgers lag ebenso im Interesse des Kaisers wie in dem der Stadt. Für die letztere war es von hoher Wichtigkeit, dass das umfangreiche Anwesen innerhalb ihrer Mauer aus dem Besitze benachbarter Dynasten in den eines ihrer hervorragendsten Bürger gerieth; die kaiserliche Erlaubniss zu diesem Wechsel im Besitze des Saallehens ist daher nicht die geringste der Gunstbezeugungen, mit denen Ludwig der Bayer die Stadt Frankfurt so freigebig bedacht hat. Dem Kaiser bot der neue Besitzer die Gewähr, dass die dem Verfall nahe Gebäude des Reichslehens wieder in guten baulichen Zustand gebracht und darin unterhalten wurden und dass ihm bei seiner häufigen Anwesenheit in Frankfurt ein angemessenes Absteigequartier gesichert

¹⁾ Luckard war in erster Ehe mit Konrad von Weinsberg verheirathet und hatte von ihm einen noch minderjährigen Sohn Konrad.

blieb. Und in der That hat Kaiser Ludwig öfter davon Gebrauch gemacht; Jakob Knoblauch, sein „lieber Wirth“, hat stets bei ihm in hohem Ansehen gestanden, er hat ihn als Hofdiener, als Hofgesind aufgenommen, welcher Würde etwa die des heutigen Kammerherrn entspricht. Der neue Besitzer übernahm nicht nur die Verpflichtung, für die bauliche Herstellung der Palastgebäude zu sorgen; er erhielt kurz nach dem Antritt des Besitzes von Seiten des Kaisers den ausdrücklichen Auftrag, die von Alters her zum Reichslehen des Saales gehörenden, inzwischen ihm aber entfremdeten Güter wieder herbeizuschaffen; die Stadt Frankfurt wurde angewiesen, ihn bei den dazu nöthigen Schritten zu unterstützen. Welche Erfolge Knoblauch in dieser Hinsicht erzielt hat, ist uns nicht bekannt. Dass er seiner baulichen Verpflichtung in einer den Kaiser zufriedenstellenden Weise nachgekommen ist, beweist, dass ihm Ludwig 1333 und 1334 je 1200 Pfund, 1338 nochmals 180 Pfund auf die Pfandsumme schlug, die Knoblauch in den Saal und die dazu gehörigen Gebäude verbaut hatte; 1338 wurde die Pfandsumme für die in weiter Ferne gedachte Wiedereinlösung durch das Reich auf 4200, 1346 aber auf 5000 Pfund Heller festgesetzt. Diese Summe setzt sich zusammen aus 1540 Pfund Kaufpreis, 80 Pfund für ein einem kaiserlichen Diener gegebenes Pferd und 3380 Pfund aufgewendete Baukosten. Ueber den baulichen Zustand der Palastgebäude zur Zeit der Uebernahme durch Knoblauch sind wir eben so wenig unterrichtet wie über die baulichen Umgestaltungen, die er im Laufe der Zeit vorgenommen hat; der Belagerungsplan von 1552 zeigt wohl den Saalhof in der Gestalt, welche ihm Knoblauch und seine Erben im XIV. Jahrhundert gegeben haben (Fig. 1). Sie bezweckten nicht nur die Herstellung von Wohnräumen, sondern hauptsächlich die Errichtung von Kaufhallen zur Vermietung an einheimische Geschäftsleute und Messfremde.

Nach Jakob Knoblauchs im Jahre 1357 erfolgtem Tode ging das Saallehen auf seine Wittve Drude über. Ihr wurde der Besitz des Lehens bald nach dem Ableben des Ehemannes von Heinrich Beyer von Boppard heftig bestritten. Beyer hatte noch zu Knoblauchs Lebzeiten von Kaiser Karl IV. die Genehmigung zur Einlösung des Lehens erworben, der Kaiser aber hat sie später widerrufen, seinen Landvogt in der Wetterau, Ulrich von Hanau, und die Stadt Frankfurt angewiesen, Drude Knoblauch im Besitze des Saales zu schützen und diese 1361 im Genusse des Lehens bestätigt. Beyer machte vergebens, anfänglich vom Landvogt unterstützt, seine vermeintlichen Rechte auf den Saal, „der jetzt ein Kaufhaus ist und heisset“, geltend; er gerieth darüber in Fehde mit der Stadt, die erst sein Sohn nach des Vaters Tode 1387 abthat; Drude Knoblauch blieb im Besitze des Saales, in ihrem Schwiegersohn Sigfrid zum Paradies hatte sie einen mächtigen Fürsprecher am Kaiserlichen Hofe. Auch nach einer anderen Seite hin musste Drude ihr Besitzthum vertheidigen; Henlin in dem Saale, der Angehörige einer Familie, die schon vor der Erwerbung durch Jakob Knoblauch in irgend einer Beziehung zum alten Königspalaste gestanden

hatte, liess auf einer zum Saal gehörigen Mauer unbefugter Weise einen Bau errichten; Kaiser Karl IV. wies wiederum den Landvogt und die Stadt an, den Bau, so weit er unrechtmässig befunden werde, zu beseitigen und die Familie Knoblauch im Besitze der Reichspfandschaft zu schirmen.¹⁾

Nach Drudens Tode blieb der Saalhof ihren Erben als ungetheilter Gesamtbesitz, als Ganerbschaft in sechs Stämmen. Nach der darauf bezüglichen Urkunde vom 30. Mai 1390 bestand das Lehen damals aus dem eigentlichen Saal und zwei anstossenden Häusern, Brabant genannt, sowie aus dem Fach und den Legeschiffen im Main; die Abmachung regelt die Verwaltung und zeigt, wie der Besitz für Messzwecke ausgenutzt wurde. Die Familie Knoblauch, in deren alleinigem Besitze der

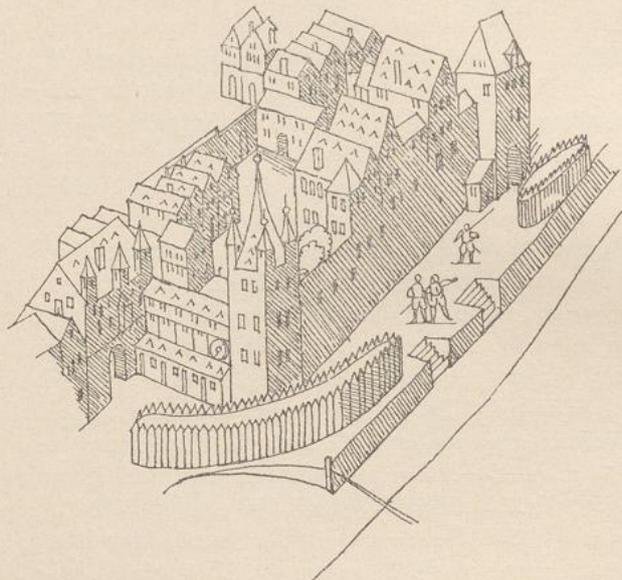


Fig. 1. Saalhof im Jahre 1552.

Saalhof sich noch befand, hatte es verstanden, ihn durch die Einrichtung als Kaufhalle zu einem werthvollen Besitzthum zu gestalten. Hier hatten die niederrheinischen und niederländischen Kaufleute in Messzeiten ihren Sitz; die Namen der anstossenden Häuser Brüssel und Brabant deuten schon auf die Benutzung durch die holländischen Messfremden hin. Die

¹⁾ Der Bau wird in der kaiserlichen Urkunde vom 11. November 1361 beschrieben: „uf unser und des reiches flecken, hofstad und mauren daselbest ze Frankford und mit namen uf die muren und den flecken hinten gelegen an dem gesezze, daz man nennet der Clabelauch, gen dem Moune . . . und mit namen die hofstadt, flecken und muren, die do anget an dem huse und gesezze hinten an dem Moune, daz man nennet Brüzzel, bisz an die Farporten, und stözzet auf den Moun hinten und bei seiten an beiden enden desselben Sales“ in seinem derzeitigen Bestand und wie ihn Jakob Knoblauch inne gehabt.

gute Rentabilität des Saalhofes, die allem Anscheine nach schon Heinrich Beyer von Boppard zu seinen Ansprüchen verleitet hatte, war wohl die Veranlassung, dass die Knoblauchschen Ganerben mehrere Versuche, ihnen den Saalhof zu entreissen, abzuwehren hatten. Im Jahre 1400 sagte aus einem uns unbekanntem Grunde der Ritter Johann zu Helfenstein der Stadt Frankfurt und allen, „die an dem gewanthuse zu Franckeford, daz man nennet des künigs Sal,“ Gewand und andere Waaren verkaufen, Fehde an; die Ganerben riefen in diesem Streite den königlichen Schutz an. Auf dem Konstanzer Konzil 1415 und 1417 hatten die Frankfurter Abgeordneten verschiedene Anfragen des Herzogs von Sachsen über den Saalhof zu beantworten, „darinne die von Prafant und andere ir gewant feile haben“; er wollte wissen — angeblich vom König Sigmund gefragt — wer ihn inne habe, wie gross die Pfandsomme sei. Auch damals wendeten sich die Ganerben an den König; es gelang ihnen offenbar, die Gefahr der Wiedereinlösung durch das Reich zu beseitigen und einen Befehl des Königs an die Stadt zu erwirken, dass diese ihren Bürgern verbieten solle, die im Saalhof verkehrenden Messfremden in ihre Häuser zu locken. Im Jahre 1425 drohte abermals die Gefahr der Wiedereinlösung und zwar durch den Erbkämmerer des Reichs, Konrad von Weinsberg, den Schirmer der Frankfurter Münze. Im Auftrage des Königs stellte er Nachforschungen nach den Lehensverhältnissen des Saalhofes an, offenbar, um ihn mit königlicher Bewilligung dem Reiche für dessen Münze in Frankfurt zurückzugewinnen; die Höhe der zur Wiedereinlösung nöthigen Summe war wohl eher der Grund, dass dieser Plan nicht zur Ausführung kam, als der lebhafteste Widerstand der Ganerben.¹⁾ Diese sind von dieser Zeit an unseres Wissens niemals wieder im Genusse des Lehens durch Wiedereinlösungsversuche gestört worden. Im Jahre 1439 schied der letzte Knoblauch, der noch an der Ganerbschaft betheiligte war, aus dieser aus, nachdem das Lehen über 100 Jahre in der Familie geblieben und von dieser zu hoher Rentabilität gebracht worden war; von da an bis zum Verkaufe von 1696 waren an der Ganerbschaft lediglich patrizische Familien betheiligte.

Nur weniges ausser Streitigkeiten der Ganerben unter einander ist uns aus der weiteren Geschichte des Saalhofes bekannt und verdient Erwähnung. 1488 hatten sich die Ganerben wieder gegen einen unrechtmässigen Bau zu wehren, welchen Veltin von Nesen, der Bewohner des Hauses zum Knoblauch, errichtet hatte: „ein gewelbe hinden inne denselben hoffe, nemlich inne das orte zwischen den ronden thorne und dem langen stocke, die beide inne den Salehoffe gehoren.“ Die Vermiethung an niederländische Kaufleute blieb bestehen; im Anfange des XVI. Jahrhunderts wurden hier die Messfremden aus Herentals und Maastricht als

¹⁾ Dass Konrad von Weinsberg bei seinen Absichten die Abstammung von dem S. 2, Anm. 1 erwähnten Ahnherrn geltend gemacht hat, ist nicht ersichtlich.

die Hauptmiether genannt. 1536 errichteten die Ganerben eine neue Ordnung, welche die Verwaltung zwei Baumeistern übertrug und die Austheilung des Ertrags in 6 Schüsseln, wie jetzt die Stämme hiessen, regelte; 1636 aber finden wir wieder 7 „Stämme“ als Theilhaber. 1603—1605 nahmen die Ganerben zur Errichtung eines grösseren Baues auf ihrem Besitze über 10000 Gulden auf. Damit wurde der „vordere Bau“, d. h. das Gebäude an der Saalgasse mit seinen drei Giebeln errichtet; der Grundstein wurde am 23. April 1604 gelegt, die Gesamtkosten beliefen sich auf beinahe 14000 Gulden. 1605 wurde auch „der alte Hinterbau vom Garten an unten an der Mauer, so an den Main geht, bis an den Thurm“ abgebrochen und ein neues Gebäude errichtet. Die damals gänzlich um-

gestalteten oder neuerrichteten Gebäude lässt Merians Stadtplan deutlich erkennen (Fig. 2).

Im Jahre 1696 bestand die Ganerbschaft des Saalhofes aus folgenden Personen: Freiherr Johann Erwin von Schönborn, Johann Jakob Müller, Philipp Nicolaus Fleischbein, Philipp Nicolaus Lersner, Matthaeus Karl Steffan von Cronstetten, Johann Hektor von Hynsperg. Diese verkauften am 30. Dezember 1696 den Saalhof an die Bürger und Handelsleute

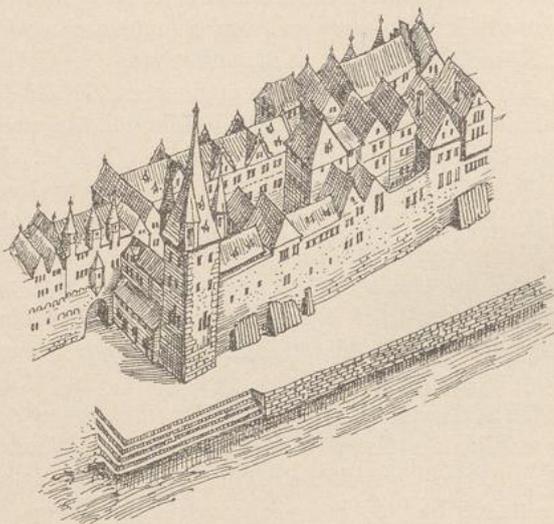


Fig. 2. Saalhof nach Merian.

Heinrich und Johann Bernus und deren Ehefrauen Johanna Margaretha, bezw. Helene, beide geborene Lang, um die Summe von 36000 Gulden; die verkaufenden Ganerben übernahmen die Verpflichtung, bis zum 1. Februar 1698 ohne Kosten für die Käufer und ohne Schmälerung der dem Saalhof zustehenden Freiheiten die Freigabe des Lehens und dessen Allodifizierung zu erwirken.

Die beiden Brüder Bernus, an zwei Schwestern verheirathet, waren kurz vorher als wohlhabende Kaufleute aus Hanau nach Frankfurt eingewandert. Sie haben den Bau nicht im besten Zustande übernommen; am baufälligsten war die nach dem Main zu gelegene Hauptwohnung. Schon am 24. März 1705 wandten sie sich an die städtischen Behörden, um die Erlaubniss zu einem Neubau auf der Mauer nach der Mainseite zu erlangen. Ein volles Jahrzehnt lang hat man sie hingehalten; der Grund für die Verweigerung des Baubescheides war offenbar die Befürchtung,

durch die Gestattung eines solchen Baues auf der Stadtmauer nach dem Main zu ein gefährliches Praecedens zu schaffen. Dem gegenüber machten die Brüder Bernus geltend, dass sie mit dem Saalhofe auch die Gerechtigkeit, auf und an diese Mauer nach Belieben zu bauen, erworben hätten, dass diese Mauer nicht städtisch, sondern zum Saalhof gehörig, also ihr Privateigenthum sei; die Anlaite werde erweisen, dass ihr Bau Niemandem zum Schaden, wohl aber der Stadt „zur Zierde und Splendeur“ gereichen werde. Am 25. Mai fand die Schöffenanlaite statt und fiel für die Brüder günstig aus, aber erst am 23. April 1715 wurde der Baubescheid nach dem eingereichten Risse den Brüdern Bernus ertheilt; sie hatten dafür 1000 Gulden an die Stadtkasse zu zahlen, dürften die Fenster des Rententhurmes nicht verbauen und mussten mit ihrem ersten, durch eiserne Stangen vergremsten Fenster sechs Schuh vom Thurme bleiben.

Der Bau nahm die Jahre 1715 bis 1717 in Anspruch; sein Abschluss scheint der unterirdische Wasserablauf in den Main gewesen zu sein, für welchen den Bauherrn wiederum eine hohe Gebühr abgenommen wurde. Der bei den Akten von 1714 befindliche Riss weist den Namen des Architekten des stattlichen Bauwerkes nicht auf. Diesem Risse entspricht auch die Ausführung nicht: er zeigt den auf die Stadtmauer aufgesetzten Bau in einer Façadenlänge von etwa 60 m, mit einem Obergeschoss, Dachstock und drei Giebeln, über dem runden Fenster des Mittelgiebels die Jahreszahl 1714. Aus der 60 m langen Façade mit den drei Giebeln geht hervor, dass die Gebrüder Bernus anfänglich beabsichtigten, auch die östlich an den Bau von 1717 anschliessenden Gebäude abzubrechen und dieses Grundstück neu zu bebauen; sie beschränkten sich aber aus unbekanntem Gründen auf die Bebauung des westlichen Theiles, gaben diesem zwei Obergeschosse und zwei viel höhere Giebel, als ursprünglich geplant. Die von Johann Scheidel gelieferten Steinmetzarbeiten fielen nicht zur Zufriedenheit der Brüder Bernus aus; sie geriethen darüber mit den beiden Meistern in Zwistigkeiten, welche der Rath durch zwei Mainzer Steinmetzen als Schiedsrichter schlichten liess.

Von den Erbauern der stattlichen Mainfront des Saalhofes starb der jüngere, Johann Bernus, kinderlos, während Heinrich nur einen Sohn, Jakob, hinterliess. Nach dem Tode des Vaters und Onkels vereinigte Jakob Bernus 1726—1749 den ganzen Besitz, den er auf einen Werth von 60 000 Gulden veranschlagte, in seiner Hand und hinterliess ihn als ungetrenntes Gesamteigenthum seinen fünf Kindern. Von da an bis auf den heutigen Tag wurde er von verschiedenen angesehenen Frankfurter Familien meist in der Form einer Besitzgenossenschaft besessen und verwaltet.

Eine höhere geschichtliche Bedeutung für Frankfurt hat der Saalhof an und für sich seit der Knoblauchschen Erwerbung nicht mehr gehabt; die Besitzer haben seine Gebäude von je her als Wohn- und Miethsräume benutzt. Zu den Miethern gehört in der jüngsten Zeit auch die Stadt

Frankfurt für die Stadtverordneten-Versammlung während des Umbaues von Alt-Limpurg und für einige städtische Aemter; schon in den 60er Jahren bis 1877 hatte die Stadt einige wenige Räume für ihre kleine Gemäldesammlung im Saalhofe miethweise inne.

Ueber die baulichen Veränderungen, welche das XIX. Jahrhundert dem Gebäudekomplexe brachte, lassen wir Karl Theodor Reiffenstein berichten; wir bringen seine Darstellung in aller Ausführlichkeit als charakteristisches Zeugniß seines Empfindens und Arbeitens in den alten Räumen, deren bauliche Verstümmelung ihn mit Wehmuth und Widerwillen erfüllt.

„29. Mai 1865.

Der alte Saalhof fesselte von je her meine Aufmerksamkeit und Einbildungskraft in hohem Grade, und meine ersten, mit künstlerischem Bewusstsein ausgeführten Darstellungsversuche habe ich an seinen verschiedenen Gebäuden ausgeübt. Immer zog es mich unwiderstehlich durch das Thor in den stillen Hof, und obgleich ich damals (1835—36) kaum wusste, dass es ein historisch so wichtiges Gebäude sei, kehrte ich doch stets dahin zurück. Damals war es leicht und bequem, in dem Hofe Studien zu machen, indem die weitläufigen Gebäude beinahe unbewohnt lagen und der grösste Theil der unteren Räume, als Gewölbe und Waarenlager vermietet, selten besucht wurden. Hohes Gras wuchs reichlich daselbst und der Ort war einsam und abgeschlossen, indem das Geräusch des öffentlichen Lebens nicht so leicht hinein drang, überhaupt in der Stadt damals noch lange kein so lebhafter Verkehr herrschte wie heutzutage. Namentlich aber war der sogenannte dicke Thurm und die alte Kaiserkapelle, die ebenfalls als Waarenlager vermietet war, der stete Gegenstand des Erstaunens und der Untersuchung, und es wurden von mir diese an malerischem Reize unendlich reichen Gebäude, damals noch unbewusst ihres baugeschichtlichen Werthes, zu wiederholten Malen gezeichnet und gemalt. Wenn ich diese alten Abbildungen ansehe, beschleicht mich ein eigenes Gefühl von Wehmuth, wie bei dem Anblick des Bildes eines längst heimgegangenen geliebten Todten. Heimgegangen sind sie nun die alten Bauten, wenigstens der grössere und wichtigere Theil derselben, und der schöne Nachruf und die vortreffliche Bearbeitung und Darstellung, welche ihrem Andenken mein Freund, der nun ebenfalls verstorbene General Krieg v. Hochfelden in dem Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst Heft 3 widmete, gibt ein so vollständiges Zeugniß ihres Werthes und ihrer Bedeutung ab, dass es sich kaum verlohnen dürfte, noch etwas Weiteres hinzuzufügen, und dennoch sind gewisse malerische Reize unberührt geblieben, deren nähere Darlegung der Zweck dieser Zeilen ist, welche übrigens nichts weiter sein sollen als erklärende Winke zu den Abbildungen.

Trat man durch das alte Thor in den Hof, so fand man sich sogleich von einer eigenthümlichen Stimmung angeweht, hervorgerufen durch die

Einsamkeit, die daselbst herrschte, und durch den Anblick der alten Gebäude, von denen er eingeschlossen war, und obwohl die meisten derselben dem Jahre 1604 und sogar der Hauptbau nach dem Maine zu mit seinen kleinen Höfchen noch einer späteren Periode, nämlich dem Jahre 1717 ihre Entstehung verdankten, so lag doch ein gewisser Zauber der Unberührtheit über ihnen, der allerdings seinen Hauptgrund in dem etwas stark vernachlässigten Zustande derselben finden mochte. Die Fenster mit den runden Scheiben waren meistens erblindet, auch fehlten der Scheiben manche und an Spinnweben war kein Mangel. Der jetzt noch stehende Vorbau mit der Thorhalle, welcher neueren Ursprungs ist, war das Einzige was auf eine störende Weise an die Neuzeit erinnerte, schon durch seinen hellen reinlichen Anstrich und die stets blank gescheuerten Messingknöpfe an der Thüre und dem Klingelzug; er führt zu dem modernen, bewohnten Theile. Wenden wir uns desshalb von ihm ab, so gewahren wir, durch die Halle hindurchsehend, gleich den alten Ziehbrunnen mit dem verzierten Hackensteine und der Eisenrolle daran. Er stand in der Ecke und der ganze Bau, dem er angehörte, nebst dem daran stossenden, mit den alten Fenstern und Thüren und dem mit Schiefersteinen beschlagenen ersten Stock war höchst malerisch.

Der dicke Thurm war ein merkwürdiges Gebäude, an dem die Baukunst beinahe eines jeden Jahrhunderts ihre Spuren zurückgelassen hatte. . . Die furchtbar dicken Mauern waren theilweise geborsten, namentlich in den oberen Stockwerken, die im XIV. Jahrhundert aufgeführt wurden; doch war im Innern das Mauerwerk vortrefflich erhalten und an dem im Erdgeschoss liegenden, an die Kapelle stossenden Gewölbe keine Spur von Zerstörung zu bemerken. Die Fenster mit ihren tiefen Blenden in den dicken Mauern liessen nur spärlich Licht ein und waren auch theilweise mit mancherlei seltsamem Geräthe verstellt. Aber die Kapelle! Welch ein Schauer durchrieselte mich, als ich sie zum erstenmal betrat, die ich lange vorher gekannt aus den Erzählungen und Zeichnungen meines verehrten Freundes und Lehrers Hessemer. Der Eindruck war nicht zu beschreiben, und ich werde mich wohl hüten, es mit Worten zu thun; es ist unmöglich. Es war ein trüber Regentag, und die Beleuchtung durch das kleine Fensterchen aus dem engen Höfchen sehr schwach. Kaum konnte man die Meisselarbeit an den Kapitälern erkennen, und erst nachdem sich das Auge an die herrschende Dunkelheit gewöhnt hatte, war man im Stande die einzelnen Dinge darin genauer zu unterscheiden. Es herrschte eine Todtenstille, und ein Modergeruch trug nicht wenig dazu bei, den Eindruck zu verstärken. Der Boden, auf dem wir stehen, ist karolingisch im Sinne des Wortes, denn der halbrunde Thurm und das Stück Ringmauer sind im Unterbau die einzigen und höchst seltenen Ueberreste karolingischer Befestigung. Obgleich Krieg v. Hochfelden dies zur Evidenz nachweist, so habe ich das damals im Jahre 1836, also sechs Jahre früher, doch auch schon gewusst, woher weiss ich allerdings

nicht mehr; allein es musste in der Luft geschwebt haben, denn wir Architektenschüler betrachteten es als eine ausgemachte Sache, die sich traditionell von einem Semester in das andere auf die Neueintretenden fortpflanzte. Ja wir waren sogar im Besitze von Gypsabgüssen der vorzüglicheren Säulen-Kapitäle dieses alten Baues, und lange Zeit war ich in dem Irrthum geblieben, es seien diese Ornamente der Ausdruck der karolingischen Periode, während sie der hohenstaufischen Zeit angehören. Erst einige Jahre später, als Kallenbach mit seiner vortrefflichen Modellsammlung hierher kam, entschwand mir durch seine Belehrung dieser unbewusst eingeschlichene Irrthum (1842).

Am malerischsten und verlassensten aber zeigte sich die kleine Kapelle von dem kleinen Höfchen aus, das auf der Südseite vor ihr lag; es war dies ein gar heimliches stilles Plätzchen mit altem Pflaster und stark mit Gras bewachsen durch die von allen Seiten hineingeleiteten Dachtraufen. Hier konnte man sich so recht in die alte Zeit versetzt glauben, und wurde durch nichts in diesem Eindruck gestört. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde die Kapelle im Jahre 1208 erbaut, und zwar aus den Ueberresten eines älteren anderen Baues, wie Krieg v. Hochfelden vortrefflich und klar darthut. Der obere Aufbau aber mit der Säulenstellung und dem gekuppelten Fenster gehört wahrscheinlich in das XV. Jahrhundert (!).

Der Unterbau des viereckigen Thurmes stammt aus dem Ende des X. oder Anfang des XI. Jahrhunderts; das oberste Stockwerk aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Die Gebäude nach dem Maine hin gehören ihrem jetzigen Bestande nach (1836) dem Jahre 1604 an, denn auf dem Plane von Merian sind sie bereits in der Form vorhanden, wie sie eben dastehen.¹⁾ In ihnen findet sich ein höchst seltsames Gewinkel von Gängen, Stuben und Treppchen, und ihr unterer Theil, dessen äussere, nach dem Maine zu gerichtete Wand die alte Stadtmauer ist, zeigt im Erdgeschoss noch ganz deutlich von innen die zugemauerten Schlitz und Zinnen, die allerdings auch von aussen sehr sichtbar sind. In dem Theil des Hofes, welcher rechts vom Eingang nach dem Fahrthor hinzieht, und ebenfalls von Gebäuden des Jahres 1604 eingeschlossen wird, finden sich weniger bemerkenswerthe Dinge, doch ist derselbe ebenfalls malerisch genug, wie die Abbildung bezeugt. Von ihm aus gelangt man neben einen Brunnen, mit schönen Verzierungen in Stein gehauen, in ein kleines Höfchen. Ueberall liegt heute noch uraltes Pflaster, zum Theil sogar noch rothe Sandsteine; dazwischen wuchs reichliches Gras und verlieh dem Ganzen einen höchst malerischen und poetischen Reiz, der nunmehr in unseren Tagen zum Theil verschwunden ist.

Die Nachricht, der Saalhof wird abgebrochen, traf uns alle wie ein Donnerschlag und brachte unter uns damals noch ganz jungen Leuten eine merkwürdige Aufregung hervor. Wir hatten uns theilweise an den

¹⁾ Vgl. oben S. 6.

Studien und den damit verbundenen Eindrücken gross gezogen und sollten das nun Alles mit einem Male vor unsern Augen fallen sehen. Alles lief hin und zeichnete und mass. Wo die Sachen alle hingekommen, weiss ich nicht. Was ich damals rettete, befindet sich in meiner Sammlung. Einzelne Stellen existieren noch, allein die Hauptgebäude fielen. Nur die Kapelle blieb stehen, wurde aber auch in ihrem Aeusseren ziemlich modernisiert. Im Jahre 1842 im Frühling begann der Abbruch der oben erwähnten Gebäude, und wurde ein neues Haus an deren Stelle gesetzt; die Ecken des viereckigen Thurmes an der nördlichen Seite desselben, sowie die ganze Seite blieben mit der östlichen Wand, an welcher die Kapelle angelehnt ist, stehen, so dass noch heute der Umfang, den das Gebäude einnahm sichtbar ist.

Die nach dem Maine zu gelegenen, auf die alte Stadtmauer aufgesetzten Gebäude aber wurden nebst dieser bis auf den Grund abgebrochen. Das Thor, welches den Eingang in den Hof bildet, war früher überdacht, neben ihm befindet sich eine Cisterne für Regenwasser. Die mehrfach erwähnten, ebenfalls im Jahre 1604 erbauten, nach der Saalgasse liegenden Häuser haben durch die Veränderung ihrer Fensterstellung viel von ihrem ursprünglichen Aussehen eingebüsst. Die geschnitzten und gemalten Holzgiebel rettete ich glücklicherweise im Bilde, indem am 3. Mai 1863 behufs einer Reparatur derselben der alte Kalkputz heruntergeschlagen wurde, wodurch die Ornamente, welche ich schon lange daselbst vermuthet hatte, zum Vorschein kamen. Nun aber sind sie auch für immer verloren, indem man die Ausbesserung, wie dies hier in Frankfurt gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, den Handwerkern überliess, welche ohne alles Verständniss der Formen die Ausladungen in einer Weise veränderten und dann alles mit einem jede Spur von früher verhüllenden Kalkputz überkleisterten, dass selbst das geübteste Auge nicht mehr im Stande ist, den früheren Werth darin wiederzufinden. Man sehe meine genau nach der Natur gefertigte Abbildung und vergleiche sie mit dem jetzigen Bestand.

11. April 1878.

Im gegenwärtigen Augenblick werden in dem im Hofe gelegenen Mittelbau eine Menge umfassender und durchgreifender Reparaturen vorgenommen, bei denen ein grosser Theil der alterthümlichen Charakterzüge leider verloren geht; es werden, wie man sagt, Arbeiterwohnungen darin eingerichtet. Die runden Scheiben in den Fenstern verschwinden; das alte Holzwerk verliert seinen charakteristischen rothen Anstrich u. s. w. Thüren werden zugemauert, Fenster verändert, kurz alles umgestaltet. Bei dieser Gelegenheit soll auch ein alter Kamin, auf welchem sich die Jahreszahl 1591 eingehauen fand, entfernt worden sein; gesehen habe ich ihn nicht selbst, sondern wurde mir sein Dasein durch Herrn Dr. jur. Haag, den langjährigen Bewohner und Verwalter des Saalhofes, mitgetheilt. Auch in dessen nach der Saalgasse hin gelegenen, nunmehr von ihm

verlassenen Wohnung finden sich eine Menge alterthümlicher Einrichtungen vor, wie alte, aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts stammende Treppengeländer, verzierte Decken u. s. w. Namentlich erregte meine besondere Aufmerksamkeit ein altes Stück Mauer, das nach den Häusern gegen das Fahrthor hin den Saalhof abgrenzt; eine an demselben befindliche alte Bogenstellung oder Verblendung bedarf einer besonderen Aufmerksamkeit.

29. April 1878.

Den Kamin habe ich heute gesehen, er hat ganz einfache Renaissance-Gliederung und trägt auf dem Gesimse wie schon erwähnt wurde eine Jahreszahl, welche jedoch 1695, nicht aber 1595 heisst. Weiter fand sich noch eine Figur des heiligen Gallus vor, die aus dem vorigen Jahrhundert stammt; sie ist ungefähr 3 Fuss hoch und ohne künstlerischen Werth. . . .

23. Juni 1879.

Soeben werden die nach der Saalgasse hin gelegenen Räume im Innern durchaus verändert, Wände herausgenommen u. s. w. und das ganze untere Geschoss zu Läden eingerichtet; auch wird später die Aussen- seite nach der Strasse dem entsprechend verändert; sie ist unregelmässig, vielfach umgebaut und entstellt, aber trotzdem auch reich an interessantem Detail, namentlich Holzschnitzerei an den Giebeln, die leider total überkleistert und verdeckt sind. Die vielen Thüren sind theils mit Rundbögen, theils mit Spitzbögen oder waagerechtem Sturz überdeckt, Fenster nach Bedürfniss hineingebrochen u. s. w. Mit ihrer Veränderung fällt ein Stück Altfrankfurt.

17. August 1879.

Seit ungefähr vier Wochen hat die Veränderung der nach der Saalgasse gerichteten Seite der Häuser begonnen; sie bestand aus einem ziemlich langem Gebäude mit Zwerggiebeln, welche zierlich in Holz geschnitzt waren und eine Menge von Fenstern und Thüren unregelmässig durch einander gestellt, theils mit Spitzbogen theils mit Rundbogen überdeckt, auch mehrere mit Segmentbogen, kurz aus den verschiedensten Zeiten zusammengewürfelt; höchst eigenthümlich und charakteristisch für das alte Frankfurt, das durch die Veränderungen wieder ein Hauptkennzeichen verliert.

Goethe beschreibt diese Häuser in „Dichtung und Wahrheit“ so lebendig, dass jedes weitere Wort als Ueberfluss erscheint.¹⁾

¹⁾ Bei der Schilderung der Illumination während der Krönung von 1764: „Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmässiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmässig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Grösse übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoss bilden eine verworrene Aussenseite, die

26. Oktober 1879.

Heute wurde das alte mit einem Spitzbogen überdeckte Eingangsthor des Hofes in Folge der Veränderung des oben benannten Gebäudes eingeschlagen. Die nach der Saalgasse hin stehende Seite mit den Giebeln und den unregelmässigen Thüren und Fenstern ist in einer Weise verändert, die alles, was mir bis jetzt von Unverständniss der Bauformen vorgekommen ist, weit hinter sich zurücklässt.

8. November 1879.

An die Stelle des alten Thores ist nun ein neues getreten, das mit einem Rundbogen überwölbt ist. Ein auf dem Dache angebrachtes Zwerghaus neben den alten schönen Giebeln überlasse ich der Beurtheilung der geneigten Leser, ebenso die Wappen mit ihrer Umgebung, welche man über dem Thore angebracht hat.

28. Juni 1880.

Mittlerweile sind die Wiederherstellungsarbeiten vollendet und lassen an Geschmacklosigkeit und Unverständniss der Bauformen nichts zu wünschen übrig. Der leitende Architekt hat sich da ein sonderbares Denkmal gesetzt, dessen Eindruck nur dadurch abgeschwächt wird, dass man dahier an derartige Schöpfungen gewöhnt ist.

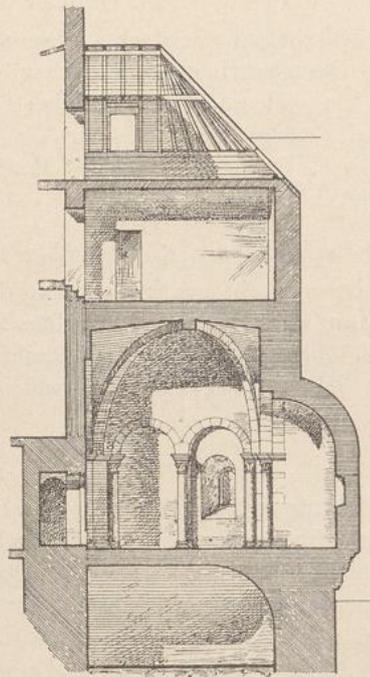
Der Saalhof besteht aus einer im Süden und Norden an Strassen liegenden, im Osten und Westen an Nachbarhäuser grenzenden Gebäudegruppe. Von dem Hof ist durch Verbindung des Mittelbaues mit einem Vorsprung des südlichen Gebäudes ein kleinerer Hof abgetrennt.

Die Räume des Saalhofes dienen fast alle zu Wohn- und gewerblichen Zwecken, nur das erste Obergeschoss des Südbaues wird zur Zeit von der Stadtverwaltung miethweise benutzt.

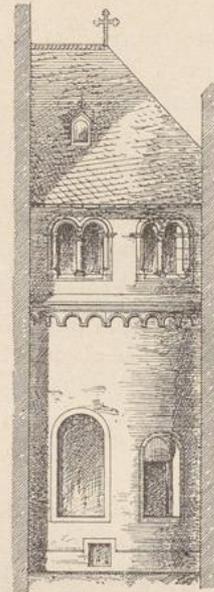
Den ältesten Theil bildet die an der Ostseite gelegene, gegen die Südfaçade zurückspringende Kapelle. Sie ist massiv erbaut, verputzt und mit Schieferdach überdeckt. Der Grundriss derselben ist ein stark überhöhter Halbkreis mit geradem westlichen Abschluss. Fig. 3—6 bringt Grundrisse, Schnitt und Ansicht zur Darstellung.

Die östliche Chornische ist an der Aussenseite vor dem Unterbau vorspringend auf schichtenweise über einander vorgelegten und abgegliederten Gesimssteinen ausgeführt (Fig. 7). Die nördliche und südliche innere gerade Mauerflucht ist in der Mitte gebrochen; in dieselben sind

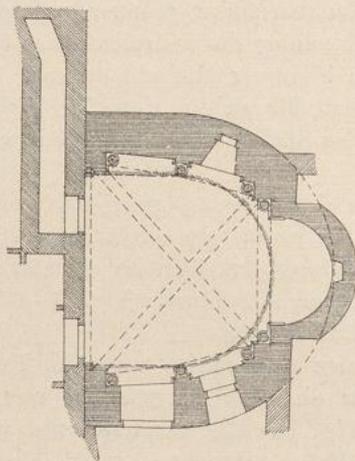
von Niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmässigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt und hatte jedes Fenster, jede Thüre, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und missgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde“.



Schnitt.

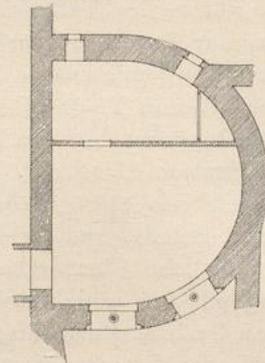


Südseite.



Erdgeschoss.

- KAROLINGISCHE ZEIT
- SÄCHSISCHE u. FRÄNKISCHE ZEIT
- HOHENSTÄUFISCHE ZEIT
- 11. JAHRHUNDERT¹⁾



Obergeschoss.

Grundrisse.

Fig. 3-6. Saalhof; Kapelle.



¹⁾ Zeitbestimmung nach Krieg v. Hochfelden.

je 3 freistehende Säulen eingebaut, welche zwei scharfkantige Bogen in gekuppelter Form tragen. An der Nischenwand befinden sich zwei Säulen, auf denen der Bogen vor der Nische ruht. Die Kapitäle der Säulen (Fig. 8—11) sind bis auf zwei an der nördlichen Seite und das mittlere südliche (Fig. 11) verschiedenartig gestaltet und von derber Arbeit; jedes derselben trägt ein Stück Gebälk, aus Platte, Hohlkehle, Viertelstab und Plättchen bestehend, auf welchem die Bögen ruhen. Die steilen Säulenbasen (Fig. 12) sind mit eckblattähnlichen Formen versehen. In derselben Profilierung

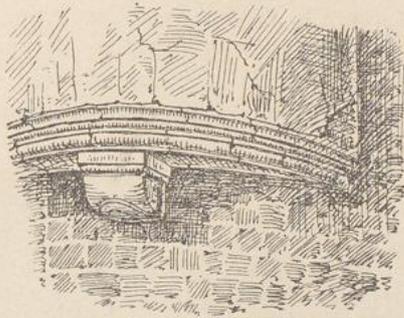


Fig. 7. Saalhof; Kapelle, Tragstein der Nische.

sehen. In derselben Profilierung

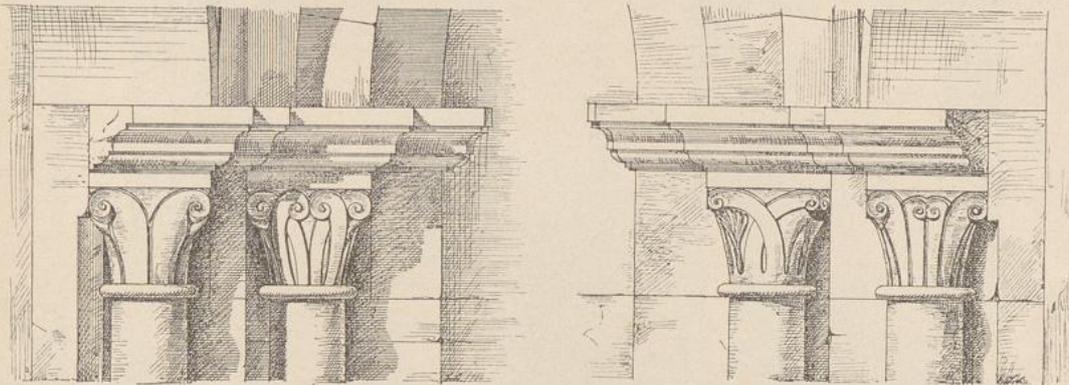


Fig. 8-9. Kapitäle an der Ostwand.

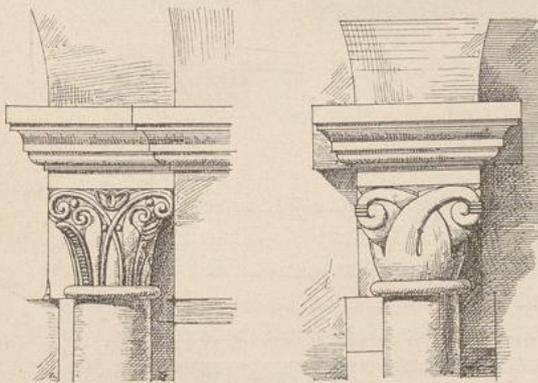


Fig. 10-11. Kapitäle an der Südwand.

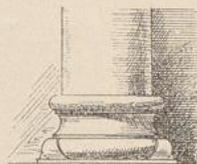
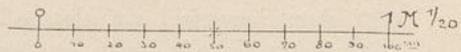


Fig. 12. Säulenbasis.
Saalhof; Kapelle.



wie die Basen sind die Sockel der Lisenen und Ecken. Die Decke bildet ein Kreuzgewölbe, aus dessen vier Ecken eben so viele vierkantige Gratbögen hervortreten, deren innere Fläche rechtwinklig auf der diagonalen Richtung der Grate stehen; an dem oberen Theile des Gewölbes treten diese mit dem Maass ihrer Breite vor dem gemauerten Gewölbe hervor, während sie nach dem Widerlager zu in der Dicke abnehmend sich in der Mauer verlieren. Die Säulen mit ihren Bögen, die Nischenbögen,

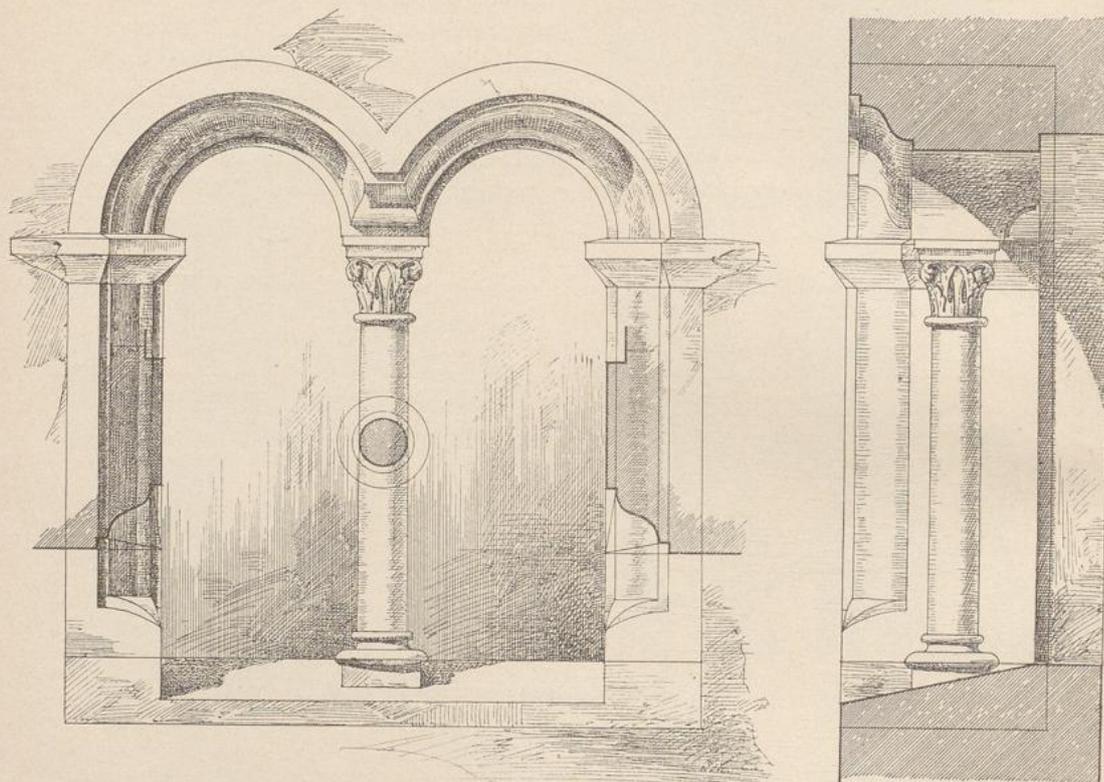
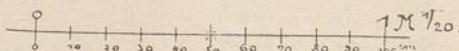


Fig. 13-14. Saalhof; Kapelle, östliches Fenster im Obergeschoss.



sowie die Gratbögen des Gewölbes sind aus rothem Sandstein gefertigt. Die Schildbögen der West-, Nord- und Südseite sind als Kreisbögen konstruiert, derjenige der Ostseite als Spitzbogen. Von den beiden südlichen Fenstern war das östliche 1839 noch nicht vorhanden, während das westliche einer früheren Zeit entstammt. In der Nordwand befand sich im östlichen Bogenfeld ein kleines Fenster, welches später zugemauert wurde. Unter der Kapelle liegt ein Gewölbe, zu welchem früher eine grosse mit

einer Steinplatte bedeckte Oeffnung im Fussboden führte. Ueber dieser Kapelle befindet sich ein Obergeschoss mit zwei Räumen, dessen Gurtgesims in Fussbodenhöhe desselben, an der Aussenseite nach dem Süden aus Fragmenten unregelmässig zusammengesetzt ist; auf der entgegen-



Fig. 15. Saalhof; Thurm beim Abbruch 1842.

gesetzten Seite ist dasselbe nur theilweise vorhanden. Das Gurtgesims von rothem Sandstein zeigt über einem mit Viertelstab und Plättchen profilierten Rundbogenfries ein aus Platte, Hohlkehle und vortretendem

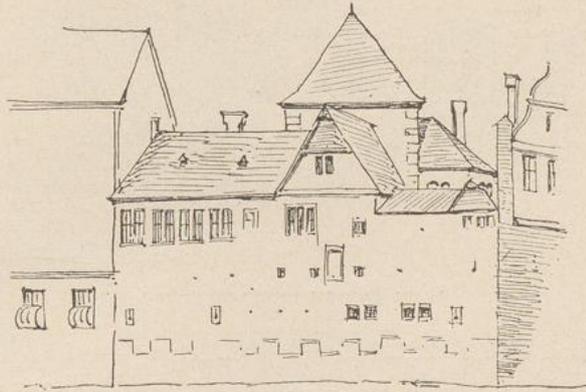


Fig. 16. Saalhof; Thurm, Südseite.

Wulst bestehendes Deckgesims. Dieses Stockwerk wird von der Südseite durch zwei gekuppelte Fenster und auf der Nordseite durch ein kleines Bogenfenster und ein gerade geschlossenes Fenster beleuchtet. Die Theilung der gekuppelten Rundbogenfenster (Fig. 13—14) geschieht durch freistehende Säulchen mit flachen Basen und schönen Laubkapitälen.

Umrahmt wird das östliche Fenster durch ein aus Karnies und Plättchen, das westliche durch ein aus Hohlkehle und Plättchen gebildetes Profil. Die seitlichen Kämpfergesimse bestehen aus Platten und unterer Abschrägung. Die Profile der Gewände endigen auf einem abgerundeten Wasserschlag. Die Fensterbank ist glatt und nur mit starker Abwässerung versehen. Das kleine Bogenfenster zeigt keine Profilierung. Die massiven Theile der gekuppelten Fenster bestehen aus Basalt. Das zweite Stock-

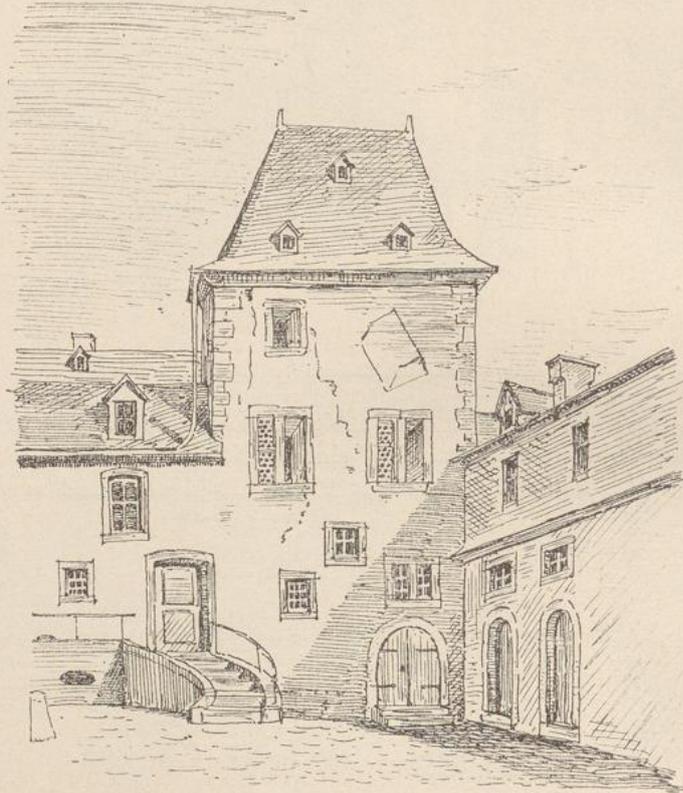


Fig. 17. Saalhof; Thurm, Hofansicht.

werk wird durch eine Balkendecke abgeschlossen. Zwei bogenförmig abgeschlossene Gauben dienen zur Beleuchtung des Dachraumes. Auf der Dachspitze erhebt sich ein einfaches Kreuz von Metall.

Jetzt dient die Kapelle und das darüber befindliche Stockwerk zu Wohn- und Geschäftszwecken.

Krieg v. Hochfelden, welcher 1844 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst dieses älteste Bauwerk der Stadt architektonisch beschrieb und würdigte, weist den Unterbau der Karolinger-Zeit zu und sieht in ihm einen Rest der ältesten Befestigung der Stadt; die Erbauung

der Kapelle setzt er in den Anfang des XIII. Jahrhunderts und vermuthet, dass sie eilig für die Aufbewahrung der Reichskleinodien errichtet wurde und zwar nach dem Vorbilde der Kapelle in Trifels, wo sie sich früher befanden; Gesims und Bogenfries gehören nach ihm etwa der Zeit um 1150 an und waren ursprünglich für ein anderes Gebäude bestimmt; den Anbau über der Kapelle mit gekuppelter Säulenstellung hält er für ein Werk des XV. Jahrhunderts.

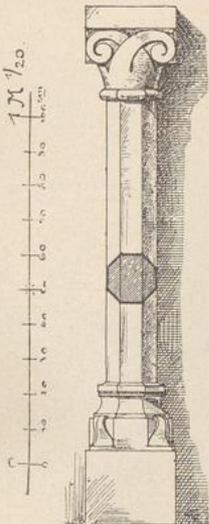


Fig. 18. Saalhof;
Säule im Hof.

Westlich von der Kapelle befand sich ein thurmartiges Gebäude (Fig. 15 und Fig. 16 von der Südseite) von drei Stockwerken, dessen Grundfläche ein längliches Viereck bildete, wovon die längere Seite sich an die Kapelle anschloss. Fig. 17 zeigt ein Reiffensteinsches Bild beim Abbruch des Thurmes im Jahre 1842. Von dem Thurm ist noch die Mauer gegen die Kapelle mit dem darin befindlichen Gang von 0,73 m Breite und 6,00 m Länge erhalten. Der Gang ist rund überwölbt, bis zum Scheitel 1,88 m hoch und liegt 12 cm höher wie die Kapelle; er steht durch eine Thüre von 0,95 auf 2,08 m Grösse mit letzterer in Verbindung.

Im Hofe eingemauert sind zwei Säulen von Basalt, von welchen Fig. 18 eine Abbildung bringt.

Fig. 19 zeigt Fussboden-Plättchen, die beim Abbruch des Thurmes gefunden wurden.

An der Saalgasse liegt der im Jahre 1604 errichtete Vorderbau. Das aus einem Keller-, Erd-, Ober- und Dachgeschoss bestehende, massiv erbaute, verputzte, mit Schieferdach überdeckte Gebäude enthält in seinem Inneren nichts Bemerkenswerthes. Die Strassenfront in gothischem Stile wurde im unteren Theile in ihren Thüren und Fenstern merklich verändert. Die im Obergeschosse befindlichen zwei- und dreifach zusammengefassten Fenstergruppen haben glatte Umrahmungen von Sandstein. Ueber dem Steinunterbau erheben sich seitlich zwei grosse Giebel (Fig. 20) und in der Mitte ein kleinerer Giebel (Fig. 21) in Fachwerk und Renaissanceformen.



Fig. 19. Saalhof;
Fussbodenplättchen.

Bei einer 1881 vorgenommenen Wiederherstellung durch Baurath Wagner wurde ihre Holzarchitektur von der verdeckenden Schieferbekleidung freigelegt. Die Felder des Fachwerkes sind beiderseitig verputzt, das Holz springt durchschnittlich 2 cm vor den Verputz. An einer Stelle ist eine Ausmauerung mit Backsteinen sichtbar. Die Giebel, auf Konsolen vor die Mauerflucht gekragt, durch-

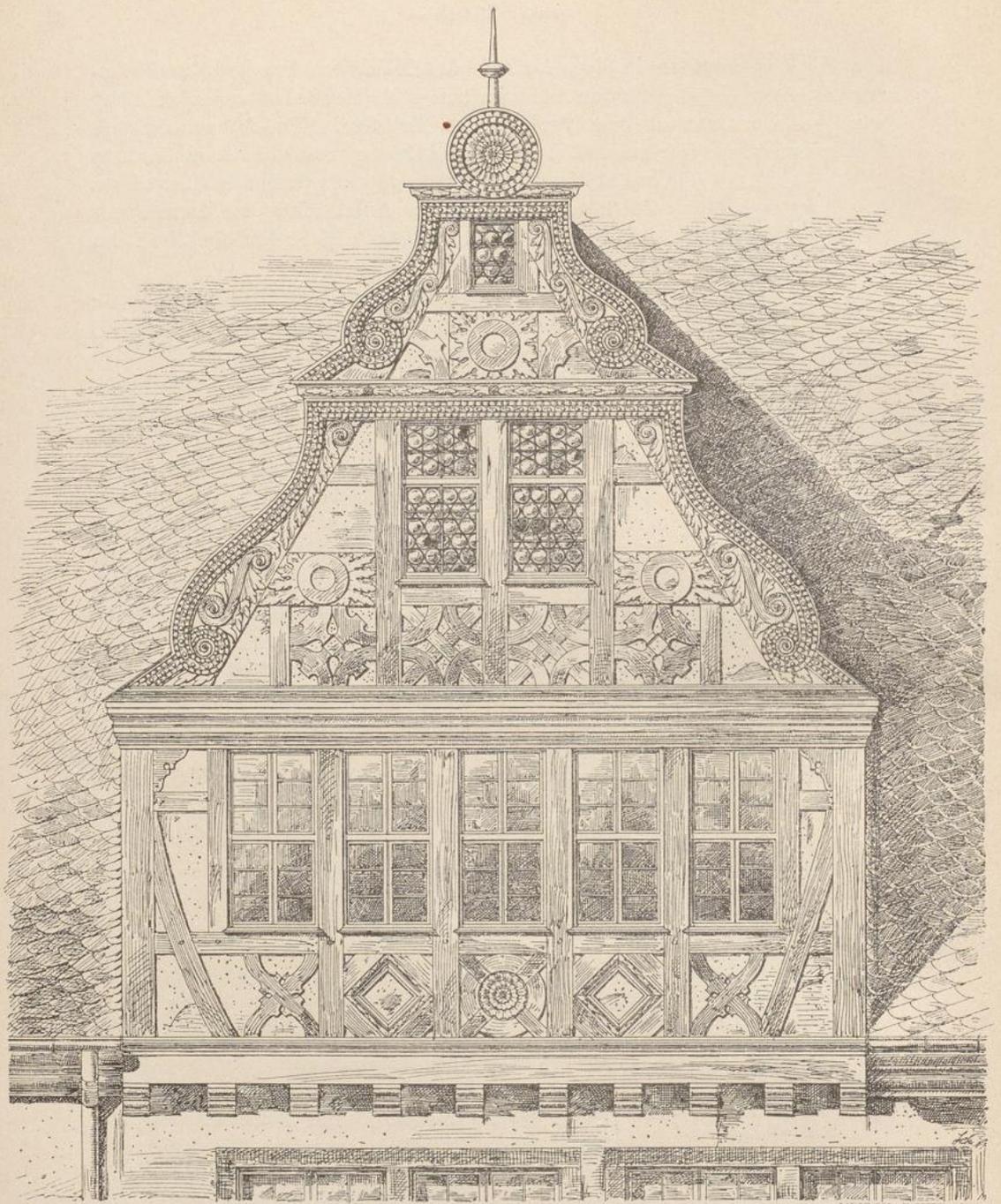
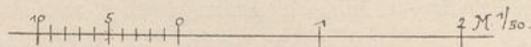


Fig. 20. Saalhof; Giebel an der Saalgasse.



schneiden das Hauptgesims und gehen durch zwei Geschosse, Dachgeschoss und Speicher.

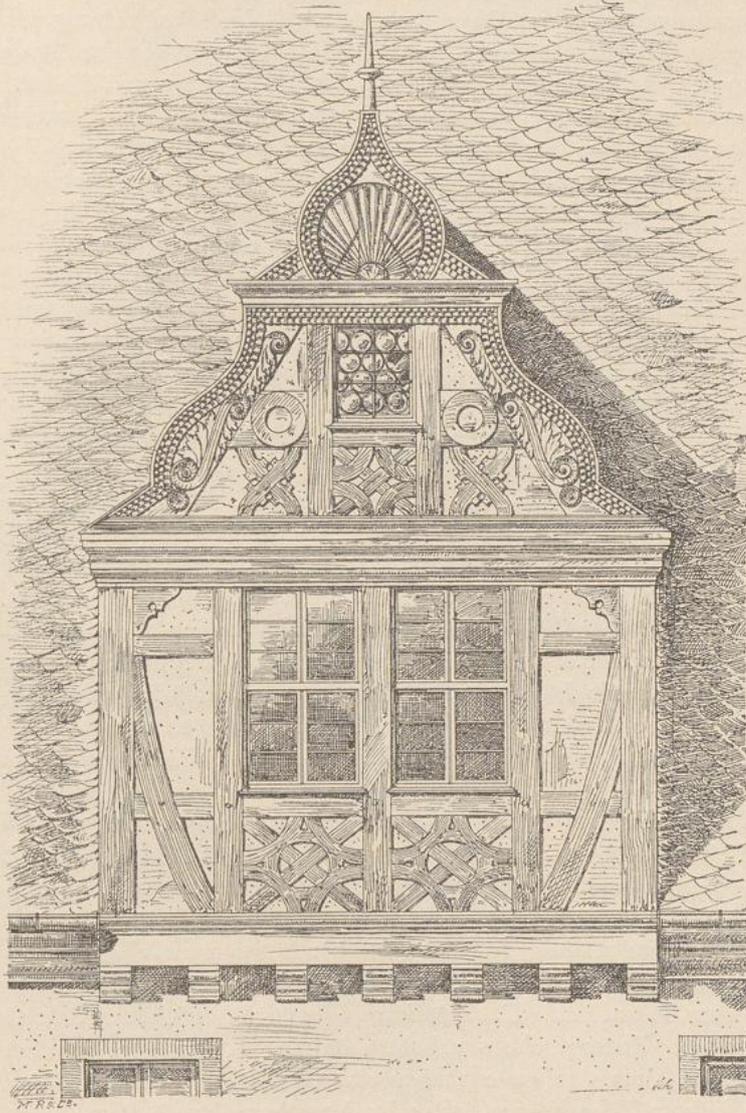
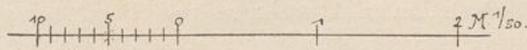


Fig. 21. Saalhof; Giebel an der Saalgasse.



Die Brüstungen sind mit schönen, zum Theil geschnitzten Füllungsmotiven geschmückt. Auf der Innenseite sind die Fensterumrahmungen

abgefast und mit Wasserschlag über dem Fensterbrett versehen. Zwischen dem grossen und dem kleinen Giebel befinden sich zwei neuere Holzgauben in italienischer Renaissance. Die Hofseite des Nordbaues ist im Erdgeschoss verputzt, im Obergeschoss mit Schieferbekleidung versehen. Ueberdeckt wird die Einfahrt zum Hof durch einen neueren Bogen mit den Wappen der Familien Bernus, Knoblauch, Metzler und Zoller.

Der eingeschossige, massive Ostbau zeigt in den aus Sandstein bestehenden Thür- und Fensterumrahmungen des Untergeschosses die Bauformen vom Ende des XV., in den Fenstern des oberen und Dachgeschosses die des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts; die Bogenstürze im Erdgeschosse haben ein reicheres Profil, welches sich mit den einfach gefasten Gewänden verschneidet. Eine der Thüren ist noch wohl erhalten; sie besteht aus starkem Eisenblech mit einem Beschlag von wagrecht und senkrecht über einander gelegten Flacheisen, auf deren Kreuzungen Rosetten sitzen; sie gehört ebenso wie der schöne schmiedeeiserne Thürklopfer in das Ende des XV. Jahrhunderts.

Ohne weitere künstlerische Durchbildung ist der wohl dem Anfange des XIX. Jahrhunderts angehörende Mittelbau; das Erdgeschoss ist massiv und verputzt, das Obergeschoss mit Schiefer verkleidet. Die Dachdeckung besteht in Schiefer. Die nach dem kleineren Hof führende Durchfahrt ist mit einem Kreuzgewölbe überdeckt; in derselben ist über einer Thür ein Sturz mit Simsbekrönung und der Jahreszahl 1591 eingemauert. Ein gegen den grösseren Hof an dem Mittelbau stehender Brunnenpfeiler aus rothem Sandstein hat seitliche Füllungen mit Spitzquadern, eine runde und zwei halbrunde Füllungen. Ueber dem Kapitäl ladet eine unten und seitlich mit Akanthusblättern geschmückte Konsole weit aus; den Abschluss des Pfeilers bildet ein Postament mit darüber befindlichem obeliskartigen Aufsatz.

Am stattlichsten zur Wirkung kommt durch seine Lage und Grösse der 1717 vollendete Südbau und der westliche Flügel neben dem Rententhurm. Der letztere Flügel am Fahrthor wird durch die nördlich an den Rententhurm stossenden Bauten zur Hälfte verdeckt, die Südansicht (Fig. 23) ist vollständig frei. Das Gebäude ist massiv ausgeführt, mit verputzten Flächen zwischen den aus rothem Sandstein bestehenden Architekturtheilen. Die Ueberdeckung geschieht durch ein Schieferdach. Ueber einem Untergeschoss erhebt sich das 4,15 m im Lichten hohe Erdgeschoss, dem das erste und zweite Obergeschoss mit 3,85 m, bezw. 3,70 m lichter Höhe folgen. Das Dachgeschoss hat 3,00 m lichte Höhe und der darüber befindliche Dachboden 3,20 m bis zum First. Im Unterbau der Südseite befinden sich mehrere von Basalt eingefasste Kellerfenster und zwei in neuerer Zeit hergestellte Thüren. Die Umrahmung der Erdgeschossfenster (Fig. 24 und 25) besteht in reichgegliederten Gewänden und Sturz, welche erstere auf profilierter Bank mit Untersatz stehen; auf dem seitlich zurückgesetzten Plättchen der Gewände schliesst

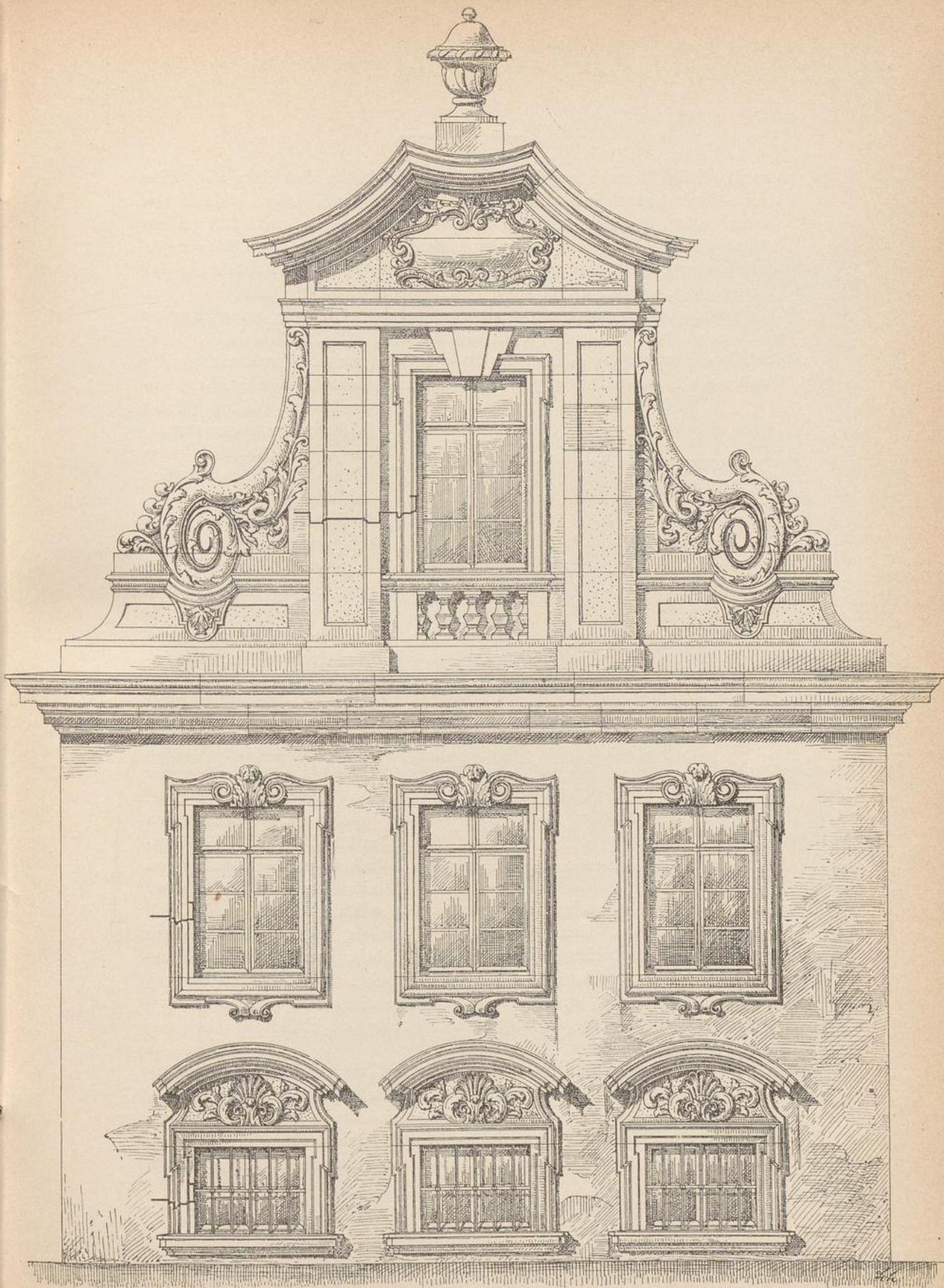


Fig. 22. Saalhof; Giebel der Westseite.

10 5 9 1 2 M. 1/50.

das Profil des Sturzes architravartig mit Oberkante desselben ab. Eine reiche Verdachung bekrönt das Fenster. Die vor den Fenstern befindlichen Gitter treten in ihrem unteren Theile vor und haben seitlich verzierte Füllungen. Ueber einem Gurtgesims befinden sich die massiven Brüstungen der Fenster des ersten Oberstockes. Im Uebrigen ist die Ausbildung der Obergeschossfenster der Süd- und Westansicht gleich. Während im ersten Obergeschoss die Fenster mit einer Flachbogenverdachung, unter welcher sich eine schöne Füllung mit Muschel und seitlichen Blättern befindet, überdeckt sind, zeigen die Fenster des zweiten Obergeschosses in der Mitte des Sturzes ein Akanthusblatt, gegen welches sich das äussere Plättchen der reich-

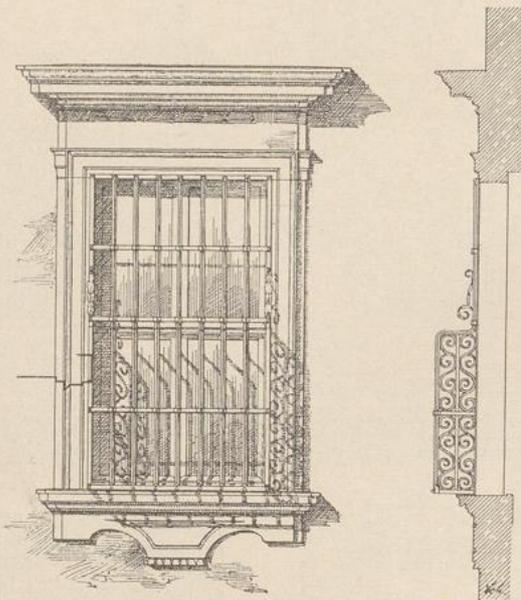


Fig. 24—25. Saalhof; Erdgeschossfenster der Südfront.

profilirten Umrahmung beiderseitig zusammenrollt, an der Bankunterkante bildet dieses Plättchen eine konsolartige Endigung.

Ueber dem Hauptgesims erheben sich an der Südseite zwei grosse, durch zwei Stockwerke gehende massive Giebel. Der mittlere Theil derselben ist von zwei grossen Pilastern eingefasst, welche das Gebälk mit reicher Kartusche und die dreitheilig gebrochene Bogenverdachung tragen. Die drei unteren Fenster des Giebels sitzen auf geschlossenen Brüstungen mit Balastern. Die Sturzmitten werden durch gegen einander gerollte Blätter

ausgezeichnet. Ein ovales Fenster mit schöner Einfassung befindet sich oben in der Mitte. Den Abschluss des Giebels bildet eine verzierte Kupfervase. Entsprechend den südlichen Giebeln ist der westliche ausgebildet (Fig. 22). Nur durch ein Stockwerk gehend, besitzt er ein Fenster mit Brüstung und Profilierung wie an der Südseite. Das Dach gegen Süden wird durch drei untere und zwei obere kleinere Gauben mit Verdachung belebt.

Die Hofseite des Südbaues ist in ihrer Art wie die Vorderansicht gehalten, verputzt und mit Architekturtheilen in rothem Sandstein versehen. Bemerkenswerth ist hier ein Doppelportal mit Rundbogen abgeschlossen (Fig. 26). Auf Pilastern sitzen die Archivolten, von welchen die äusseren Platten sich gegen ein Schlusssteinblatt zusammenrollen. Die seitlichen

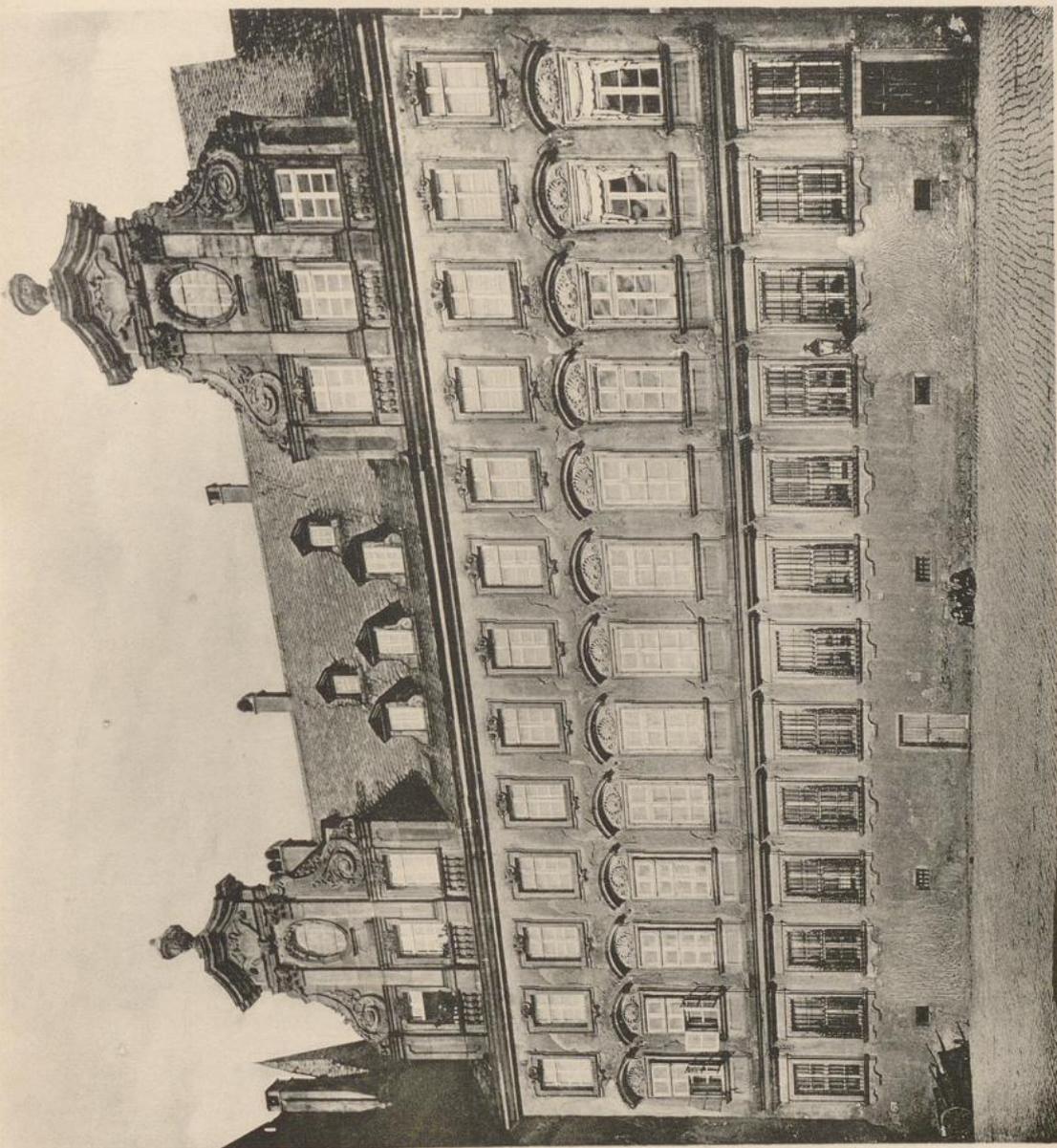


Fig. 23.

SAALHOF; SÜDSEITE.

Zwickel sind mit schönen Blattbildungen versehen; der mittlere enthält das Wappen der Familie Bernus. Dem Doppelportal verwandt sind die noch vorhandenen fünf einfachen, sich gleichen Portale, die über den Schlusssteinblättern ein Gebälkstück tragen. In einem Portal findet sich noch ein Oberlichtgitter, dessen Stäbe strahlenförmig nach dem Mittelpunkt gehen. Die Fensterumrahmungen sind glatt. Im Erdgeschoss sind die Fenster mit senkrechten und wagrechten Eisenstäben vergittert.

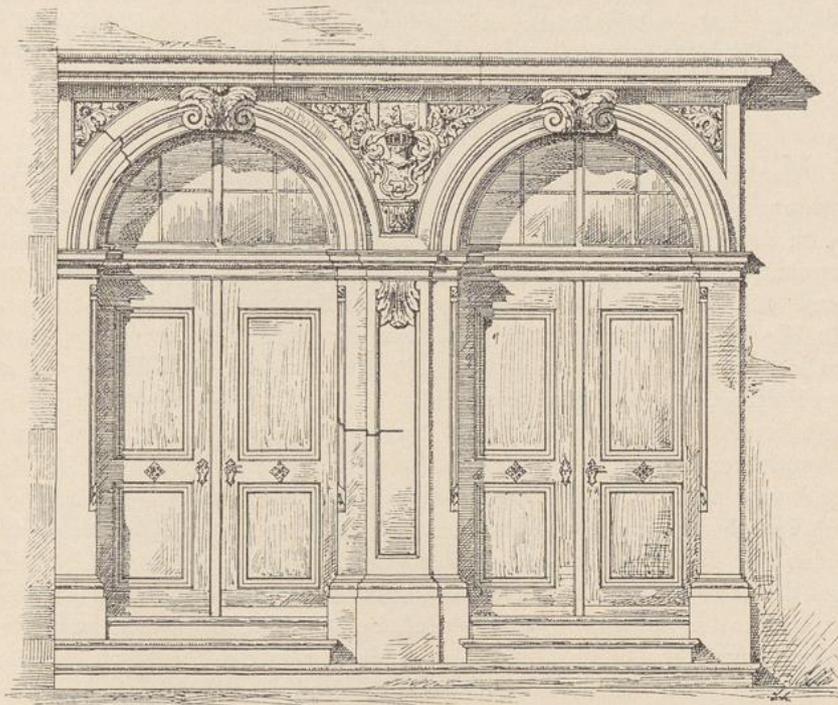
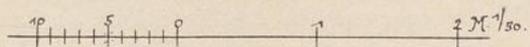


Fig. 26. Saalhof; Portal im Hof.



Das Innere des Gebäudes bietet nichts wesentliches. Im zweiten Obergeschoss sind Wände und Decken mit Malerei aus neuerer Zeit versehen. Zwischen der Kapelle und dem Barockbau erhebt sich ein von Rudolf Burnitz 1842 errichteter Putzbau in romanisierenden nüchternen Formen, in unschönem Gegensatz zu dem stattlichen Bau der Brüder Bernus von 1717.

FÜRSTENECK.

Archivalische Quellen: v. Eichards Geschlechtergeschichte, verschiedene Faszikel, im Stadtarchiv I; Währschafts- und Insatzbücher ebenda; Reiffensteins Text im Historischen Museum; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung II; Gwinner, Kunst und Künstler S. 520; Zeitschrift des Mitteldutschen Kunstgewerbe-Vereins, Neue Folge, III, Heft 3; Lotz, Die Baudenkmäler im Reg.-Bez. Wiesbaden S. 175; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 34, 59.

Von der Geschichte dieses Hauses, welches von je her ein Bürgerhaus war, ist nur wenig bekannt; was Battonn über seine ältesten Schicksale zu berichten weiss, ist zumeist falsch oder beruht auf unsicheren Vermuthungen. Das Grundstück gehörte zum alten Judenviertel und befand sich 1362 im Besitze des Schöffen Johann von Holzhausen; er hatte die Hofstatt zuerst in Miethe von der Stadt, bevor er sie eigenthümlich erwarb. 1362 schloss er mit den benachbarten Hausbesitzern einen Vertrag, aus welchem hervorgeht, dass er damals auf seinem Grundstück baute. 1399 wird das Haus zum ersten Male unter dem Namen Fürsteneck erwähnt.

Aus dem Besitze der Familie von Holzhausen kam das Fürsteneck durch Vererbung an die von Breidenbach; 1447 wurde es von Johann von Breidenbach für 1530 Gulden an Wigand von Heeringen verkauft.¹⁾ Im Laufe des XV. Jahrhunderts muss das Haus die stattliche festungsähnliche Gestalt erhalten haben, in der es noch heute weit über die bürgerlichen Häuser seiner Umgebung hervorragt; welcher von den Besitzern das Haus neu erbauen liess, ist nicht festzustellen. Von den Heeringen wurde es an die von Hynsperg vererbt, von diesen an die von Sundhausen und Schleinitz. 1582 kam das Fürsteneck, nachdem es über zwei Jahrhunderte in patrizischem Besitze gewesen, in das Eigenthum einfacher Bürger; am 6. April dieses Jahres verkauften die auswärts lebenden Brüder Wolf Albrecht, Georg Hans, Sigmund und Abraham von Schleinitz das Haus Fürsteneck nebst Hof, zwei anstossenden Zimshäusern und den Hof hinter der Behausung zum Grünen Baum für 3100 Gulden an den Tuchgewandler Seifried Deublinger, welcher das neue Besitzthum herstellen und anstreichen liess. Am 27. März 1609 verkauften Deublingers Erben das Haus an den Handelsmann Dieterich Gossmann, welcher 5000 Gulden dafür zahlte. Der

¹⁾ Niemals war ein Fürstenberger Eigenthümer des Hauses; daher ist auch die Erklärung des Namens als Fürstenberger Eck abzulehnen. Philipp Fürstenberger, welcher 1439—1441 als stellvertretender Schultheiss das Haus besessen und neuerbaut haben soll, hat niemals jene Würde bekleidet.

neue Besitzer war 1596 als Krämer aus Düsseldorf ins Frankfurter Bürgerrecht eingetreten; er erwarb 1616 auch das südlich anstossende Haus zur Wiede. Aus Verhandlungen, welche Gossmann 1614 mit seinen Nachbarn führte, geht hervor, dass er an dem Hause einige bauliche Aenderungen vornahm. Zu diesen hat auch die Herrichtung des Hauptzimmers mit dem berühmten Wandgetäfel und der Stuckdecke gehört, die sich seit 1891 im Museum des Kunstgewerbe-Vereins befinden und worüber die Baubeschreibung Näheres berichtet. Ist es bis jetzt auch noch nicht gelungen, den hervorragenden Meister des Wandgetäfels festzustellen, so kennen wir doch wenigstens aus der Inschrift auf der Rückseite des einen Wappens dessen Verfertiger, dem zweifellos auch die Stuckdecke zuzuschreiben ist; es war Christian Steffan aus Langula in Thüringen, welcher das Häfnerhandwerk erlernt hatte und im März 1615 als einziger „Bossierer“ in der Stadt in deren Bürgerrecht eingetreten war; es ist derselbe Künstler, welcher wenige Jahre später die herrlichen Stuckarbeiten in der Gruft des Landgrafen Philipp III. von Hessen in der Stadtkirche zu Butzbach angefertigt hat.¹⁾

Der Hausherr Dieterich Gossmann, welcher 1596 Maria Witten aus Neuss geheirathet hatte, starb am 30. Dezember 1620.²⁾ Sein und seiner Frau Wappen auf dem stattlichen Grabstein des Ehepaares auf dem St. Peters-Kirchhof stimmen völlig mit den beiden Wappen Meister Steffans überein; das Zimmer ist also für Dieterich Gossmann und seine Frau hergestellt worden. Gossmann war nach Allem, was wir von ihm urkundlich wissen, ein reicher Herrscher, welcher sehr wohl in der Lage war, das Hauptzimmer seines Hauses so herrlich auszumöbeln. Da er ohne Kinder starb, so gingen das Fürsteneck und die Wiede in den Besitz von Verwandten über, welche ersteres Haus nach 1650, letzteres 1636 verkauften.

Die von Reiffenstein im Auszuge mitgetheilten Hausurkunden berichten nur noch von mehrfachem Wechsel der Eigenthümer, die von 1582 ab sämtlich dem mittleren Bürgerstande angehörten. Grössere Aenderungen am und im Hause scheint lediglich der 1786 in den Besitz gekommene Anton Zickwolff vorgenommen zu haben. Er liess 1791 die Spitzbogenthüren des Erdgeschosses in geradlinige verwandeln, das einfache gehaltene Getäfel im Saal des zweiten Obergeschosses herausnehmen, die hölzernen Treppengeländer durch eiserne ersetzen u. s. w.; die unteren Räume wurden durch die Einrichtung als Lager für Eisenwaaren stark verändert. Den Saal im ersten Obergeschoss liess der neue Besitzer bestehen und „damit noch nicht zufrieden, liess er auch alle Möbel in antikem Geschmack verfertigen und brachte dadurch das Ganze in eine bezaubernde

¹⁾ Kunstdenkmäler im Grossherzogthum Hessen, Kreis Friedberg, S. 33.

²⁾ Lersner II, 2, 123; Epitaphienbuch des St. Peters-Kirchhofs im Historischen Museum.

Harmonie“, wie Battonn berichtet. Seit dieser Zeit, um 1800, hat das Haus im Inneren wie im Aeusseren noch eine Reihe von Veränderungen erlitten, die wir hier nicht aufzuzählen brauchen.

Der heutige bauliche Zustand des Hauses zum Fürsteneck gibt nicht in allen Theilen genügenden Aufschluss über die ehemalige Gestaltung desselben. Der Bau ist mit einem stumpfen Winkel an der Ecke der Fahr-Gasse und dem Garküchen-Platz gelegen und schloss mit dem Nachbarhause zu den drei Sauköpfen einen beiden Häusern gemeinsamen, nach der Strasse offenen Hof ein. Der Letztere lässt sich, obwohl er zum grössten Theil eingebaut worden ist, noch erkennen. In der Hoffront des Hauses zum Fürsteneck befindet sich eine Brunnennische mit der zum Aufziehen der Gefässe erforderlichen eisernen Vorrichtung. Vom Ziehbrunnen selbst ist nichts weiter mehr zu erkennen.

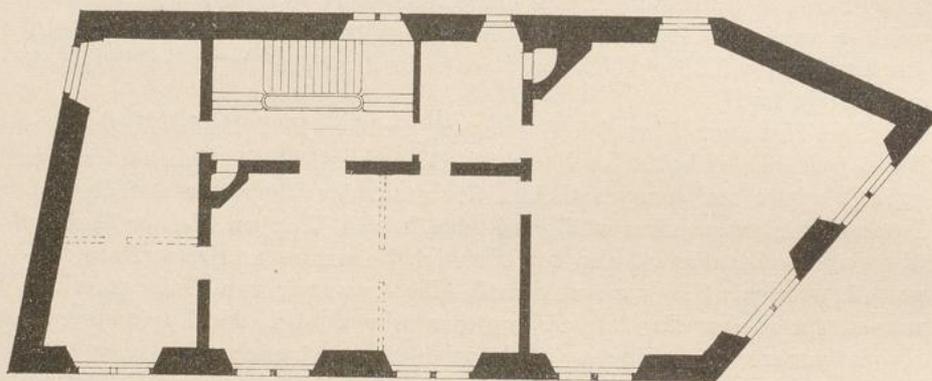
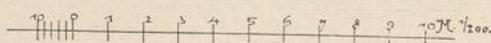


Fig. 27. Fürsteneck; Grundriss des I. Obergeschosses.



Die Façadenwände zeigen nach der Fahr-Gasse vier und nach dem Garküchen-Platz zwei Doppelfenster in jedem Stockwerk (Fig. 27 und 28). Die Gewände dieser Fenster sind nur im ersten Obergeschoss von einer Hohlkehle umzogen, im Uebrigen aber scharfkantig bearbeitet. Im Erdgeschoss befand sich eine grosse, von Kreuzgewölben überdeckte Halle, die sich durch Spitzbogen-Arkaden nach der Strasse öffnete und in welche die Treppe eingebaut war. Den neueren baulichen Veränderungen und der Einrichtung von Verkaufsläden sind die Arkaden zum Opfer gefallen. Reiffenstein zeigt uns in seiner, in Fig. 28 wiedergegebenen Abbildung das Haus mit diesen Bogen. Die Form derselben zwei der Kreuzgewölbe von der Halle sind im Inneren des Hauses erhalten geblieben. Eine einfache Thüre führt an der Rückseite der Halle nach dem oben genannten Hofe.

Unser Grundplan gibt die Räume des ersten Obergeschosses wieder. In den anderen Geschossen finden wir mit Ausnahme des Eckzimmers, an

dessen Stelle zwei Wohnräume treten, die gleiche Anordnung. Die punktiert eingetragenen Wände dürfte der ursprüngliche Plan nicht enthalten haben.

Die von der Halle ausgehende Treppe endigt im zweiten Obergeschoss und es beginnt hier eine neue schmälere und steilere Treppe über dem Lauf der vorigen. Diese führt bis zum Dachboden und hat ein aus gedrehten Säulchen sehr hübsch geformtes Treppengeländer. Es sind diese Pfosten in der Art derjenigen, die wir an der Treppe des Salzhauses in der Wedel-Gasse wiederfinden. Die Geländer der beiden unteren Treppen-

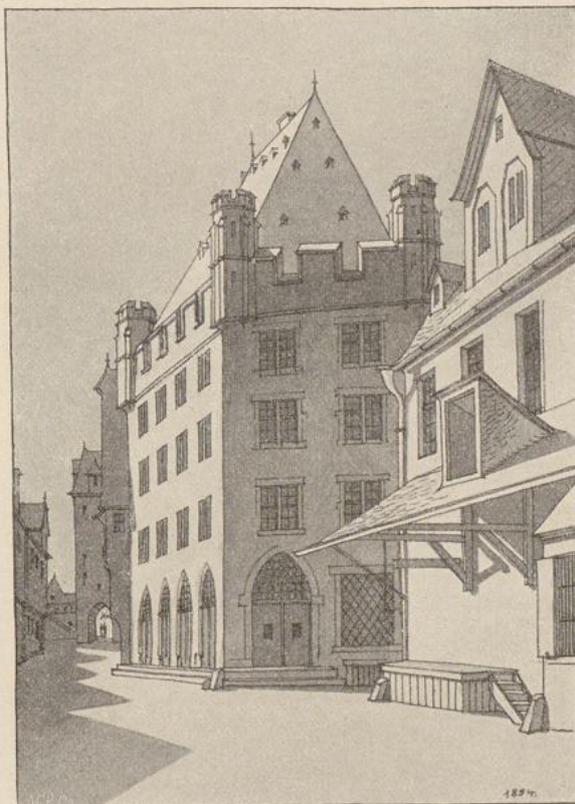


Fig. 28. Fürsteneck.

läufe sind in Eisen und stammen nebst einigen einfachen Fenstergittern aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts.

In jedem Stockwerk gelangt man zunächst in einen langgestreckten, dielenartigen Vorplatz, von dem alle Zimmer zugänglich und auch die Kamine zu bedienen sind. Nur im ersten Obergeschoss ist dieser Vorraum nicht mehr vorhanden und durch ein später eingefügtes Zimmer verbaut worden. Das unregelmässig im Grundplan gebildete Eckzimmer daselbst, zugleich der grösste Raum des Hauses, enthielt bis vor wenigen Jahren

eine der vornehmsten und kunstvollsten Wandbekleidungen im Stile der deutschen Renaissance (Fig. 29). Dem Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Verein gebührt das Verdienst, dass diese werthvolle Arbeit unserer Stadt erhalten geblieben ist. Sammt einer getreuen Wiedergabe der in Stuck ausgeführten Decke (Fig. 30), die ebenfalls der deutschen Renaissance angehört, fand das Tafelwerk glückliche Aufnahme im hiesigen Museum des genannten Vereins und gibt, da die Raumverhältnisse gewahrt blieben,

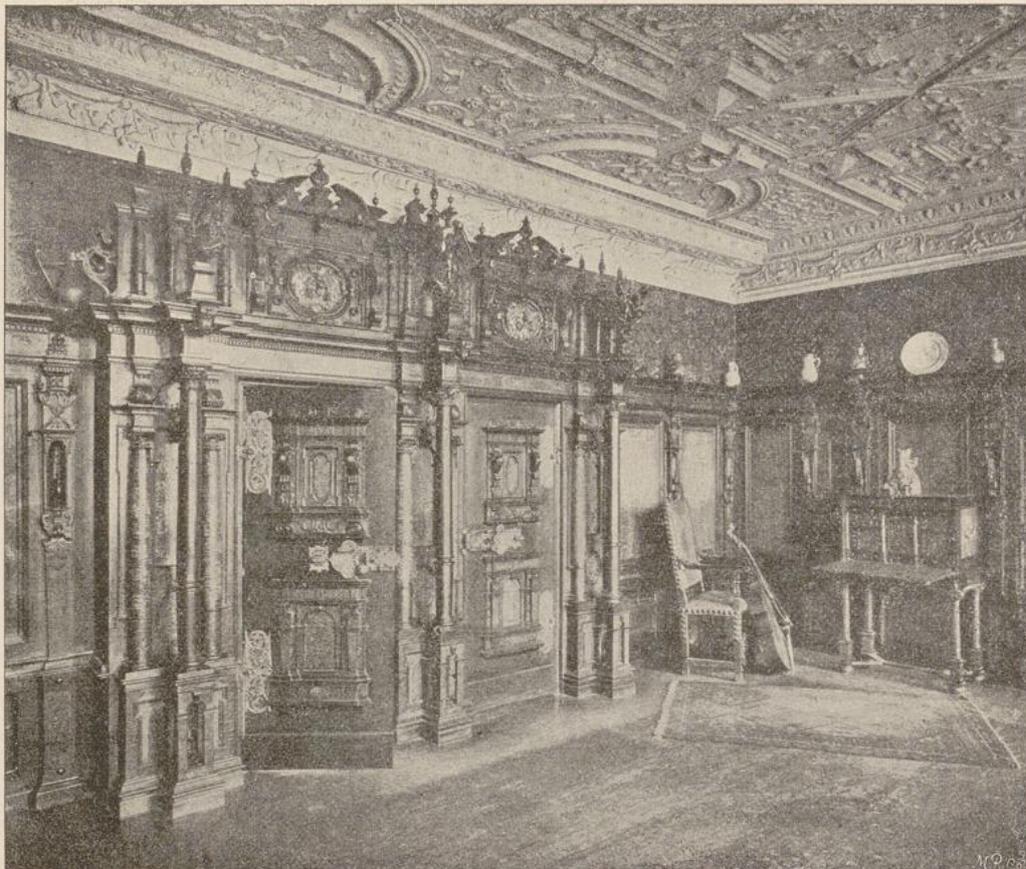


Fig. 29. Fürsteneck; Zimmer im I. Obergeschoss.

die Wirkung des Zimmers auf das Beste wieder. Der von uns hier beigefügte grüne Thonofen (Fig. 31), der sich heute in diesem Zimmer befindet, gehört, wie die Form zeigt, einer späteren Zeit an. Wir wiederholen hier Luthmers Beschreibung des Fürsteneck-Zimmers aus der Zeitschrift des Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins:

„Seit März 1891 ist die Sammlung des Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins zu Frankfurt a. M. durch ein Zimmeretäfel bereichert worden,

welches nicht allein als einer der wenigen Reste von Altfrankfurter Patrizier-Ausstattung hohes lokales Interesse beansprucht, sondern auch vom allgemeinen kunstgeschichtlichen Standpunkt als ein vornehmes Dekorationsstück der deutschen Spätrenaissance Beachtung verdient. Es hatte bis vor wenigen Jahren seinen Platz in dem alten, mit spätgothischen Eckthürmchen gezierten Bürgerhause zum Fürsteneck in der Fahr-Gasse als vielbesuchte Sehenswürdigkeit und oft umworbene Objekt für Lieb-

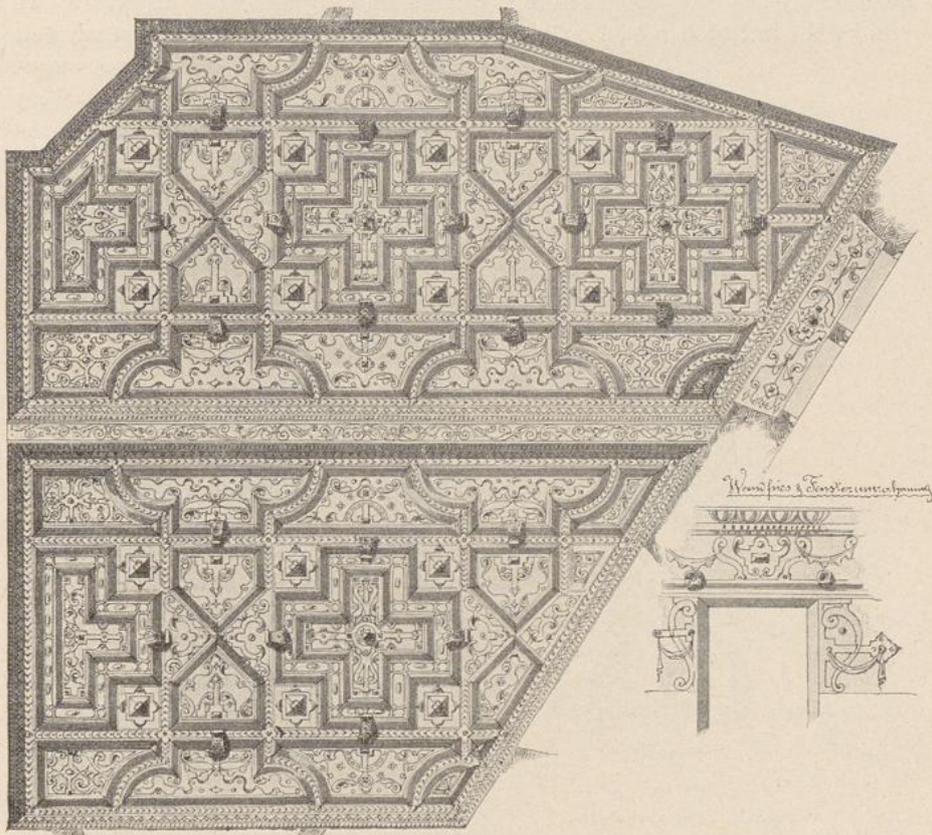


Fig. 30. Fürsteneck; Stuckdecke.
 $\frac{1}{15}$ nat. Grösse.

haber — erzählt man doch, dass seiner Zeit schon Louis Philippe ein hohes, aber vergebliches Kaufgebot gemacht habe. Um so grösser war auf der einen Seite die Enttäuschung, als sich vor etwa drei Jahren die Nachricht verbreitete, das „Fürsteneck-Zimmer“ sei nach dem Auslande verkauft — auf der andern Seite die freudige Genugthuung, als dasselbe nach etwa Jahresfrist wieder im Frankfurter Kunsthandel auftauchte. Dem entschlossenen und opferwilligen Zugreifen des Vorsitzenden des Frankfurter Vereins gelang es, dasselbe für den Besitz des letzteren zu

sichern. Nach einer sehr sorgfältigen, von sachkundiger Hand und unter steter Aufsicht bewirkten Reinigung und nach minimalen Ergänzungen des geradezu wunderbar erhaltenen Werks — wunderbar, wenn man in Betracht zieht, dass der mit demselben ausgestattete Saal viele Jahre einem Tanzlehrer als Uebungsort gedient hatte! — fand es seine Aufstellung in dem an die Sammlungsräume des mehrgenannten Vereins anstossenden Sitzungszimmer. Die Decke, eine mit etwas derbem Ornamente gezierte grosse Kassettheilung, welche im Original wohl direkt an Ort und Stelle in Stuck modellirt war, wurde abgeformt und den veränderten

Raumverhältnissen aufs beste angepasst, die Fenster mit Bleiverglasung und dem Schmuck einiger werthvoller gemalter Scheiben versehen. So ist dies hervorragende Werk alter Holzdekoration in würdigster Weise dem Publikum zur Schau gestellt.

Während in dem ursprünglichen Raum das Getäfel einem unregelmässigen Fünfeck angepasst war, umzieht es heute die Wände eines rechteckigen 5,5 m auf 7,80 m messenden Zimmers. Die 2 m hohe Täfelung gliedert sich in glatte Füllungen, mit atlasglänzendem, ungarischem Eschenholz furnirt, welche durch eigenthümliche Lisenen getheilt sind. Zwei nach unten verjüngte Stützen von äusserst bewegter Zeichnung, oben unter dem Kapitäl in zwei seitliche, mit gedrehten Knöpfen verzierte Hörner ausgeweitet, in der Mitte durch eine Nische mit einer gedrehten Docke unterbrochen, fassen zwischen sich eine der Höhe nach zweigetheilte,

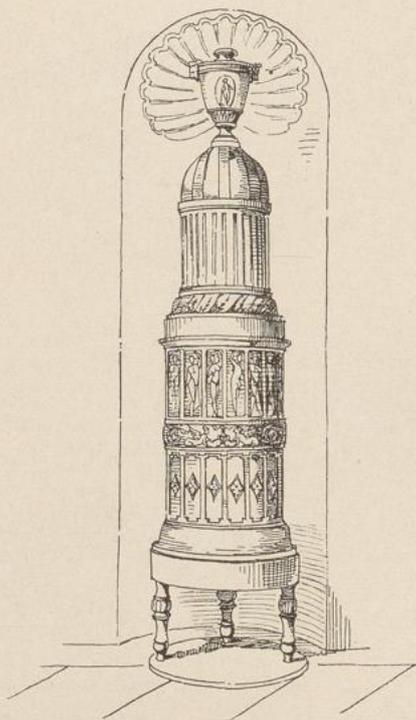


Fig. 31. Fürsteneck; Ofen.

mit einem reichen Nischenmotiv dekorirte Füllung. Die reichste Verwendung verschiedenfarbiger Hölzer, sowie die überall angebrachten Intarsien geben dieser Theilungsarchitektur einen hohen farbigen Reiz. Geschweifte Konsolen, über das Hauptgesims hinübergreifend und wieder mit den gedrehten Knöpfchen besetzt, endigen die Stützen nach oben. Die Leibungen der Fenster sind mit einem einfacheren und breiteren Nischenmotiv bekleidet, in dessen bekrönendem Aufsatz Medaillons mit vorspringenden Köpfen angebracht sind, welche die vier Welttheile in je einem männlichen und einem weiblichen Bewohner charakterisiren. Der unter dem mit Zahnschnitten versehenen Hauptgesims rings umlaufende

Fries ist mit länglichen Ornamentfüllungen geschmückt, die abwechselnd in schwach aufgelegtem Relief und Intarsia gehalten sind. Auch der Sockel ist den Wandtheilungen entsprechend gegliedert, in verkröpfte und reichprofilirte Füllungen aufgelöst und mit Intarsia geschmückt. Die bis jetzt beschriebene Wandbekleidung wird an zwei Stellen durch reichere Gruppen unterbrochen: an einer Schmalwand durch einen Waschschrank und in der Mitte der den Fenstern gegenüberliegenden Langwand durch die überaus reich gestaltete Zwillingsstür. Der Waschschrank, zweietagig, unten mit dorischen Säulchen, oben mit elegant gezeichneten Kandelabersäulen gegliedert, ist etwa gegen Ende des XVII. Jahrhunderts seiner Bestimmung entzogen, wie eine den Charakter dieser Zeit tragende ornamentirte Füllung beweist, welche jetzt die ursprüngliche obere Nische schliesst. Hinsichtlich des architektonischen Aufbaues der Thürgruppe dürfen wir auf unseren Lichtdruck¹⁾ verweisen und nur bemerken, dass auch hier der Wechsel der Hölzer und die vielfache Anwendung der Intarsia zur höchsten Prachtenfaltung gesteigert ist. Die in Holz geschnitzten Figuren, welche die frei vorstehenden Säulen bekrönen, zwei drachentötende Ritter und eine Fortuna auf der Kugel, sind augenscheinlich nach Jost Ammannschen Motiven gearbeitet. Der ursprüngliche Beschlag, in reichen Bändern und höchst komplizirten Schlössern mit sorgfältiger Gravirung bestehend, ist ebenfalls tadellos erhalten.

Ueber die Erbauer oder Besteller des Zimmers, bezw. über die Besitzer des Hauses zur Zeit seiner Entstehung ist es bis jetzt nicht gelungen, Näheres zu ermitteln.²⁾ Das Einzige, was uns im Zimmer selbst einen Aufschluss geben könnte, sind die beiden schön modellirten Wappentafeln, welche, in Thon gebrannt und mit Oelfarbe bunt gemalt, die Aufsätze über den Thüren schmücken. Das der linken Hand des Beschauers gegenüber, also heraldisch rechts stehende Wappen enthält in silbernem Feld einen schwarzen, mit drei silbernen Sternen besetzten Querbalken und als Helmzier silberne Hörner, die Helmdecke ist silbern und schwarz. Das andere enthält in rothem Feld einen silbernen Balken, mit drei goldenen Sternen besetzt, im unteren rothen Feld einen schwimmenden silbernen Schwan auf silbernen Wellen. Die Helmzier ist ebenfalls ein silberner Schwan, die Helmdecke silbern und roth. Letzteres Wappen ist als dasjenige der ursprünglich bürgerlichen, später geadelten bayerischen Familie Fick ermittelt worden; das erste ist noch unbekannt.³⁾

Auf der Rückseite des einen der Wappen findet sich, in den frischen Thon eingeritzt die Inschrift: Christianus Steffen possirer und haffner foecit 1615. Da die Wappen unzweifelhaft mit dem übrigen Schmuck des Zimmers gleichzeitig entstanden und wohl die zuletzt fertig gewordene

¹⁾ Darnach Fig. 29.

²⁾ Vgl. oben S. 27.

³⁾ Ueber die Wappen und ihre Bedeutung vgl. oben S. 27.

Arbeit sind, so ist mit dieser Jahreszahl gleichzeitig eine ziemlich sichere Datierung des ganzen Werkes gegeben.“

Das Gebäude wurde im Aeusseren von einem Zinnenkranz abgeschlossen. Es sprechen für diese Thatsache verschiedene Momente, namentlich aber der um ein ganzes Geschoss höher als die obere Decke gelegene Dachstuhl, seine Konstruktion und auch seine Unterstützung.

Bündig mit der inneren Fläche der Façadenwände erhebt sich eine in kräftigen Hölzern konstruierte, heute in ihrer Ausmauerung noch theilweise erhaltene Fachwand. Auf dieser befindet sich ein Gebälk, dessen Balken vor die Aussenseite der Fachwand treten und einen Stirndiel tragen. Erst hierüber beginnt der Dachstuhl. Zwischen der Fachwand und dem vorgekragten Zinnenkranz liegt ein schmaler, gerade noch zum Begehen eines Menschen ausreichender Gang, von dem aus die an den Ecken des Hauses angeordneten, polygonen Thürmchen, welche das Fürsteneck nebst seiner bedeutenden Gebäudehöhe vor allen umliegenden Gebäuden auszeichnen, zugänglich gemacht sind. Die nach Reiffenstein ursprünglich zweigeschossigen Eckthürmchen sind auch vom unteren Dachraum aus zu betreten möglich. Es ist ausser Zweifel, dass diese Art der Dachbildung die ehemalige gewesen sein muss, da die sogenannten Aufschieblinge, welche heute den oben erwähnten Gang überdecken, eine ganz andere Bearbeitung und Holzdimension als wie das eigentliche Dachwerk besitzen und die Ausmauerung der Zinnen sich heute noch nachweisen lässt. Die Lösung findet sich überdies an mehreren anderen Gebäuden unserer Stadt, die aus derselben Zeit stammen.

Das Stockwerk hinter dem Zinnenkranz, das nach dem Gesagten noch einen rechteckigen Querschnitt hatte, bestand offenbar in einem grossen Raume; dafür sprechen die in der Längenchse des Hauses aufgestellten, profilierten und mit Fasen und Ausschweifungen versehenen Pfosten und Bügen der Deckenunterstützung, die eine Raumabtheilung schwer zulassen. Eine Bodentreppe führt von hier zu drei weiteren Böden des sehr hohen Daches. Diese erhalten durch eine reichliche Anzahl kleiner Gauben Licht und Luft und gestatten eine weite Fernsicht.

PARADIES UND GRIMMVOGEL.

Archivalische Quellen: Akten und Urkunden des Archivs der Ganerbschaft Alt-Limpurg; J. C. von Fichards Geschlechtergeschichte, Fasz. v. Marburg, im Stadtarchiv I; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Belagerungsplan von 1552 und Merians Stadtplan; Kleiners Florirendes Frankfurt Tafel VI; Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum; Risse von 1775 ff. in den Akten des Archivs der Ganerbschaft Alt-Limpurg und des Bau-Amtes.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung Bd. IV; Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. IV, 46; G. E. Steitz' Erläuterungen zu Kleiners Florirendem Frankfurt, dritte Auflage, 1878; Lotz, Baudenkmäler im Reg.-Bez. Wiesbaden S. 174; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 79; Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. S. 126.

Das die Ecke der Neuen Kräme und des Liebfrauenbergs bildende Haus bestand vor dem Jahre 1775 aus zwei Häusern, welche die Namen zum Paradies und zum Grimmvogel trugen. Letzteres, später auch das Haus zum Thurm genannt, wird als ein grosses steinernes, mit Thürmen versehenes Gebäude geschildert, welches an der neuen Kräme stand. Das Haus zum Paradies, in einfacherer und weniger dauerhafter Ausführung, hatte seine Front nach dem Liebfrauenberg.

Im Jahre 1351 verkaufte Konze Starkerad das Haus zum Paradies an Sigfrid von Biedenkapp aus Marburg in Hessen; dieser hervorragende, um die städtische Entwicklung höchst verdiente Bürger nannte sich hinfort nach dem Namen des Hauses Sigfrid von Marburg zum Paradies. Da man den Vorhof einer Kirche im Mittelalter vielfach das Paradies nannte, so hat J. C. von Fichard angenommen, dass dieses so benannte Haus auf dem Liebfrauenberg durch seine Bauart, vielleicht durch eine säulengetragene Vorhalle, seinen Namen erhalten hat. Bald nach dem Erlass der Goldenen Bulle 1356, spätestens 1362 verkaufte Sigfrid dem Erzbischof Wilhelm von Köln das Herbergsrecht im Hause zum Paradies; seit dieser Zeit ist das Haus Kurkölnisches Lehen gewesen. Es diente häufig Kaiser Karl IV. und König Wenzel als Absteigequartier; hundert Jahre später, 1475, hielt auch Kaiser Friedrich III. hier Einkehr; 1380 gestattete der päpstliche Legat die Errichtung einer der heiligen Dreifaltigkeit geweihten Kapelle im Hause. 1366 erkaufte Sigfrid das nach der Neuen Kräme zu anstossende Haus zum Grimmvogel von der Wittwe Irmentrud Rode und deren Sohn Jeckel und liess 1367 an dessen Stelle einen Neubau mit trotzigem Thurm errichten. Ludwig v. Marburg, der Letzte seiner Familie, welcher diese beiden Häuser besass, starb 1502; die Häuser gingen darauf in den Besitz seiner Schwester, einer Frau v. Martorff, und deren Kinder über. Nach dem Aussterben des letzten Martorff im Jahre 1614 fielen Paradies und Grimmvogel an einen mit dessen Tochter verheiratheten Schad von Mittelbiberach; diese 1602 aus Speyer eingewanderte Familie erlosch 1737 mit Anna Sibylla Schad von Mittelbiberach.

Diese Dame vermachte ihr Vermögen der Ganerbschaft Alt-Limpurg als von Schadsche Stiftung zur Unterstützung und Erziehung von Ganerbenkindern. Nach langen Lehensstreitigkeiten entschied 1770 der Kurfürst von Köln, dass einer der Martorffschen Kognaten hinfort Lehensträger für das Haus zum Paradies sein solle — der Grimmvogel gehörte nicht zum Lehen. 1806 fiel das Lehen mit den anderen im Frankfurter Gebiet an den Fürsten Primas, 1813 an die Stadt Frankfurt. Ende 1823 gestattete

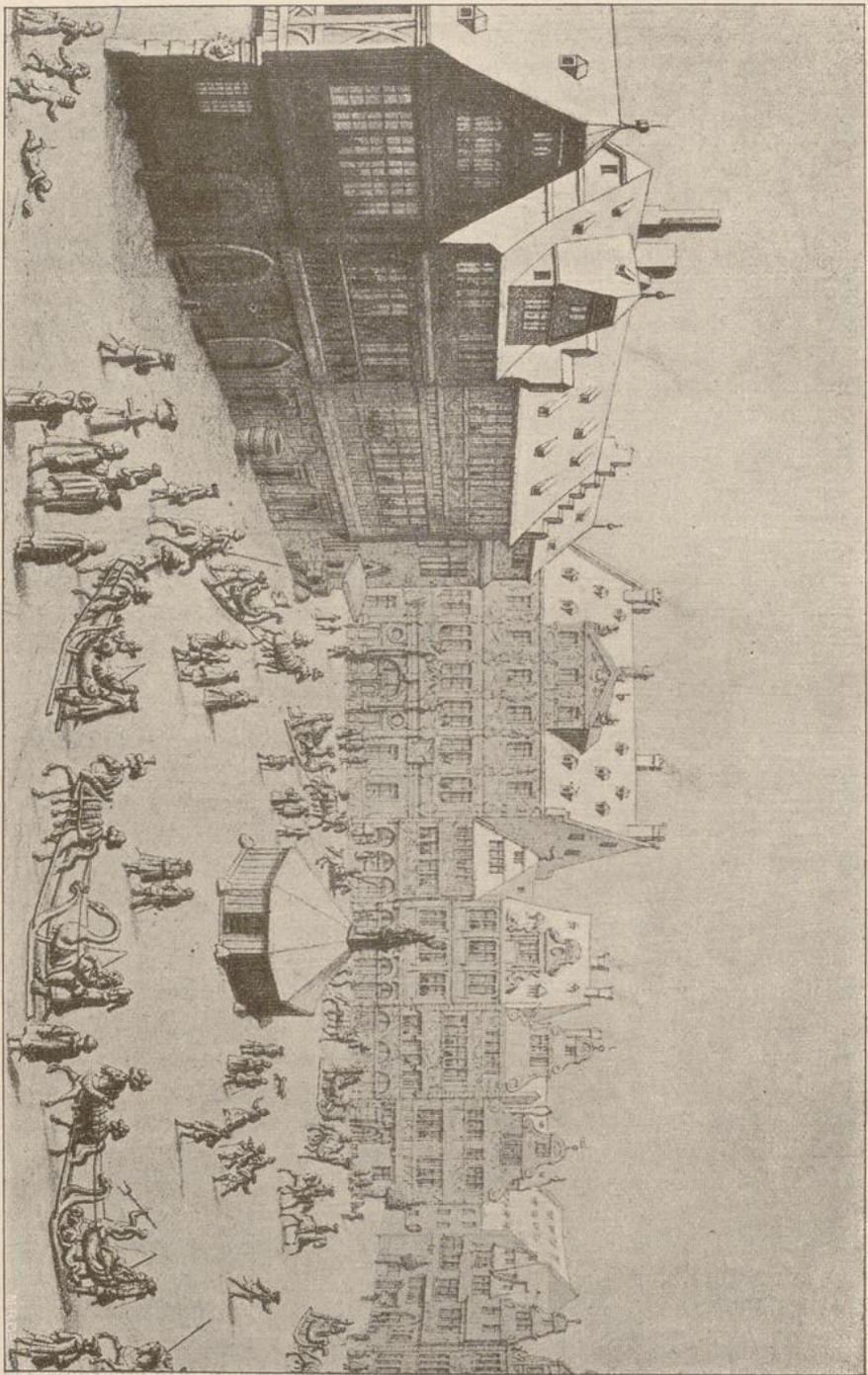


Fig. 82. Liebfrauenberg mit Paradies und Braunfels nach Kleiner 1728.

der Senat die Ablösung des Lehensverhältnisses gegen eine Summe von 2000 Gulden.

Das Haus zum Paradies ist auf Kleiners Prospekt des Liebfrauenberges aus dem Jahre 1728 (vgl. Fig. 32) deutlich zu erkennen; den Grimmvogel mit dem stattlichen Thurme geben wir in Fig. 33 nach Reiffensteins Rekonstruktion. Beide Häuser zusammen im Zustande von 1755, zwanzig Jahre vor dem Abbruch gibt deutlich die Ansicht des Liebfrauenberges von Schütz im Städelschen Kunstinstitut, welche in „Frankfurt a. M. und seine Bauten“ S. 79 wiedergegeben ist und auf welcher Reiffensteins Rekonstruktion des Grimmvogels beruht.

Im Jahre 1775 liess die Ganerbschaft Alt-Limpurg die beiden Häuser niederreißen und an ihrer Stelle einen grossen Neubau errichten. Der

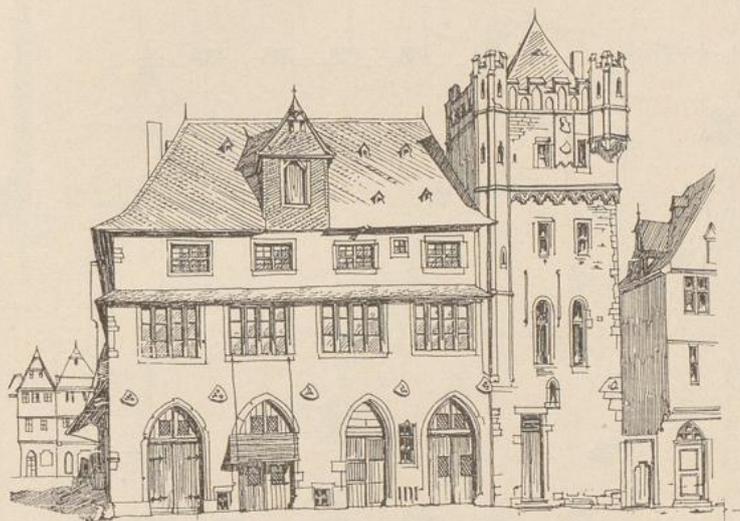


Fig. 33. Grimmvogel nach Reiffenstein.

Erbauer dieses Hauses war Johann Wilhelm Kayser, welcher damals hier eine ziemlich grosse Bauthätigkeit entwickelte. Dieses stumpfwinklige Eckhaus, dessen beide Strassenfronten eine Länge von 22,88 m und 23,44 m haben, enthält noch zwei hintere Seitenflügel, welche einen unregelmässig geformten Hof umschliessen. Das Haus enthält ein Erdgeschoss und zwei Stockwerke nebst Mansarden und Bodenraum, welche Geschosse in gleicher Höhe bei Vorder- und Hintergebäude durchgehen. Die Strassenfronten bis zum Hauptgesims und die Hoffronten im Erdgeschoss sind massiv gemauert. Das ganze Erdgeschoss mit seinen Quadern und die vortretenden Architekturtheile an den Strassenfaçaden sind aus rothem Sandstein hergestellt. Die dazwischen liegenden Wandflächen des ersten und zweiten Stockes nach den Strassen zu sind geputzt und hell gestrichen. Sämmtliche Thüren und Fenster haben flache Bögen, theils mit ganz glatten Schluss-

steinen, theils mit reicher verzierten Kartuschen im Scheitel. Einfache und flach profilierte Umrahmungen umschliessen die Fenster, bei welchen zum Theil auch die Fensterbänke noch besonders ausgebildet sind. In dem Giebfeld nach dem Liebfrauenberg befindet sich an Stelle der ursprünglich gezeichneten Kartusche das Wappen nebst Helmzier der Familie von Marburg zum Paradies, während in dem Giebfeld nach der Neuen Kräme ein grosser Vogel, der Grimmvogel, d. h. Raubvogel, im Kampfe mit einer Schlange dargestellt ist. Ueber der Einfahrt nach der Neuen Kräme befindet sich noch auf einer in der Zeichnung nicht an-

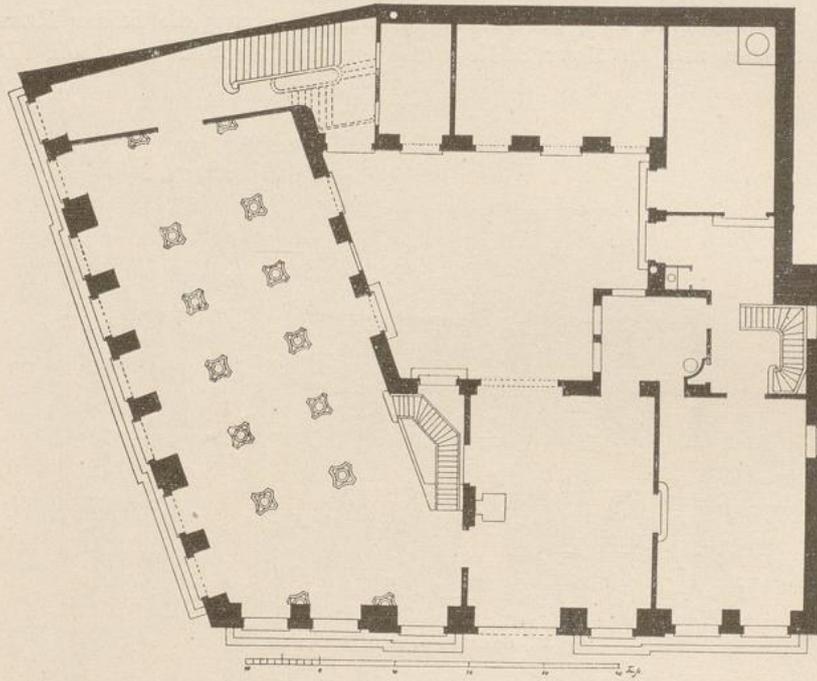


Fig. 34. Paradies—Grimmvogel; Erdgeschoss 1775.

gegebenen Verdachung das Wappen der Familie Schad von Mittelbiberach und unter demselben auf grosser Platte mit vorstehenden unteren Ecken und Tropfen eine auf den Neubau von 1775 bezügliche lateinische Inschrift, die jetzt zum Theil zerstört ist. Das Erdgeschoss enthielt eine grosse Halle mit hölzernen jonischen Säulen, eine breite Durchfahrt nach dem Hofe, eine kleinere Halle mit angebautem Nebenraum und drei weitere Räume nach dem Hofe. Eine steinerne Treppe führt von dem Liebfrauenberg aus bis in das Mansardengeschoss und eine zweite grosse Treppe aus Holz, an dem entgegengesetzten Ende des Hauses, führte auch bis zu derselben Höhe. Die mittlere Holztreppe verbindet die grosse Halle mit dem ersten Stock. Sämmtliche inneren Wände, sowie

diejenigen des kleinen, südwestlich im Hofe befindlichen Anbaues, welcher letzterer nur die Höhe des Erdgeschosses hat, sind Riegelwände. Die nach der Strasse zu liegenden Hallen wurden zu Verkaufszwecken, besonders während der Messzeit, vermietet. Im ersten Stock waren zwei abgeschlossene Wohnungen mit Küche etc., meist schöne und grosse Zimmer. Die Eintheilung des zweiten Stockes war in ähnlicher Weise wie diejenige im ersten Stock. Die Hoffronten der oberen Geschosse, sowie die Zwischenwände derselben bestanden sämtlich aus Riegelwänden. Die Höhen der Stockwerke betragen 4,83 m, 4,23 m und 3,78 m im

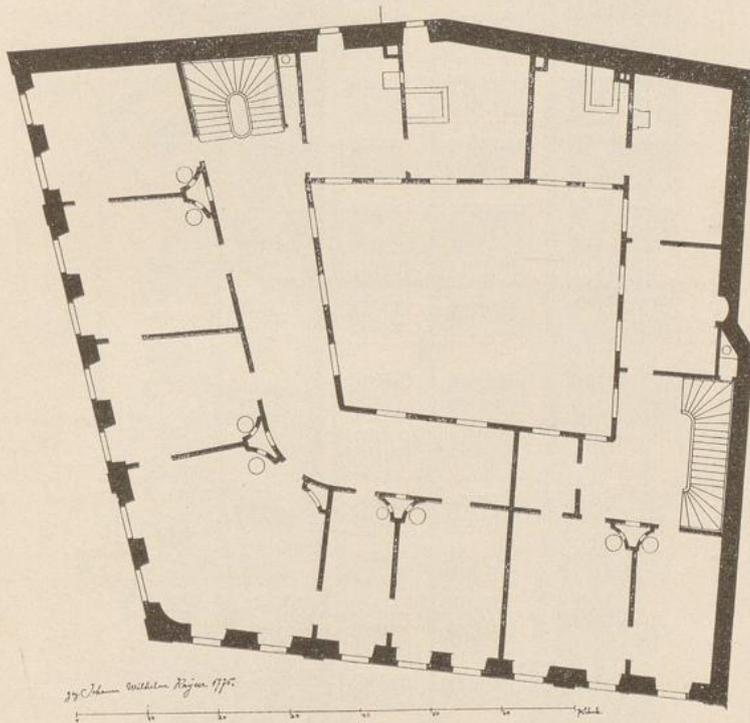


Fig 35. Paradies-Grimmvoegel; Obergeschoss 1775.

Erdgeschoss, ersten und zweiten Stock von Fussboden zu Fussboden gerechnet. Die Hofseiten hatten zwar grosse, mit schönen Verhältnissen und Stichbogen versehene Oeffnungen, doch waren sie sonst ganz einfach ausgeführt; einzelne alte Wappensteine der Familien von Marburg, Uffsteiner, Martorff u. a., welche aus den alten Häusern Paradies und Grimmvoegel vor 1775 stammten und in denselben als Schlusssteine zu Gewölben, Bogenzwickelsteinen etc. dienten, sind an den Wänden des Hofes zerstreut angebracht. Ausserdem ist über der Durchfahrt nach dem Hofe ein grosser Stein, welcher in Relief den Grimmvoegel im Kampfe

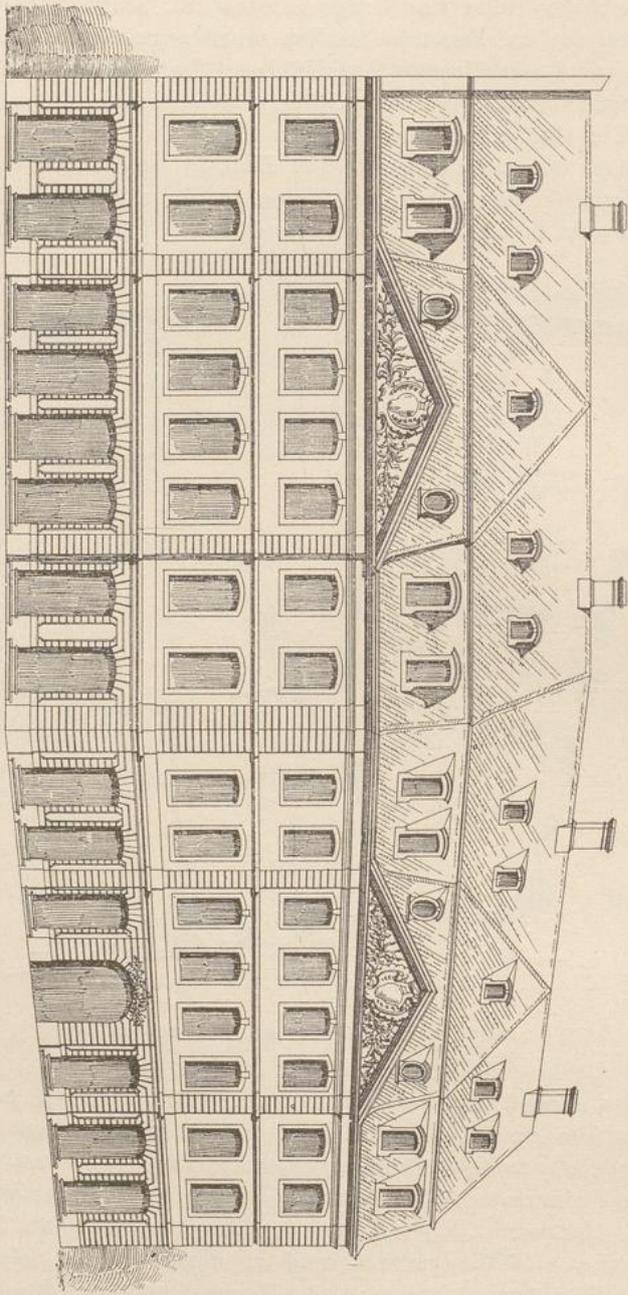


Fig. 86. Paradies—Grimmvoegel; Ansicht 1775.

mit der Schlange darstellt; dieser Stein stammt jedenfalls auch aus dem alten Grimmvogel vor 1775, nach welchem das Relief in dem Giebelfeld an der Neuen Kräme gleichfalls gebildet wurde. Die Keller, deren Fussboden ca. 4,40 m unter Terrainhöhe liegt, sind mit sehr starken Mauern umgeben und mit kräftigen Tonnengewölben von grosser Spannweite überdeckt. Die Zwischenwände der Stockwerke ruhen meist auf den Gewölben, und sogar die westliche Hofwand wird von dem Gewölbe getragen. In Fig. 34—36 sind die Grundrisse des Erdgeschosses und des Obergeschosses und die Ansicht nach den Zeichnungen des Johann Wilhelm Kayser aus dem Jahre 1775 wiedergegeben.

Ende des XVIII. und im Anfange des XIX. Jahrhunderts hat das Haus besonders im Inneren mancherlei Aenderungen erfahren. 1898 wurden Erdgeschoss und erster Stock gänzlich umgebaut.

STEINERNES HAUS.

Archivalische Quellen: Ugb C 5 Nr. II im Stadtarchiv I; J. K. v. Fichards Geschlechtergeschichte, Fasz. Bornfleck und Melem, ebenda; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Zeichnung der Vorderseite aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts im Historischen Museum.

Litteratur: Lersners Chronik I, 22; Battons Oertliche Beschreibung Bd. III; Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Bd. I, 219; Gwinner, Kunst und Künstler S. 520; Lotz, Baudenkmäler im Reg.-Bez. Wiesbaden S. 175 (mit Hinweisen auf die architektonische Litteratur); Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 35.

Bornfleck, der alte Namen des Hauses, kommt schon gegen Ende des XIII. Jahrhunderts bei den Bewohnern desselben als Familiennamen vor, den im XIV. und XV. Jahrhundert eine ganze Reihe von Personen, welche im Hause wohnten, geführt haben. An der Stelle des jetzigen Steinernen Hauses standen nach Baldemar von Petterweil um die Mitte des XIV. Jahrhunderts zwei Häuser; westlich das Haus zum Rauchfass, östlich Bornfleck; beide stiessen hinten an die Braubach und hatten ihre Vorderseite nach dem Markt.

Der reiche Handelsherr Johann von Melem aus Köln, welcher als der erste seines später so hervorragenden Geschlechtes 1456 in das Frankfurter Bürgerrecht eintrat, erwarb beide Häuser, liess sie 1464 abbrechen und an ihrer Stelle den stattlichen, heute noch stehenden Bau „mit steynen und muwren“ errichten; in dem Netzgewölbe der Thoreinfahrt liess der

Bauherr sein und seiner Gattin, einer geborenen Dorfelder, Wappen anbringen, die beide heute noch erhalten sind. Der Grundstein wurde am 15. Oktober 1464 durch Johann von Melems gleichnamigen Sohn gelegt, dem 1484 das Haus als Erbe mit dem Verbote der Veräußerung in dritte Hände zufiel. Beinahe zwei Jahrhunderte blieb das Haus im Besitze der Familie von Melem, bis diese 1654 im Mannesstamme erlosch; von da ab bis zur Erwerbung durch die Stadt im Jahre 1898 ist es stets im Besitze der Ganerbschaft des Hauses Bornfleck geblieben. Den Namen Steinernes Haus, welcher im XIX. Jahrhundert wieder üblich geworden ist, hat es im Gegensatze zu den es umgebenden Holzbauten erhalten; im XVIII. Jahrhundert führte es auch den Namen zum Rothen Krebs nach dem früher über dem Thore angebrachten Wappenschilde der von Melem, welche einen rothen Krebs im Wappen führten.

Von der Geschichte des Hauses ist lediglich bekannt, dass es 1704 ein Gasthaus gewesen ist; geschichtliche Erinnerungen sind mit diesem herrlichen Baudenkmale, dessen Erhaltung durch die Erwerbung seitens der Stadt nunmehr gesichert ist, nicht verbunden. 1842 hat man die Zinnen auf der Vorderseite, 1872 den prächtigen gothischen Baldachin über dem Haupte der Madonna abgebrochen; die Einrichtung des Erdgeschosses zu Läden hat auch die Aussenseite desselben völlig verändert.

Wohl bei wenigen Gebäuden Frankfurts kann man für den unmittelbaren Ursprung ihrer Erscheinung innerhalb der Stadt eine so vornehme Ahnenreihe nachweisen als gerade beim Steinernen Hause, welches in den Lehrbüchern der Baugeschichte schon längst einen guten Ruf besitzt. In der spätgothischen Zeit war hier eine ganze Anzahl von „steinernen Häusern“ entstanden, deren einfache Façade erfolgreich mit einer in Eckthürmchen auslaufenden, burgartigen Zinnenkrönung vereinigt ist und welche diese Aufgabe nur mit geringen Unterschieden in derselben Lösung vorführen. Der Braunfels scheint vermuthlich um 1350 das erste Beispiel dieser Art gewesen zu sein. Dann folgte der Grimmvogel im Jahre 1367, das Leinwandhaus um 1400, darauf das Fürsteneck und die Drei Sauköpfe um 1440;¹⁾ alles massive Quaderbauten mit einem Dach ohne Giebel nach allen Seiten abgewalmt. Am steinernen Hause sind die vier umrahmten Fenster des ersten Obergeschosses, der Masswerkfries unter den Zinnen und die kleinen Fenster der Thürmchen aus rothem Mainsandsteine; alle übrigen Architekturtheile sind von Basalt; die dazwischen hervortretenden Wandflächen sind theilweise geputzt.

Auf dem Belagerungsplane und auf dem Merianschen Plane ist der Bau mit nur dreiachsiger Front dargestellt. Hiernach und auf Grund der heutigen verschiedenen Ausbildung der Fenster am ersten Obergeschosse könnte der Vermuthung Raum gegeben werden, dass das ursprüngliche

¹⁾ Später als das Steinerne Haus sind die grosse Stallburg 1496 und die Viole um 1510.

Haus sich nur auf dem Platze des Rauchfasses erhob und erst später durch Hinzunahme des Grundstückes Bornfleck zu seiner heutigen Ausdehnung ausgebaut wurde. Diesem widerspricht aber die aktenmässige Ueberlieferung, welche den gleichzeitigen Abbruch und die Vereinigung der beiden Häuser feststellt; sicherlich liegt daher bei dem Belagerungsplane und bei Merian ein jener Zeit entschuldbares topographisches Versehen vor, wie solche diesen beiden Aufnahmen schon mehrfach nachgewiesen wurden. Dass in jedem der drei Geschosse in der Front eine andere Achsentheilung vorhanden ist, kann ebenfalls nicht die Annahme eines allmählichen Entstehens aus zwei Häusern begründen, denn die Grundrisseintheilung des Inneren zugleich mit dem Bestreben, einer Einförmigkeit der glatten, stattlichen Front zu begegnen, lässt diese Verschiedenheiten vom praktischen wie künstlerischen Standpunkte aus leicht erklärlich finden. Das Erdgeschoss theilt sich in fünf Achsen, deren mittlere das spitzbogige Eingangsthor einnimmt. Zu beiden Seiten desselben befinden sich je zwei mit einem Segmentbogen überdeckte Eingänge, deren ehemaliger Zustand uns in einer Zeichnung aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts (Fig. 42) noch erhalten ist¹⁾; im Februar 1874 wurden sie durch davorgesetzte hölzerne Ladenerker verdeckt und die Wirkung der Façade dadurch auf das Schwerste geschädigt. Die Bogen und Pfosten selbst blieben dabei glücklicher Weise unangetastet und sind im Inneren der Läden, wo sie vollkommen frei liegen, noch sichtbar. Eine von hier aus vorgenommene eingehende Untersuchung des Mauerwerks zeigte, dass diese Sturzbogen von Anfang an in der Mauer sitzen und nicht etwa, wie vermuthet werden könnte, ursprünglich spitzbogig, übereinstimmend mit dem mittleren Thore, ausgeführt waren und dann später zu Segmentbogen umgebaut wurden.²⁾ Für die Anlage der kleinen gekuppelten Fenster über dem Sturzbogen war die wahrscheinlich im Bauprogramm schon geforderte Anbringung von sogenannten „Bowelagen“ massgebend, für welche uns auf dem Römerberge und dessen Umgebung, wo sich der gewaltige Messverkehr abspielte, noch zahlreiche Beispiele erhalten sind. Zur Zeit der Messe mussten die Waarengewölbe grössere Vorräthe als gewöhnlich aufnehmen; man ordnete deshalb dicht über dem Thürsturze einen leichten hölzernen, auf Steinkonsolen ruhenden oder an eisernen an der Decke

¹⁾ Eine von Lange gezeichnete Lithographie (Frankfurt, C. Jügel, gedruckt von Hanfstaengl, München, ohne Jahr), ferner ein Aquarell im Privatbesitz (Cornill) stimmen mit Fig. 42 vollkommen überein; nur fehlt auf letzterer der auf der westlichen Seitenfaçade sich erhebende Treppengiebel.

²⁾ Hieraus geht hervor, dass Lotz (S. 176) vollkommen Recht hatte, wenn er eine Abbildung des Steinernen Hauses bei Kallenbach (Tafel 64) als ungenau bezeichnete. Im Erdgeschoße sind nämlich an Stelle der Bogenöffnungen und der kleinen Doppelfenster vier rechteckige Fenster mit Kreuzstöcken gezeichnet, ausserdem im zweiten Obergeschoße ein Fenster zu viel und im ersten Obergeschoße an allen Fenstern vertikale Gesimsleisten.

befestigten Stangen schwebenden Zwischenboden an, welcher vom Inneren aus durch eine schmale Treppe zugänglich war und durch die kleinen Oberfenster sein Licht erhielt, ein vortreffliches Magazin für Waaren oder Gerümpel, gelegentlich auch eine primitive Schlafstelle für Handlungspersonal oder ein gut rentierender Platz für Zuschauer bei den Krönungsfestlichkeiten. Indessen sind weder von den Steinkonsolen noch von den Aufhängestangen Spuren mehr vorhanden. Durch vergitterte Fenster in

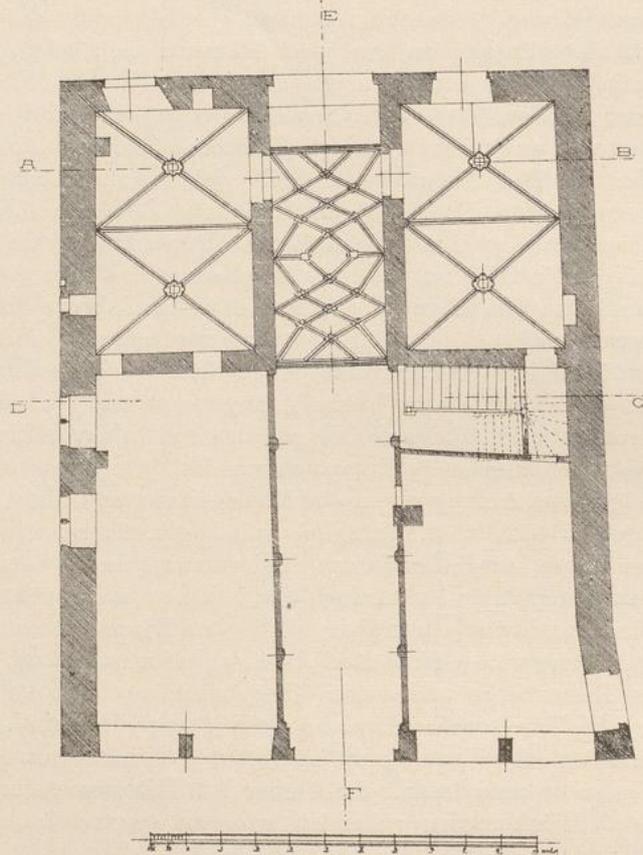


Fig. 37. Steinernes Haus; Erdgeschoss.

den Thüren und Sturzbogen wurde der untere Ladenraum hinreichend erhellt. Die gekuppelten Fenster sind mit einer einfachen Nuth profiliert, die Sturzbogen (nach dem heutigen Zustande) mit einfacher Fase; der Spitzbogen des Portals ist dagegen etwas reicher gehalten, eine kleine und eine grössere Hohlkehle und ein Rundstab verschneiden sich im Scheitel des Bogens und in Kämpferhöhe mit der breiten Fase des Thorpfostens. In der rechteckigen Nische über dem Thore befand sich früher

ein rother Krebs als Wappen der Melem. Die frühere Fluchtlinie des nach dem Nürnberger Hofe zu gelegenen Hauses Bornfleck lässt sich noch deutlich an dem Grundrisse des Erdgeschosses (Fig. 37) verfolgen. In der Wirklichkeit ist dieser stumpfe Winkel kaum wahrnehmbar und kommt nur durch ein Stück vorgekragtes, in die Wand verlaufendes, konsolartiges Zwischengesims (zwei tiefe Hohlkehlen mit kleinem Zwischengliede aus Plättchen und Viertelstab) über den beiden Doppelfenster auf der rechten Façadenseite zum Ausdruck. Um einen senkrecht durchgehenden

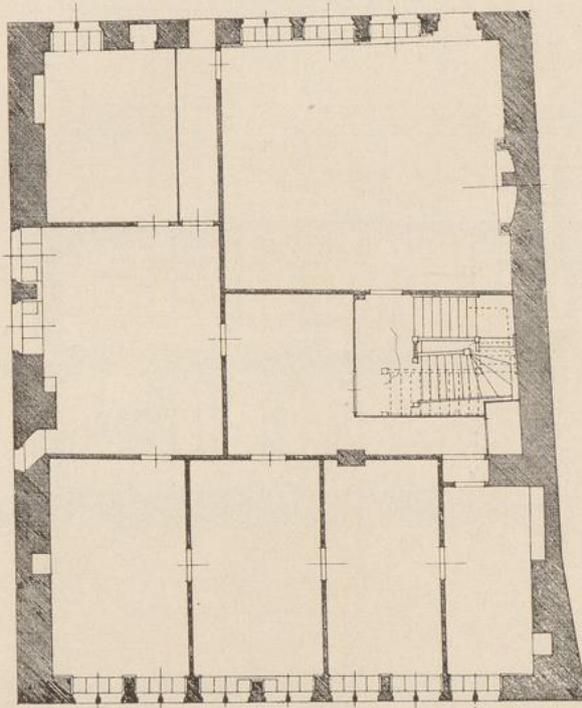


Fig. 38. Steinernes Haus; erstes Obergeschoss.

Knick zu vermeiden, vielleicht auch aus Rücksicht auf die Dachausmittlung hatte sich der Baumeister entschlossen, die Oberwand in gerader Flucht auszuführen und half sich dabei in der allereinfachsten, am wenigsten auffällenden Weise; denn ein abgesonderter Tragstein auf der Ecke hätte letzteres nicht erfüllt.

Weitere Muthmassungen über verschiedene Bauzeiten, anfängliche Theilung in zwei getrennte Häuser könnten auch bei der Beurtheilung der Fensterarchitektur des ersten Obergeschosses sich wiederholen; nämlich

von den sieben durch ein Steinkreuz in vier Flächen getheilten Fenstern sind die vier auf der linken, westlichen Seite mit Rahmen versehen, welche

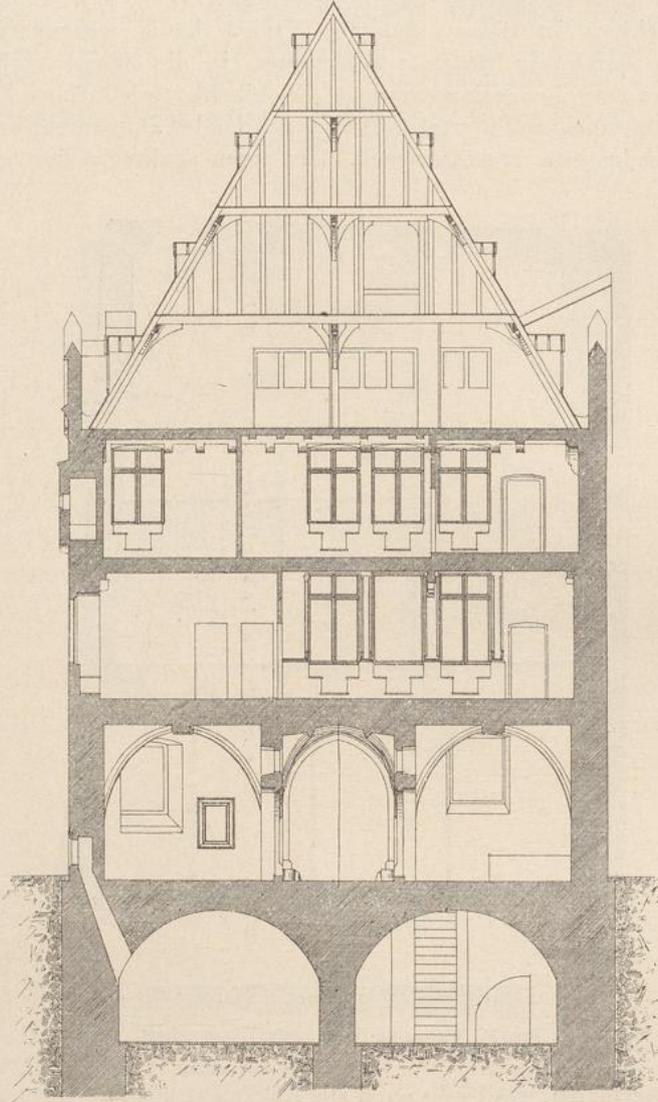


Fig. 39. Steinernes Haus; Schnitt a-b.

oben gegen das dicht über dem Sturze hinlaufende Gurtgesims (Abschrägung, Plättchen und Kehle) anlaufen und unten paarweise durch kurze wagrechte Gesimsstücke mit einander verbunden sind; zudem be-

stehen die Gestelle dieser Fenster aus rothem Sandsteine, während bei den drei Fenstern der rechten Seite Basalt verwendet ist. Auch die Profile

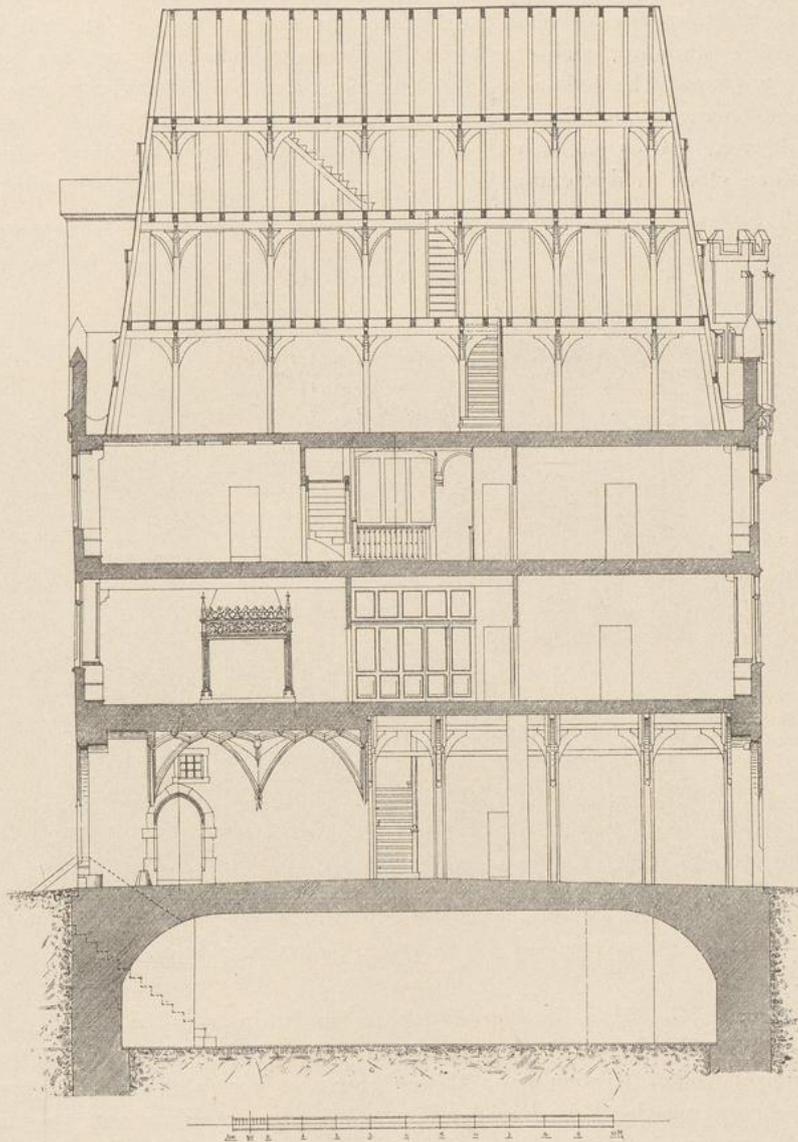


Fig. 40. Steinernes Haus; Schnitt e—f.

von Pfosten und Sturz sind verschieden; links in den beiden unteren länglichen und den beiden oberen quadratischen Theilen ist eine einfache Hohlkehle vorhanden, rechts dagegen dieselbe nur in den quadratischen

Feldern und unten eine einfache Nuth. Die Rahmenleiste hat dasselbe Profil wie die Gurt, ist nur etwas schmaler und verschneidet sich mit dem plattenartigen Querstücke so, dass ihr senkrecht, schräg stehendes Plättchen darunter als kurzes Stäbchen zum Vorschein kommt. Unter dem mittleren Querstücke klammert sich eine kleine Fledermaus konsolartig an; die beiden anderen Querstücke haben wohl früher eine ähnliche Thierfigur besessen. Um die Ursache der Entstehung der vier reicher ausgebildeten Fenster aufzuklären, ist es nicht unbedingt nothwendig, einen späteren Umbau derselben etwa in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts anzunehmen,

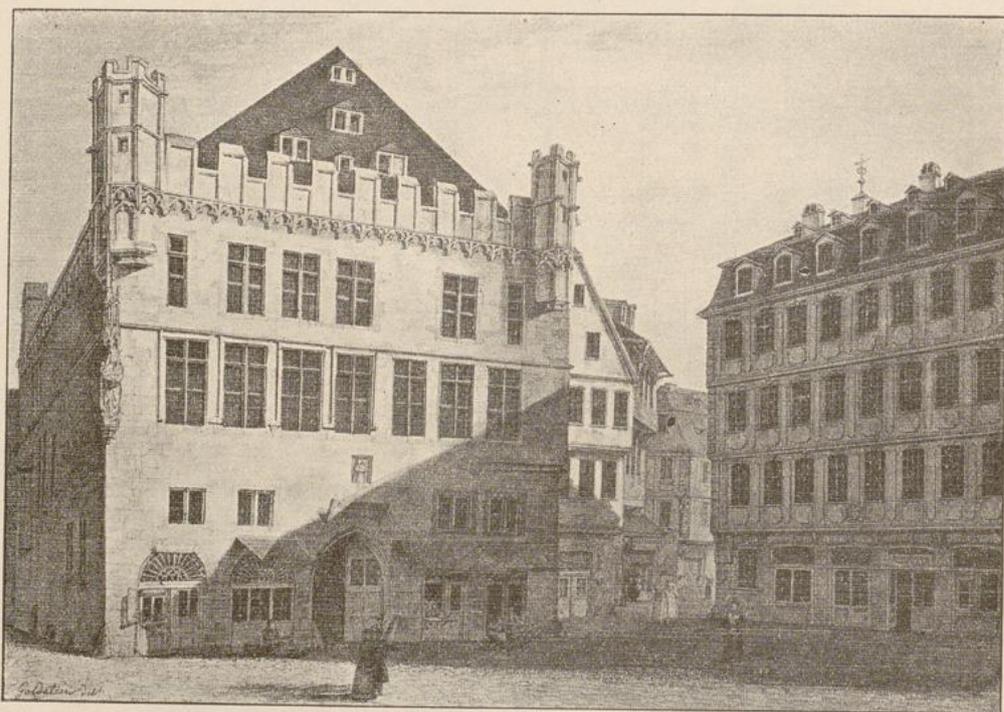


Fig. 42. Steinernes Haus im Anfange des XIX. Jahrhunderts.

denn eine gleichzeitige Verwendung von Sandstein und Basalt ist in der verschiedenen Bildungsfähigkeit dieser Materialien begründet; auch kann ein ursprüngliches Streben nach Abwechslung in der Spätgothik genügend gerechtfertigt werden, obschon der Bau von den gemeinhin als spätgothisch bezeichneten, mehr willkürlichen Bildungen wenig enthält und vielleicht zur Zeit seiner Erbauung noch „die gute alte Zeit“ repräsentieren sollte. Indessen mit Berücksichtigung der Benutzung der Räume zu Wohn- und Geschäftszwecken und einer der wichtigsten ästhetischen Forderungen in der Baukunst, nämlich die Bestimmung der Räume nach aussen hin zur Geltung zu bringen, ein Gesetz, welches die Gothik nie verleugnete,

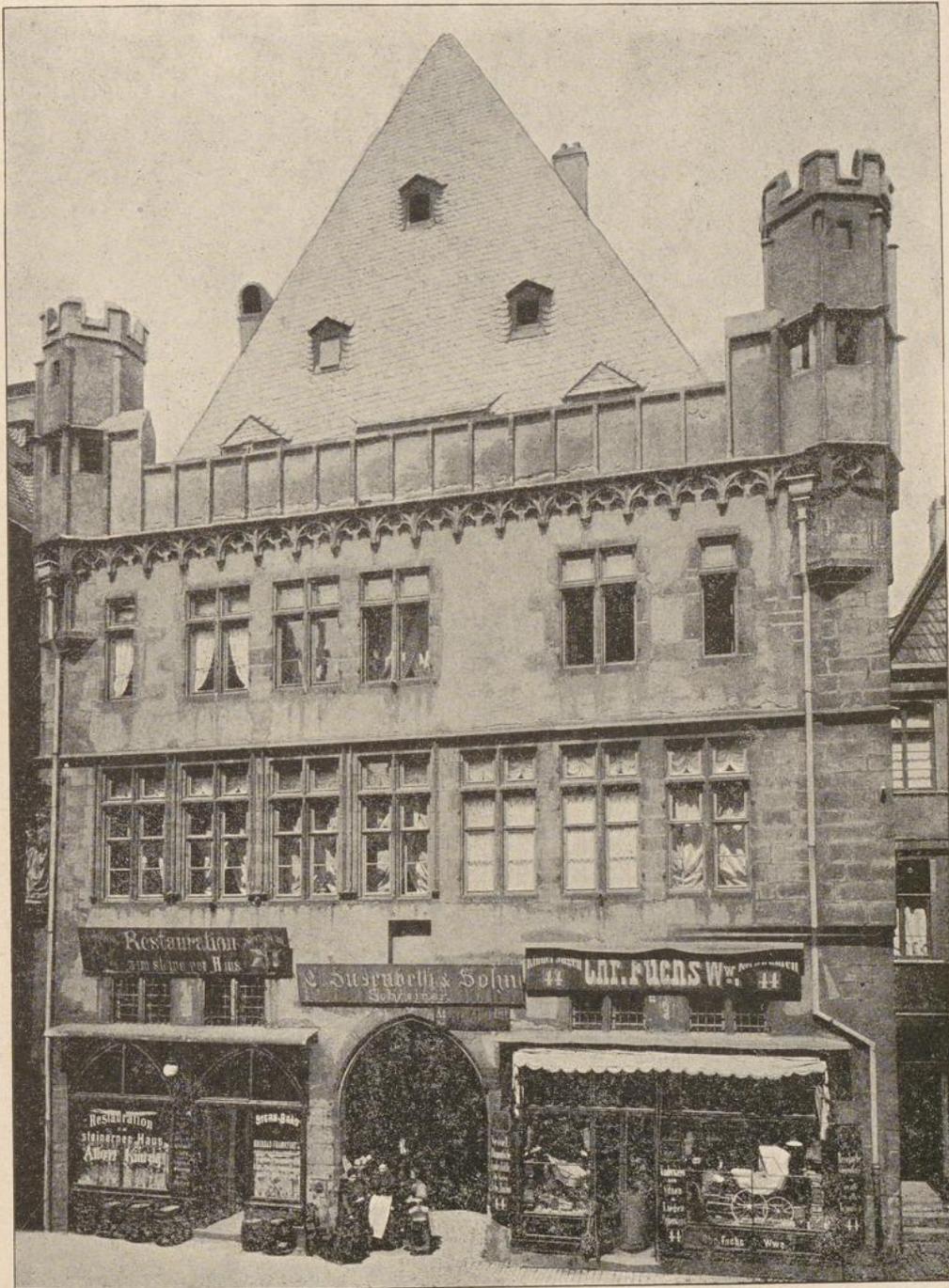


Fig. 41.

STEINERNES HAUS; ANSICHT.

möge hier noch eine zweite Erklärung versucht werden: in dem Vorder-
raum im Erdgeschoße rechts, welcher nach der Strasse Hinter dem
Lämmchen eine kleine spitzbogige, jetzt in Brüstungshöhe vermauerte
Thüre besitzt, war noch vor wenigen Jahren eine Treppe, welche in
das darüber liegende, einfenstrige Eckzimmer des ersten Obergeschosses
führte;¹⁾ daselbst ist nahe am Fenster in der äusseren Mauer ein tiefer
Wandschrank erhalten, durch eine Thüre aus starkem Eisenblech mit
Kreuzbändern, ornamental nur sparsam ausgestattet, verschlossen. Dicht
über und unter derselben sind zwei starke eiserne Ringe eingelassen,
durch welche eine Eisenstange quer darüber gelegt und mit Anhänges-
schlössern verwahrt werden konnte, ein feuer- und diebessicherer Kassen-
schrank. Ein anderer reich mit Kunstschmiedearbeit verzierter Wand-
schrank befindet sich am entgegengesetzten Ende der Zimmerflucht und
wird noch weiter unten besprochen werden. Das östliche einfenstrige und
das daranstossende zweifenstrige Zimmer haben einfachere Fensternischen
als die beiden darauf folgenden Räume, auch ist ersteres durch einen
besonderen Eingang von dem Treppenflur aus zugänglich. Beide Zimmer
mit dem unteren Laden unmittelbar verbunden, scheinen demnach als
Kontor gedient zu haben, und der Erbauer wollte, getreu dem realistischen
Zuge seiner Zeit, diese prosaische Verwendung in der Gestaltung der
Façade erkennen lassen und liess deshalb die Fenster seiner Wohnzimmer
durch Rahmenleisten gegenüber den schlichten Fenstern der Kontorräume
hervorheben. Die an der Ecke nach dem Römerberg in der Höhe der
Fenster des ersten Obergeschosses aufgestellte, von einem hohen Baldachin
überragte Madonnenstatue wird am Schlusse dieser Betrachtung gewürdigt
werden. An den Fenstern des zweiten Obergeschosses fehlt jedes Rahmen-
werk, sonst ist ihre Profilierung mit derjenigen der Fenster der eben
erwähnten Kontorräume übereinstimmend.

Einen guten Gegensatz zu der glatten Façade (die Ausladung des
Gurtgesimses und der Rahmen ist sehr gering) bietet der die Stelle eines
Kranzgesimses vertretende Bogenfries mit Nasen und die Eckthürmchen
mit ihren Streben und den auskragenden Gesimsstücken. Der obere frei-
stehende, nach vorn und hinten abgedachte Theil der Zinnen wurde 1842
abgebrochen, so dass die eingeschnittenen Scharten wegfielen (Fig. 41);
nur der unmittelbar an die Thürmchen anschliessende Theil der letzteren
blieb erhalten. Der zweinasige Bogen besteht aus Platte und Hohlkehle
und tritt nur als Relief, nicht als Vorkragung auf, da er nichts zu tragen
hat. Die Zinnenwand ist nämlich mit der Façadenflucht bündig und das
Plättchen, welches den Umriss der Zinnen begleitet, steht auf dem ab-
geschragten Deckgliede des Frieses. Um alle Seiten des Hauses zieht
sich der an der Sohle etwa 40 cm breite Wehrgang, welcher von der

¹⁾ Nach Aussage des jetzigen Miethers. Die Spuren an der Decke sind ebenfalls
noch sichtbar.

Mitte aus nach den Ecken abgewässert ist. An der Westfaçade nach dem Allment zu sind die Zinnen noch vollständig vorhanden; in der Mittelachse erhebt sich daselbst ein vierstufiger Treppengiebel, über welchem ein Schornstein herauswächst. Auch hier läuft der Fries unter den Zinnen und ist um die Thürmchen herumgezogen. Letztere sind nach aussen mit vier ungleichen Seiten des Siebenecks über Eck gestellt, in ihrem zweigeschossigen Inneren scheint früher ein hölzerner Zwischenboden gewesen zu sein. Der aussen sichtbare untere dritte Theil besitzt flache Nischen, welche mit Eselsrücken geschlossen sind. In dem Vorhandensein dieses unteren Theiles dürfen wir nicht bloß eine Forderung konstruktiver

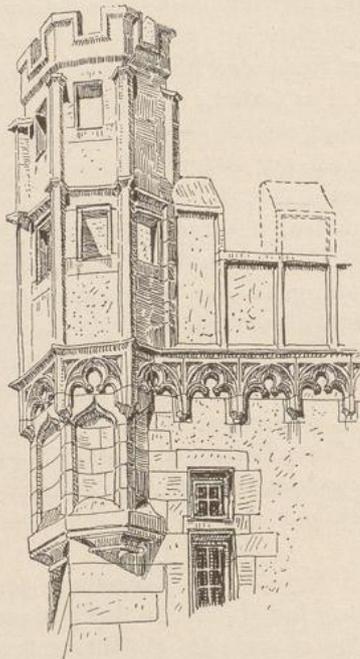


Fig. 43.

Steinernes Haus; südwestlicher Eckthurm.

Sicherheit durch die grössere Anzahl vorgekrager Schichten, sondern auch das ästhetische Bedürfniss, die Thürmchen etwas länger erscheinen zu lassen, erkennen; das Herauswachsen aus der Mauer ist hier in glücklichster Weise vorgetragen. Interessant an beiden Thürmchen ist eine kleine Verschiedenheit in der Verschneidung des unteren Theiles mit der Mauerecke: während dieselbe am westlichen Thürmchen mit der aufsteigenden Kante zusammenfällt, findet sie am östlichen Thürmchen erst etwas hinter derselben statt; der Grund dafür mag wohl der spitze Winkel sein, in welchem die beiden Mauerfluchten an der Ostecke zusammenstossen. Die Thürmchen sind oben ausgezint und wohl von Anfang an ohne Spitzdach. Die kleinen Fenster in beiden Geschossen zeigen eine einfache Hohlkehle. Die beiden inneren Wände des obersten Geschosses schweben auf zwei weit vorspringenden Basaltquadern (vgl.

Schnitt e—f; Fig. 40). Vom Wehrgange aus gesehen erscheint diese Konstruktion weniger solid, war jedoch nothwendig, da die Herunterführung dieser Oberwand bei dem knappen Raume den Wehrgang versperrt, und ein gänzlich Fehlen derselben wiederum von der Strasse aus einen unschönen Anblick ergeben hätte. Das viergeschossige Dach, dessen Aufbau noch der ursprüngliche ist (Fig. 39 und Fig. 40) erreicht fast die Höhe der drei Geschosse des Hauses. In den beiden unteren Dachgeschossen ruht die Balkendecke auf einem von Stielen mit Kopfbändern und Bügen getragenen Durchzuge und auf zwei Pfetten, welche auf Bindersparren aufliegen; im dritten Dachgeschosse fehlen die letzteren.

Bemerkenswerth am Aeusseren des Steinernen Hauses ist noch auf der Westfront an dem Allment in der Höhe des zweiten Obergeschosses eine schmale auf drei einfachen Basalkonsolen vorspringende Wandvorlage, welche durch ein kleines Fenster durchbrochen und unter dem Frieße schräg abgedeckt ist; dahinter ist in der Mauer ein kleiner Raum ausgespart (vgl. Fig. 39). An derselben Front ist am Gurtgesimse nahe bei der Madonnenstatue ein Hundskopf ausgemeisselt, durch welchen das Gesims

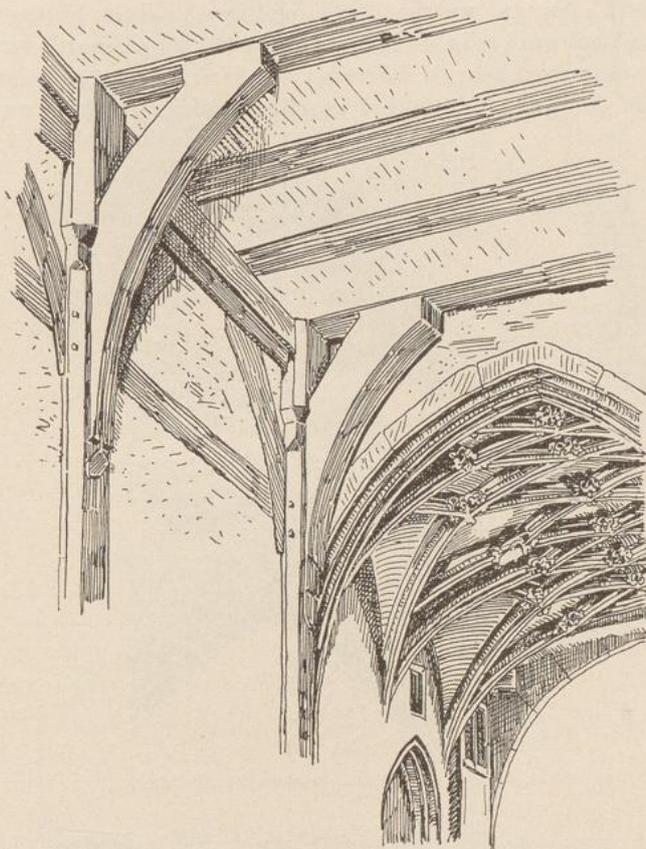


Fig. 44. Steinernes Haus; Durchfahrt.

hindurchgeht, so dass es am Halse einläuft und am Maule zwischen den starken Eckzähnen wieder hervortritt. Reiffenstein sucht diesen seltsamen Zierat folgendermassen zu erklären: „Bei dem Aufführen des Gebäudes wollten, wie es scheint, in Folge ungenauen Abmessens der Höhe die beiden Gesimsstücke, welche von entgegengesetzten Seiten her versetzt wurden, nicht auf einander treffen, und wurde deshalb, um den Unterschied zu vermitteln und weniger auffallend zu machen, der Hundskopf als Verbindung eingeschaltet.“ An Ort und Stelle ist jedoch von einer solchen Höhen-

differenz nichts zu bemerken. Wir dürfen daher wohl mit Recht dieses Steinbild als eine jener in der damaligen Zeit häufigen Erfindungen der Phantasie des Baumeisters oder des Steinmetzen betrachten. Die östliche Seitenfaçade nach dem Lämmchen zu kommt nur als ganz kurzes Stück bis zum Hause Lit. K No. 126 zum Vorschein.

Einer ungemein reicheren Formgebung als an der Façade begegnen wir an der fast als selbständiger Gebäudetheil auftretenden hinteren Abtheilung des Thorwegs, welche durch ein zweijochiges Netzgewölbe mit Wappen und Laubwerk (Fig. 44 und 45) einen fast kapellenartigen Charakter erhält und wahrscheinlich als Vorraum zur Hauskapelle gedacht war, die wir in einem der links und rechts anschliessenden, durch je zwei Kreuz-

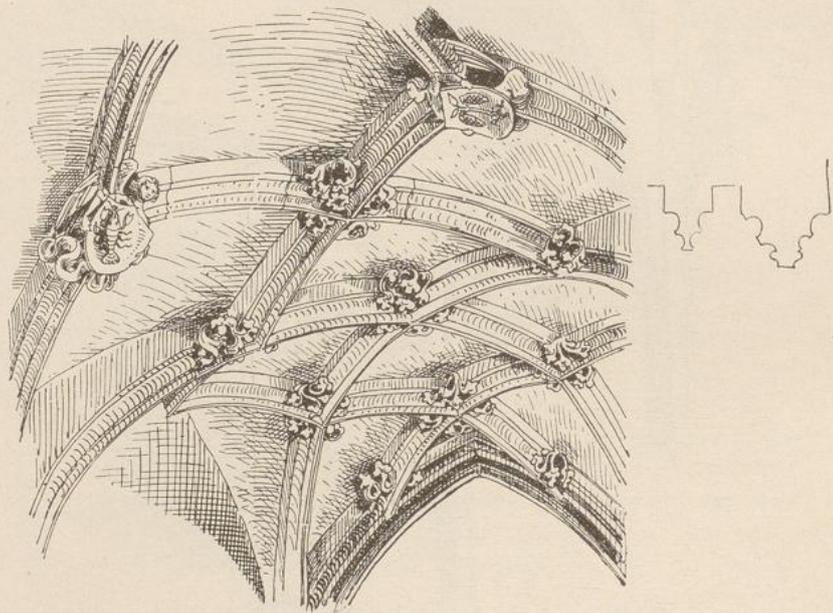


Fig. 45. Steinernes Haus; Gewölbe der Durchfahrt.

gewölbe mit einfachen Rippen und glattem Schlusssteine überdeckten beiden Räume vermuthen können, während der vordere Theil des Thorwegs an der Strasse mit seiner blossliegenden Holzkonstruktion, den dunkel gebeizten Pfosten und geschweiften Bögen, dazwischen weisse Putzflächen (Fig. 44), mit den noch erhaltenen Aufzugsringen in der Balkendecke dem Handelsverkehr diente. Sicherlich waren beide Theile früher noch durch ein Gitter getrennt. Auch hier gilt, wie an den Fenstern des ersten Obergeschosses schon dargelegt wurde, als Ursache dieser nicht einheitlichen Behandlung des Thorwegs die beabsichtigte symbolische Verdeutlichung für die Bestimmung der einzelnen Bautheile. Einen direkten Zugang zur Kapelle, ohne den vorderen Thorweg durchschreiten zu müssen,

ermöglichte ein wie das Hauptthor profiliertes, spitzbogiges Thor im Hintergrunde des Allments in der Flucht der westlichen Façade, welches in den Hof des Steinernen Hauses führte. Vor etwa vier Jahren wurde unbegreiflicher Weise die mächtige Thüre des Hauptthores entfernt und ein unschönes, geistloses Eisengitter an deren Stelle gesetzt; zum Glücke blieb

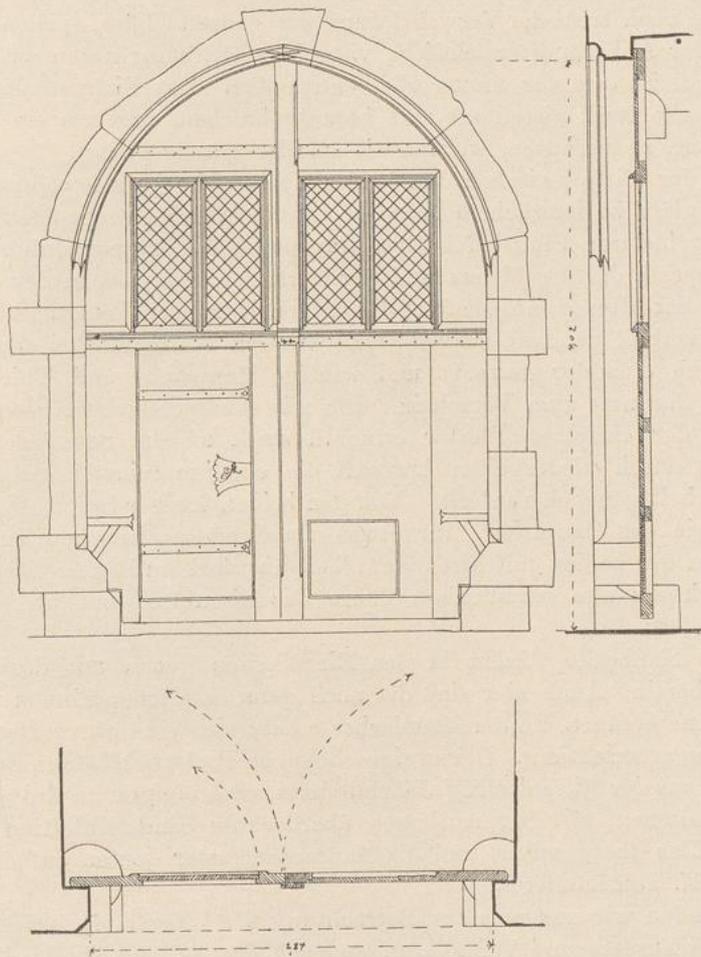


Fig. 46-48. Steinernes Haus; Hofthor.

damals die Thüre im hinteren Thorwege (Fig. 46-48), welche nach Aussage der Einwohner genau mit der erwähnten Thüre übereinstimmt, verschont. Ein starker Rahmen aus Eichenholz umschliesst die an einander gespundeten, fichtenen Füllbretter. Der rechte Flügel ist innen durch Querleisten verstärkt, während der linke eine kleine Durchgangsthüre mit schönem Schlossbleche und Schlüsselführung enthält. Die oberen Licht-

öffnungen sind mit zierlichen Gittern aus Eisenstäben von quadratischem Querschnitte geschlossen und von einer Hohlkehle mit Plättchen umrahmt. Ausser den gespaltenen und umgebogenen Enden entbehren die Thürbänder jedes ornamentalen Schmuckes; auch die Befestigungsnägel haben nicht die sonst üblichen untergelegten Blechscheibchen. Der Gang der Flügel, deren eiserne Zapfen oben und unten in einem Basaltlager sitzen, ist heute noch trotz der Verwahrlosung der ganzen Thüre, spielend leicht. Die in der Abbildung ersichtliche viereckige Oeffnung unten am rechten Thürflügel ist erst vor kurzer Zeit entstanden. Das Fichtenholz war an dieser Stelle stark abgenutzt und herausgebrochen, und um ein weiteres Absplittern zu verhüten, wurden die Ränder gerade gesägt.

In der Mitte zwischen den beiden Jochen des Netzgewölbes, dessen Rippen glatt in länglichem Schnitte in die Wand einschneiden, halten zwei Engel, deren Flügel den Kreuzungspunkt der Rippen durchdringen, das Wappenschild der Melem und der Dorfelder. Für das in den Schnittpunkten der Rippen angeheftete Blattwerk lässt sich kein unmittelbares Pflanzenvorbild namhaft machen. Die krausen Blätterbüschel sind mehrfach durch einander gesteckt und winzige Menschen- und Thierfiguren kommen darunter zum Vorschein. Die mit starken Buckeln gewundenen Flächen der einzelnen Blätter erinnern stark an die Schmiedetechnik; leider ist durch wiederholten Anstrich die einstige reizvolle Schärfe der Meisselarbeit gänzlich verdeckt. Von den beiden kleinen Spitzbogenthüren (Profil wie das Hauptthor, nur etwas massiger) im hinteren Thorwege, welche in die beiden mit Kreuzgewölben überdeckten Räume führen, hat eine noch die alte schmucklose Thüre aus Eisenblech mit übergelegten Eisenbändern.

Die Hoffaçade stimmt in den Einzelheiten genau mit der Vorderfaçade überein. Auch hier sind die noch ganz erhaltenen Zinnen und der Fries herumgeführt. In der Mittelachse erhebt sich eine grosse Dachgaube mit Aufzugsvorrichtung. Die zweigeschossigen Fachwerksbauten des Hofes stammen aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, nach einigen im Erdgeschosse noch erhaltenen, mit Segmentbogen überdeckten Sandsteinthüren zu urtheilen. Das Obergeschosse und die Mansardenfenster deuten auf das Ende des XVIII. Jahrhunderts.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Inneren, in welchem wir trotz aller Zusätze und Veränderungen noch das getreue Abbild der alten vornehmen Patrizierwohnung bewundern können, deren anheimelnde, grosse und luftige Räume uns die Enge der Gasse und den nur wenig durch die dicken Mauern dringenden Lärm des Verkehrs vergessen lassen und deren praktische Grundrisseintheilung sich auch heute noch bewährt.

Die Treppe mit bequemen Stufen und einem Geländer aus schön gedrechselten Stäben führt in das zweite Obergeschosse. Von da geht eine besondere Treppe nach dem unteren Dachgeschosse. Treppe und Vorflure sind durch drei gekuppelte Oberfenster in der Ostwand hell be-

leuchtet. Die abschliessenden Glastüren im Vorplatze des ersten Obergeschosses sind neuesten Ursprungs. Ein langer flacher, noch gut erhaltener Schrank, dessen Thüren durch tiefe Längskehlungen eingetheilt sind, war wohl in diesem weiträumigen Flure zur Kleiderablage bestimmt. In allen Räumen des ersten und zweiten Obergeschosses sind die Fenster- nischen um eine Stufe über den Fussboden erhöht und haben je zwei bequeme Steinsitze. An den Fensterpfeilern der zwei westlich gelegenen Zimmer des ersten Obergeschosses befinden sich unter der Decke Krag- steine, welche aus Thierfiguren gebildet werden. In dem Eckzimmer ist es ein Adler, welcher in seinem Neste sitzt, in dem darauf folgenden eine

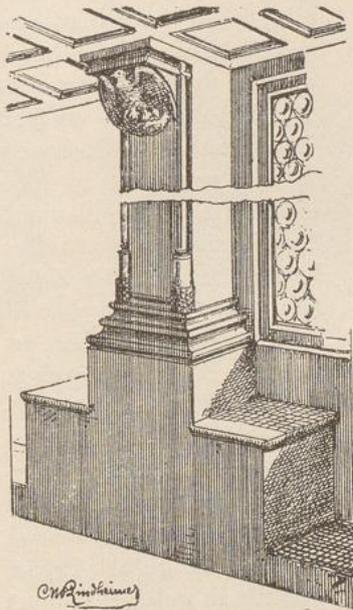


Fig. 49.
Steinernes Haus; Fensterpfeiler.

Meerkatze, welche aus Blätterwerk hervor- schaut. Die Pfeiler haben seitliche Rund- stäbe mit länglichem, durch Rautenmuster jedesmal verschieden ausgestattetem Sockel und eine gegen die innere Fensterwand totlaufende, aus zwei Hohlkehlen mit Zwischenplättchen gebildete Basis. (Fig. 49.) Die beiden erwähnten Zimmer scheinen früher ein einziger Saal gewesen zu sein; dass wir hier die sogenannte „gute Stube“, den Empfangsraum für Gäste vor uns haben, lässt ein Wandschrank in der Mitte der Westwand vermuthen; mit seiner meister- haft durch Eichenblätter und Eicheln deko- rierten Eisenthüre kann er ein Juwel der Kleinschmiedekunst genannt werden, das allein den Besuch des Hauses durch den Kunstfreund lohnt, und dessen technische Feinheiten, so namentlich in dem wunder- voll ausgesägten Bleche unter dem Thür- ring, zeichnerisch in dem Maassstabe unserer Abbildung nicht wiedergegeben werden können (Fig. 50—51). Die Thüre besteht

aus drei mittelst innerer Bänder vernieteten, ungleichen starken Eisen- blechtafeln, welche ein schmaler, durch ein beblättertes Rankenband dem Auge deutlich gemachter Rahmen umschliesst. Diese Umrahmung ist, ebenso wie das Blattwerk, dessen Stengel aus dicken runden Stäben her- gestellt sind, aufgenietet. Die Einfassung des Schlossbleches ist aus zwei Drähten zusammengedreht. An dem unteren Rahmenstück ist das aufgelegte Band weggebrochen, könnte jedoch verhältnissmässig leicht wieder ergänzt werden. Auch der Schlüssel und Schlosskasten sind mit grosser Sorgfalt durchgebildet. Da sich die alte Holzdecke (auf der Lindheimerschen Zeichnung Fig. 49 noch sichtbar) nach der Treppe zu um etwa 20 cm gesenkt hatte, so liess der jetzige Miether eine neue Decke

aus poliertem Holze als Ausgleich darüber legen, welche, obwohl in maassvollen Renaissanceformen nicht unschön, dennoch den Raum zu niedrig macht. Dass das dritte doppelfenstrige Vorderzimmer wahrscheinlich bescheidener ausgestattet war, verräth das Fehlen eines figürlichen Konsols am Fensterpfeiler. Auch der östlich vom Treppen Hause nach dem Hofe gelegene Saal bietet uns einen hervorragenden Vertreter spätgothischer Innenausstattung. Der noch unversehrt erhaltene grosse Kamin aus rothem Sandsteine darf dem besten auf diesem Gebiete Geleisteten zugezählt werden (Fig. 52—54). Die formvollendete Bekrönung, welche sicherlich un-

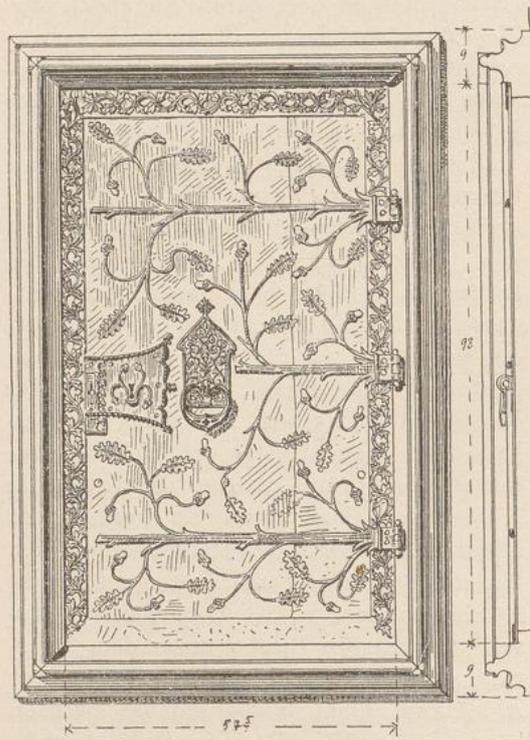


Fig. 50—51. Steinernes Haus; Schrankthüre.

bewusst ein antikes Motiv in gothischer Fassung wiedergibt, das in vier Variationen geschlungene Flechtband, welches den Stirnfries bildet, und das feine vielfach überschnittene Stabwerk der Stützen, eine gewisse Eleganz in den Profilen und überall ein edles Maasshalten liefern ein beredtes Zeugnis für die hochentwickelte Steinmetzenkunst der damaligen Zeit. Die weisse, mit flachen Stuckleisten besetzte Decke scheint dem Anfange des XVI. Jahrhunderts anzugehören. Sie wird durch einen Durchzug in zwei längliche Felder getheilt, in welchen sich um je zwei Rosetten als Mittelpunkten ein geometrisches Linienwerk mit Viertelkreisen in grossen Zügen ausbreitet.¹⁾ Auch die Thüre

aus Eichenholz mit zwei quadratischen Füllungen scheint in späterer Zeit entstanden zu sein. Die Küche lag in der Mittelachse der Westseite. Kamin und Herd sind nicht mehr vorhanden.

Im zweiten Obergeschosse fehlen an den Fensterpfeilern sowohl die Konsolen als die Rundstäbe an den Ecken. Bemerkenswerth sind in dem

¹⁾ Reiffensteins Aufnahme in der Sammlung des Historischen Museums ist fehlerhaft, da der Durchzug weggelassen ist und eines der vier sich gleich wiederholenden Elemente über die ganze Fläche gezeichnet und so vierfach vergrössert ist.

westlichen vorderen Eckzimmer eine Reihe von vierundeinhalb hängenden Wandbogen dicht unter der Decke, welche in zwei Abstufungen vorgekragt sind.

Das Innere wurde in neuerer Zeit vielfach umgebaut. Im Anfange der sechziger Jahre war noch die ganze alte Einrichtung zu sehen.¹⁾ Ausser dem Wenigen, was uns davon geblieben ist, verkündet ein Meister-

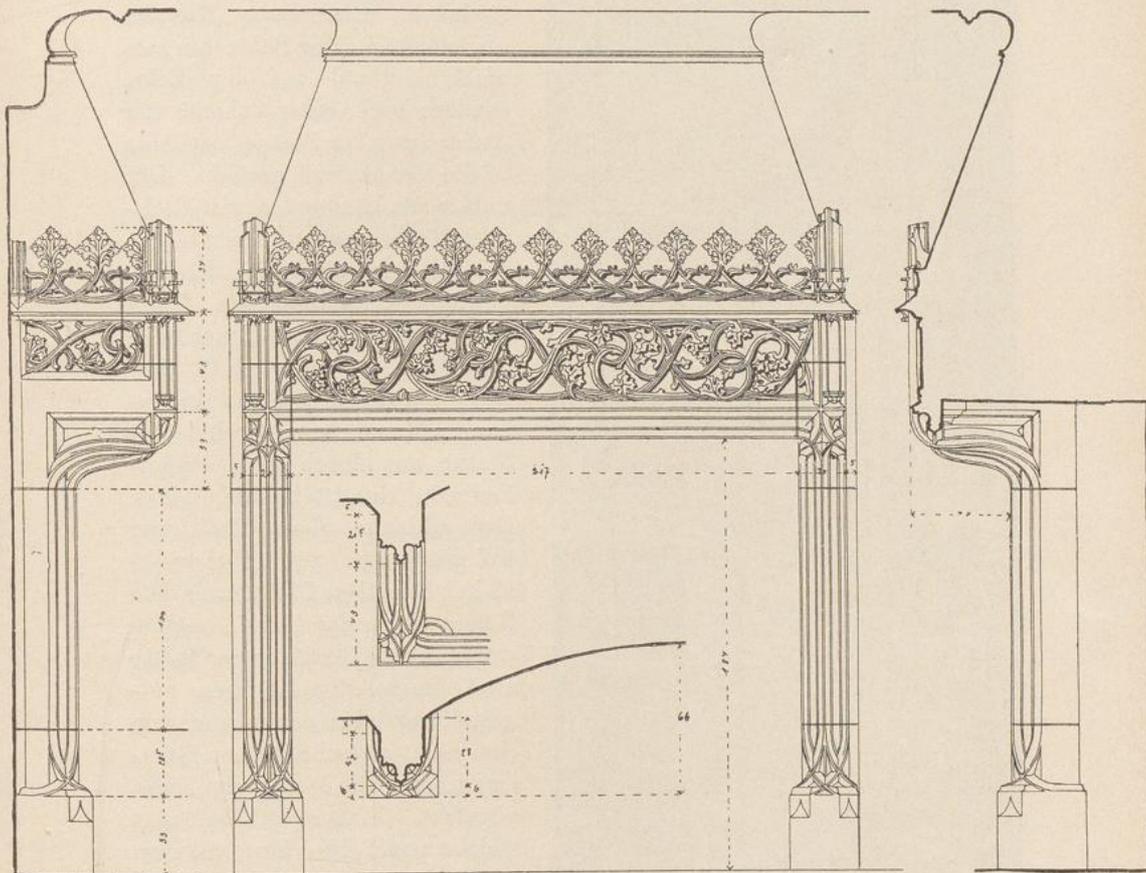


Fig. 52-54. Steinernes Haus; Kamin. $\frac{1}{20}$ natürl. Grösse.

werk der späthgothischen Plastik, die Madonnenstatue an der Westecke der Vorderfront, den hohen Kunstsinn des Erbauers.

Es ist auf das Tiefste zu beklagen, dass im März 1872 der fast vier Meter hohe, sehr reich ausgeführte Baldachin, welcher als Schirmdach über der Statue schwebte (Fig. 55), aus völlig nichtigen Gründen, statt sorgfältig ausgebessert und erhalten zu werden, einfach auf die Beschwerde einiger Marktweiber, die wegen abbröckelnder Steinstückchen für ihre

¹⁾ Frankfurt und seine Bauten S. 35.

Sicherheit besorgt waren, gänzlich heruntergeschlagen wurde. Dem damaligen Dombaumeister Denzinger († 1894) gelang es, einen kleinen Theil der Ueberreste dieser barbarischen Zerstörung vor dem völligen Untergange zu retten. Als sich das Dombaubureau aufgelöst hatte, wurden

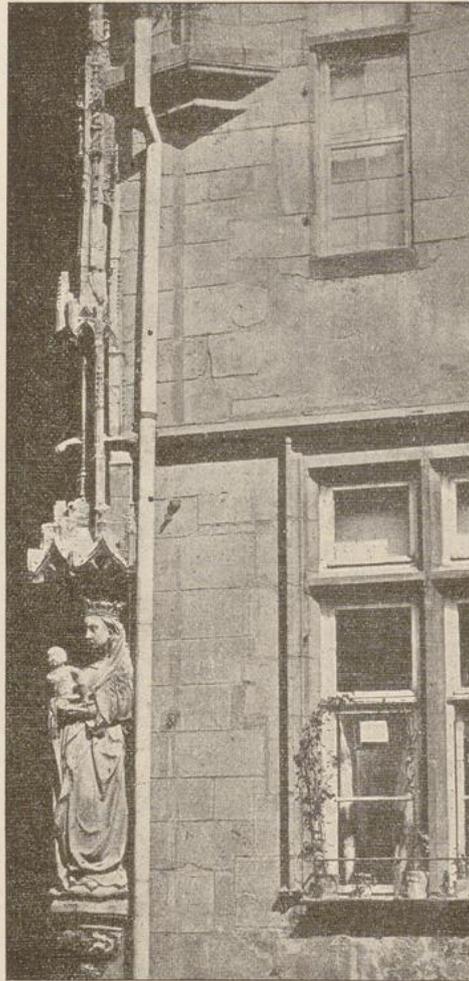


Fig. 55. Steinernes Haus; Madonna.

im Jahre 1880 diese Bruchstücke in zwei kleinen Kisten an das städtische Historische Museum abgeliefert.¹⁾ Der Baldachin sass nicht diagonal auf der Ecke, sondern war entsprechend der Aufstellung der Statue fast ganz in die Vorderfront gerückt. Der untere aus hängenden, mit Eselsrücken überdeckten Nasenbögen gebildete und ein kleines Fächergewölbe einschliessende Theil war, wie aus der Bruchstelle ersichtlich ist, in zwei Quaderschichten in die Wand eingebunden, und vom Sockel der Statue aus durch zwei emporlaufende Rundstäbe abgestützt. Der schlanke obere Theil war frei aufgesetzt und an eisernen Haken befestigt. Dicht unter dem Kraggesimse der Eckthürmchen waren in dem Gestänge der Spitze zwei kleine Engelsfiguren aufgestellt und bis dahin war, von dem nicht unterbrochenen Gurtgesimse an, die Mauerecke leicht abgefast. Unsere Abbildung, welche nach einer kurz vor dem Abbruche angefertigten Aufnahme des Photographen Mylius hergestellt ist,²⁾ zeigt, dass der phantastische, mit Fialen und Wimpergen ausgestattete zierliche Aufbau schon damals, namentlich in dem unteren Gehäuse schwer beschädigt war (Fig. 55). Der Baldachin scheint in seiner Aubringung über

liche Aufbau schon damals, namentlich in dem unteren Gehäuse schwer beschädigt war (Fig. 55). Der Baldachin scheint in seiner Aubringung über

¹⁾ Inventar-Nummer X, 6825/26.

²⁾ In der Sammlung des Historischen Museums. Nach Aussage des Herrn Mylius existieren davon nur noch drei Exemplare.

Eck mit dem Fussgestelle der Statue übereinstimmend gewesen zu sein. Letzteres, aus rothem Sandsteine gearbeitet, springt in vier und einer halben Seite des Achtecks vor und wird von einem konsolartigen Blätterwerk, welches in den Formen demjenigen des Netzgewölbes in der Thoreinfahrt gleicht, aber noch tiefer und wirkungsvoller unterschritten ist, getragen. Die Ranke selbst entspringt über einem ganz in der Fläche der Vorderfront sitzenden Engelskopfe. Das eigentliche Postament besteht aus einer, oben und unten durch zwei Rundstäbe mit zugehörigen Plättchen eingefassten Hohlkehle und einer darüber liegenden Platte.¹⁾ Auf dieser Platte sitzt der Block der aus einem dichten grauen Kalksteine gemeisselten lebensgrossen Figur mit einer niedrigeren, etwas zurückspringenden Platte, über welche das einfache Fusskissen gebreitet ist.

Die Aufstellung der Madonna ist, was die Höhe anbetrifft, ausserordentlich glücklich. Selbst in der nächsten Nähe sind wir im Stande dieselbe ohne Anstrengung des Blickes bequem zu überschauen, dabei ist sie hoch genug, um dem lärmenden Getriebe der Strasse ideell entzückt zu sein.

Die Entstehung der Gruppe fällt in die zweite Blüthezeit der deutschen Plastik von 1450—1530. Von dem Zwange, welchen die gothische Kirchenbaukunst vom Ende des XIII. Jahrhunderts an der Skulptur auferlegt hatte, von der conventionellen Darstellungsweise des erstarrten, den Körper völlig verleugnenden Faltenwurfs und der fortwährenden Wiederholung der geschwungenen, ausgebogenen Körperhaltung hatte man sich um die Mitte des XV. Jahrhunderts frei gemacht, um zum erfrischenden Studium der Wirklichkeit, zu einer Vertiefung der seelischen Vorgänge und zur realistischen Wiedergabe des Körpers und der Gewandung zurückzukehren. Diese Vorzüge der neuen Epoche finden wir an unserer Figur vereinigt.

Der Künstler, dessen Namen uns nicht überliefert ist, wollte in lebensvoller Auffassung mit einer zum Herzen sprechenden Wahrheit das innige Verhältniss von Mutter und Kind darstellen. Sorgsam hält die Madonna mit beiden Händen den sich lebhaft zur Menge wendenden nackten Jesusknaben, welcher wahrscheinlich mit dem rechten Aermchen, das leider abgeschlagen ist, die Gebärde des Segnens macht. Mit der Rechten drückt sie ihn sanft an sich, mit der Linken stützt sie die nach Kinderart sich aufstemmenden Beinchen. Hoheitsvoll und mild lächelnden Ausdruckes hat sie den Kopf etwas gegen die linke Schulter gewendet, wie um den raschen spielenden Bewegungen des Christuskindes Raum zu

¹⁾ Reiffenstein berichtet uns in dem handschriftlichen Texte zu seiner Sammlung am 10. Juli 1864, er habe „an dem Fussgestelle der Madonna auf dem Eck des Hauses“ eine Inschrift gefunden, welche er aber noch nicht hätte entziffern können. Bei einer deshalb vorgenommenen eingehenden Untersuchung durch den Referenten mittelst Leiter, zeigten sich auf der oberen Platte des Postaments nur noch drei kurze Striche, vielleicht Ueberreste einer Jahreszahl; sonst war weder an dem Postamente noch in dessen Umgebung eine Inschrift zu entdecken.

gewähren. Das abgerundete Oval des Gesichtes, die hohe Stirne, die längliche Form der ruhig blickenden Augen, der edel geschwungene Mund und die feine schmale Nase sind geradezu bildnissartig wiedergegeben und überliefern uns den Typus der damaligen Patrizierin. Ein langer unter der Krone befestigter Schleier ist über den bis auf die Schultern reichenden, aufgelösten Locken des Haares nach vorne geschlungen. Der Mantel fällt in weichen, fließenden, unmittelbar der Natur nachgebildeten Falten auf das Fusspolster herab. In der Abwechslung der Behandlung seiner beiden Zipfel, nämlich links in dem durch die Hand emporgezogenen Theile in von oben nach unten geradlinig verlaufenden, und rechts in rundlich gebogenen, hängenden Falten dokumentiert sich in höchstem Maasse das Streben nach Mannigfaltigkeit und das feine Stilgefühl des Bildhauers. Ebenso ist der rechte Aermel vom Mantel überdeckt, der linke dagegen kommt frei zum Vorschein. Die Einzelausführung der schmalen, aristokratischen Hände steht um ein Weniges hinter der lebendigen Durchbildung des Kopfes zurück. Der Kopf des Jesusknäbleins trägt einen glücklich der Natur abgelauchten anmuthigen Ausdruck kindlicher Fröhlichkeit; auch die Bewegung und Modellierung des nackten Körperchens ist sorgfältig studiert. An der Statue ist die, durch das Emporhalten des Kindes verursachte geringe Wendung nach der rechten Seite unter den breiten Flächen zwischen den Falten leise und genügend angedeutet. Alle Proportionen sind natürlich und schön. Was die Wirkung im Umriss anbelangt, so ist der seitliche Anblick etwas weniger günstig als der vordere. Die Meisseltechnik ist virtuos; in deutlicher Absicht ist das Gewand durch Stehenlassen der Meisselzüge stofflich von den abgeglätteten Fleischpartien unterschieden. Von einer etwaigen einstigen Bemalung sind keine Spuren erhalten. Ausser einigen geringfügigen Abschürfungen am Saume des Mantels und an den darunter hervortretenden Fussspitzen ist die Madonnenstatue im Laufe der Jahrhunderte scheinbar unverletzt geblieben. Zahlreiche feine, horizontal durchgehende Sprünge und Risse namentlich im unteren Theile, welche erst bei der genauen Untersuchung sichtbar werden und von der Strasse aus nicht bemerkbar sind, lassen jedoch für die fernere Erhaltung dieser schönsten Madonnenstatue Frankfurts den Wunsch laut werden, die Stadt möge als jetzige Besitzerin des Steinernen Hauses eine sorgfältige Ausbesserung, vielleicht verbunden mit einer Wiederherstellung des Baldachins, in nicht allzu langer Zeit veranlassen.

GROSSER BRAUNFELS.

Archivalische Quellen: Hausurkunden und J. C. v. Fichards Geschlechtergeschichte, Faszikel Brun, Greiff und Scheid im Stadtarchiv I; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Akten und Urkunden aus dem Archiv der Gesellschaft Frauenstein; Reiffensteins Text im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum.

Litteratur: Lersners Chronik; Quellen zur Frankfurter Geschichte Bd. I; Kleiner, Florirendes Frankfurt (Dritte Auflage) mit Text von Steitz; Hüsgen, Artistisches Magazin S. 297; Müller, Beschreibung der Stadt Frankfurt (Frankfurt 1747) S. 40; Battomns Oertliche Beschreibung IV; Kirchner, Ansichten von Frankfurt a. M. I, 78; Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. S. 235, 521.

Das grosse Anwesen auf der Westseite des Liebfrauenberges, welches schon im Mittelalter bis an die Kleine Sand-Gasse reichte, war, soweit wir seine Geschichte zurückverfolgen können, von je her ein vornehmer Patrizierbesitz und zugleich auch eine Stätte, welche der Handel und besonders der Messhandel stets bevorzugt hat.

Um das Jahr 1350 erbaute Brune zu Brunenfels, der Ahnherr der Geschlechterfamilie Brune, der sich früher zur Weinrebe nannte, das Haus Gross Braunfels gegenüber dem Hause zum Paradies auf dem Rossebühel und erhielt daher den Beinamen, der auch seinen Nachkommen blieb;¹⁾ Bernhard Rorbach erzählt in seiner Familiengeschichte, das Haus Braunfels gehöre mit dem Paradies zu den „grossten und kostlichsten huse“, welche aus dem Gewinn des Handels mit Elsässer Weinen erbaut worden seien. Wenn 1360 Erzbischof Gerlach von Mainz Brune zu Brunenfels seinen lieben Wirth nennt, so geht daraus hervor, dass der Erzbischof im neuen Hause gastliche Unterkunft fand; er eröffnet die lange Reihe fürstlicher Persönlichkeiten, welche bis zum Ausgange der reichsstädtischen Zeit den Braunfels als Wohnung wählten. Bis gegen das Ende des Mittelalters blieb das Anwesen im Besitze der Familie Brun; „am oberen Thurm im Eck gegen die Liebfrauen-Kirche“ war nach Fichard das Brunsche Wappen angebracht. Aus der mittelalterlichen Geschichte des Hauses ist nur wenig bekannt; im Jahre 1428 finden wir es bereits an das Wollenamt der Stadt Aachen vermietet, deren Wollenweber hier in den Messen feil hielten, und noch 1518 finden wir die Aachener in der Miethnutzung des Hauses. 1442 und 1474 schlug hier Kaiser Friedrich III. bei seinen

¹⁾ Klein Braunfels ist der Name des nördlich anstossenden Hauses Lit. K. Nr. 45, welches man im XVIII. Jahrhundert Stadt Metz nannte. Den gleichen Namen führten im Mittelalter nach Battomn das Haus Lit. J. Nr. 74 in der Bendingasse, den Namen Braunfels ebenda das Haus Lit. J. Nr. 72, den Namen Klein Braunfels auch das Haus Lit. C. Nr. 35 in der Vilbeler Gasse.

Besuchen in Frankfurt sein Hoflager auf; bei dem zweiten Aufenthalt war er von seinem Sohne, dem Erzherzog Maximilian begleitet. Unter dessen Regierung war 1495 dem Braunfels das denkwürdigste Ereigniss in seiner Geschichte beschieden. Im September 1495 miethete der Rath den Saal des Hauses mit einem Zimmer für 30 Gulden auf 4 Jahre und liess diese Räumlichkeiten als Sitzungszimmer des neuerrichteten Reichskammergerichtes herstellen und einen Treppenaufgang dazu erbauen, denn der Kammerrichter Graf Eitel Fritz von Zollern hatte einem Frankfurter Rathsherrn gegenüber, allerdings in Beziehung auf seine Privatwohnung, geäußert, wenn das Kammergericht nach Frankfurt käme, so wolle er in keinem Saustall liegen. Am 31. Oktober nahm König Maximilian im Sitzungssaale des Braunfels den Kammerrichter und dessen Personal feierlich in Eid und Pflicht; am 3. November leitete der Graf von Zollern hier die erste Sitzung. Nur anderthalb Jahr diente der Braunfels dem höchsten Gerichtshofe des Reichs als Stätte seiner Wirkung, da er schon im Mai 1497 nach Worms verlegt wurde; am 12. Mai dieses Jahres hatte der Kammerrichter Markgraf Jakob von Baden im Braunfels die letzte Sitzung abgehalten.

Gegen Ende des XV. Jahrhunderts war das Haus aus dem alleinigen Besitze der Familie Brun in den einer aus den Geschlechtern zusammengesetzten Ganerbschaft gekommen, als deren Geschäftsführer 1518 Johann zum Jungen und Klaus Scheid erscheinen. 1558 verkauften die den Familien Scheid, Völcker, Frosch, Melem und zum Jungen angehörenden Ganerben ihre Antheile an den Mitganerben Johann von Glauburg den Aelteren. Am 31. Dezember 1558 aber verkaufte Glauburg das ganze Anwesen an den aus Brügge in Flandern eingewanderten Handelsmann Augustin Le Grand für 4000 Gulden. Dieser liess 1567 hier eine Regen- zisterne erbauen und mit einer Inschrift versehen, nach welcher sie die erste Zisterne in Frankfurt war.¹⁾ Zur Zeit Le Grands sollen auch die Reformierten hier ihren Gottesdienst abgehalten haben. Am 22. September 1578 erwarb der Patrizier Nicolaus Greiff das Anwesen um 3000 Gulden von Le Grand, als dessen Bevollmächtigter der französische Prediger Cassiodorus Reina auftritt. Der neue Besitzer liess in den Jahren 1596 und 1597 einige Bauten vornehmen, welche auf eine grössere Bauhätigkeit am Hause in dieser Zeit schliessen lassen; so wurde 1597 der „Gangbau“ errichtet. Allem Anscheine nach hat Greiff in diesen Jahren sein Besitzthum so herrichten lassen, dass es lange als eines der vornehmsten Absteigequartiere in Frankfurt gelten konnte, ohne auf den Nutzen der Messvermiethung zu verzichten. Das XVII. Jahrhundert ist die glänzendste Zeit für das Haus Braunfels gewesen.

¹⁾ Das von Lersner gegebene Jahr 1507 beruht auf einem Druckfehler; der „Augustinus Magnus“ der Inschrift kann nur Le Grand (im Währschaftsbuch Gross) sein, welcher das Haus 1558—1578 besass.

Die Reihe der fürstlichen Gäste, welche das Haus in dieser Zeit beherbergte, eröffnet 1599 Markgraf Georg Friedrich von Ansbach mit Gemahlin und Gefolge, der dem Hauseigenthümer Greiff als Andenken an seinen Aufenthalt einen silbervergoldeten Becher übergab. 1612 hielt Kaiser Matthias bei seiner Krönung hier Einkehr, 1617 Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der spätere „Winterkönig“, 1619 Kaiser Ferdinand II. bei seinem Krönungsfeste. Vom November 1631 bis zum Juni 1632 wohnten hier mit Unterbrechungen König Gustav Adolf von Schweden und seine Gemahlin; es war dies der politisch bedeutsamste Fürstenbesuch im Braunfels, denn Gustav Adolf stand damals auf der Höhe seines Lebens und seiner Macht; hier liefen um diese Zeit die Fäden der europäischen Politik zusammen. 1647 wurde die Hochzeit des Landgrafen Ernst von Hessen-Kassel mit der Gräfin Marie Eleonore von Solms im Braunfels gefeiert. 1658 führte wieder die Kaiserkrönung Leopolds I. den deutschen Herrscher in das Haus; an den Aufenthalt Ferdinands II. und Leopolds I. erinnerten deren rechts und links vom Portale angebrachten Wappenschilder, welche beim Einrücken der Franzosen 1792 beseitigt wurden. 1659 wohnte hier Graf Georg Friedrich von Waldeck, dem im Hause ein Sohn geboren wurde.

Am 3. Juli 1694 verkauften die Erben des 1682 verstorbenen Johann Nicolaus Greiff, nämlich: das Armen-, Waisen- und Arbeitshaus, Fräulein Maria Elisabeth Degenhard, Frau Maria Ursula Wunderer geb. Greiff, Fräulein Maria Adelheid Rosina Greiff, den Grossen Braunfels, wie ihn die Familie Greiff besessen hatte, für 15,000 Gulden an die adelige Gesellschaft Frauenstein, welche jetzt ihren Sitz aus dem alten Gesellschaftshause auf dem Römerberg (Band II, S. 236) hierher verlegte. Nach Lersner hat die neue Besitzerin das Haus sofort „sehr wohl zurichten lassen“, d. h. ihm das prächtige Aussehen gegeben, das uns Kleiner im Bilde vorführt (Fig. 59), nach welchem die gemalte Façade entschieden eine der reichst ausgestatteten in der Stadt gewesen sein muss. Nach Kleiner wurde der Braunfels 1695 „abgebrochen und, wie jetzo zu sehen, neu aufgeführt“; doch beschränkte sich der Bau wohl nur auf die Façade. Aus dieser Zeit stammt das Portal mit den beiden darauf sitzenden Figuren; über dem Eingang liess die Gesellschaft Frauenstein, welche am 13. November 1694 die erste Sitzung im Braunfels hielt, ihr Wappen, die goldene Lilie im blauen Felde, anbringen. Konrad Unsin schmückte die unteren Räume rechts vom Portal mit Fresken aus, deren Reste 1859 bei baulichen Umänderungen zum Vorschein kamen und leider übertüncht wurden.

Auch die Frauensteiner stellten gerne ihre prächtigen Räume im neuhergerichteten Hause zu vornehmen Festlichkeiten und zur Beherbergung fürstlicher Gäste zur Verfügung. 1700 gab hier der kurbrandenburgische Resident Fuchs den in Frankfurt anwesenden Gesandten ein Festmahl zur Feier der Vermählung der Tochter seines Kurfürsten mit Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel, dem späteren Schwedenkönige; 1701, als

sein Herr König in Preussen geworden war, lud er wieder eine erlesene Gesellschaft zur Festlichkeit in den Braunfels. Bei der Krönung Karls VII. Albert im Jahre 1742 wohnte hier dessen Sohn, der spätere Kurfürst Maximilian Josef von Bayern. Fünfzig Jahre später bei der Krönung Franz II. im Juli 1792 nahm der letzte Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation mit seiner Gemahlin und mehreren Erzherzögen im Braunfels sein Absteigequartier. Kaiser Franz II. war wohl der letzte fürstliche Gast, der hier wohnte. Dass das Haus aber auch zu den Vergnügungen der wohlhabenden Kreise der Bürgerschaft diene, zeigt uns J. B. Müller, der in seiner 1747 erschienenen Beschreibung von Frankfurt von dem Braunfels sagt: „Es ist ein sehr grosser und weitläufiger Pallast, worinne biss auf zwanzig Familien gemächlich wohnen können. Zur rechten Hand des Thors ist die Börse, woselbst auch Hochzeiten, Musicen und dergleichen pflegen gehalten zu werden, weil die Bequemlichkeit darzu unvergleichlich ist.“

Im XVIII. und XIX. Jahrhundert beruht aber die Bedeutung des Hauses Braunfels vorzugsweise auf seiner Eigenschaft als Handelsstätte. Hier hielten das Collegium der Börsenvorsteher, der Vorgänger der späteren Handelskammer, ihre Sitzungen ab, hier fand auch bis zum Jahre 1840 die Börse statt. Die Gesellschaft Frauenstein vermietete ihre meisten Räumlichkeiten an einheimische Geschäftsinhaber und an Messfremde und liess zur besseren Ausnutzung des Anwesens für Handelszwecke im letzten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts grosse bauliche Veränderungen vornehmen. 1791—1792 wurde der südliche Seitenflügel mit dem grossen Treppenhaus und das an die Kleine Sand-Gasse stossende Hinterhaus nach den Plänen von Stadtbaumeister Hess mit einem Kostenaufwand von etwa 33 000 Gulden neu erbaut. 1794—1796 erfuhr auch der nördliche Seitenflügel mit den beiden dazu angekauften Häusern Lit. K. Nr. 28 und 29 in der Kleinen Sand-Gasse einen völligen Neubau nach den Plänen des Architekten Banser aus München, das Vorderhaus erhielt eine neue Façade, die „Boutiquen“ in der Gallerie wurden errichtet: die Baukosten allein betragen etwa 73 500 Gulden. 1800 wurde der Vordersaal zu „Boutiquen“ verändert, Keller und Hof wurden geplattet. Wenn das gedruckte Miether-Verzeichniss aus den Messen von 1797 die Miether von 22 Gewölben und 79 „Boutiquen in der Gallerie“ aufzählt, so mag Kirchner nicht Unrecht haben, wenn er 1818 den mit Luxuswaaren aller Art angefüllten, von drei Seiten aus zugänglichen Braunfels mit seinem grossen Hofe ein „Palais Royal im Kleinen“ nennt. 1838—1839 liess die Gesellschaft Frauenstein die „Altane“ im Hofe errichten und sonstige bauliche Veränderungen vornehmen, für welche etwa 56 000 Gulden ausgegeben wurden.

Am 1. April 1859 ging das ganze Anwesen in den Besitz der Firma Schwab & Schwarzschild über, welche seitdem verschiedene Bauten im Hause ausführen liess, von denen aber die Façaden, mit Ausnahme des Erdgeschosses im Vorderhaus, wenig berührt wurden. Ueber interessante

Einzelheiten, welche beim Umbau des Erdgeschosses 1859 zum Vorschein kamen, berichtet Reiffenstein unter dem 21. Juni dieses Jahres:

„Heute untersuchte ich den im Augenblick in Reparatur befindlichen Theil des Braunfelses. Es sind die Läden unten rechter Hand vom Portal; man hat behufs der Neuherstellung die Erker abgebrochen und den Kalkputz abgeschlagen, nun kommen auf einmal die schönen Spitzbogen der alten Hausthüren zum Vorschein, welche im Jahre 1695 in viereckige Thüren verkleinert wurden.¹⁾ Die Pfeiler haben verhältnissmässig eine sehr starke Fase und sind von rothem Sandstein. Im Inneren ist die Brandmauer zur Hälfte auf Bogen gestellt, welche aus der ursprünglichen Anlage des Hauses herzurühren scheinen.

Bei der im Jahre 1695 unternommenen totalen Umgestaltung des Hauses wurden die unteren Räume mit Freskobilddern geschmückt, welche gar nicht übel sind und den Charakter der Zeit vollkommen abspiegeln. Sie sind jetzt theilweise blosgelegt, indem man die von den verschiedenen Miethern der Lokalitäten darauf geklebten Tapeten abgerissen hatte, und ich will dieselben hier beschreiben, weil sie wahrscheinlich zum letzten Mal sichtbar sind; denn man wird sie nun abschlagen und einen neuen Kalkputz darauflegen. Die Wand des Vorderhauses war von zwei Segmentbogen eingenommen, deren vertiefte Flächen die Bilder trugen. Das erste, der Strasse am nächsten liegende, stellte die heiligen drei Könige dar, welche mit ihren Geschenken einen Fluss zu überschreiten im Begriff sind und aus welchem ein Krokodil gegen sie auffährt, das aber respektvoll vor einem Engel, der es mit dem Weihfasse anröchert, sich zurückzieht. Auffallend und die Zeit bezeichnend waren die in der Landschaft angebrachten Pappelalleen. Das zweite Bild stellte mehrere Reiterfiguren dar, darunter einen auf einem Schimmel, allein es war zu sehr durch die darauf geklebte Tapete ruiniert, um das Motiv vollständig zu erkennen. Auf den Pfeilern zwischen den Bogen waren grosse Kaiserfiguren abgebildet, über den am Fenster zunächst stehenden, in Rüstung eingekleideten hielten zwei schwebende Engel eine goldene Krone. Die Ausführung der Bilder war sorgfältig mit sehr entwickelter Technik, die Farben brillant und gut gewählt.

Von dem alten Gebäude ist die ganze südliche Mauer nach dem Gässchen hin aussen vollkommen erhalten und zeigt nebst mehreren Fenstern und Gesimsstücken ein prächtiges Konsol, das einen an dieser Stelle aus der Mauer heraustretenden Schornstein trägt.

Ein Theil der Wand des untersten Erdgeschosses zieht sich im Grundriss in einen stumpfen Winkel zurück; der dadurch entstehende Raum ist am ersten Stock mit einem steinernen Gesims vermittelt, das sich mit seinem Profil in die Mauer verkröpft. . . .“

¹⁾ Diese Spitzbogen kamen auch bei dem letzten Umbau der Erker im Jahre 1897 wieder zum Vorschein und wurden damals abgebrochen.

Werfen wir bei der baulichen Betrachtung des Braunfels zunächst einen vergleichenden Blick auf die beiden Abbildungen seiner Vergangenheit (Fig. 58 und 32), so wird es uns trotz der aktenmässigen Beweise kaum glaublich erscheinen, dass diese beiden architektonisch so verschiedenen Erscheinungen durchaus ein und demselben Kernbaue angehören.

Auf der Rekonstruktion (Fig. 58), welche Reiffenstein auf Grund des Belagerungsplanes (Fig. 56), des Merianschen Planes (Fig. 57) und namentlich einer Radierung des Wenzel Hollar anfertigte,¹⁾ tritt uns ein stattlicher Steinbau entgegen; durch eine horizontale Zinnenkrönung und die sie flankierenden Erkerthürmchen verband derselbe burgartige Motive mit dem Profanbau und konnte daher die ritterliche Abkunft seines Erbauers sehr wohl nach aussen hin zur Geltung bringen. Aus der glatten Front, deren Fenster wahrscheinlich nur einfache Fasen hatten, ist im ersten Stockwerke ein zierlicher gothischer Chorerker mit spitzem, vielfach gebrochenem Dache ausgekragt. Vielleicht war im Inneren davor der Hausaltar aufgestellt, auch konnten von da aus, ohne ein Fenster öffnen zu müssen, die patrizischen Einwohner bequem nach beiden Seiten hin in gleichsam vornehmer Zurückgezogenheit das vielgestaltige Treiben längs der Strasse überschauen. Das Untergeschoss bot durch seine sieben spitzbogigen Thore dem Handelsverkehre ausreichenden Einlass. Zu fast zwei

¹⁾ Wenzel Hollar, geboren zu Prag 1607, gestorben zu London 1677, scheint die Ansicht des Liebfrauenbergs mit dem Braunfels vor dem Jahre 1636, bis zu welchem er in Frankfurt, zuerst daselbst als Schüler des Mathaeus Merian, thätig war, um dann nach Köln zum Grafen Arundel überzusiedeln, radiert zu haben. Sie ist bezeichnet: „13 zu Francfort“. Vgl. Müller, Künstlerlexikon Bd. II (Stuttgart 1860). Bei Parthey, Beschreibendes Verzeichniss der Kupferstiche des Wenzel Hollar (Berlin 1853) ist das Blatt unter „Deutsche Ansichten, Folgen“ S. 153 Nr. 707 angeführt. Hollar zeichnet das Erdgeschoss mit sechs Thoröffnungen, welche durch Segmentbogen überdeckt werden, und an den Mauerpfeilern deutet er bei dem kleinen Maasstabe leicht durch je zwei Querstriche Kapital und Sockel an. Hier scheint jedoch eine ungenaue Auffassung vorzuliegen, welche sich aus dem geringen Umfange der Radierung (9,5×5,5 cm) und der mehr malerischen Begabung des Künstlers erklären mag. Reiffenstein zeichnete mit vollem Rechte sieben spitzbogige Oeffnungen, da er einige derselben bei der Reparatur vom Juni 1859 (siehe oben S. 65) thatsächlich noch unversehrt vorfand. Auch bei dem Umbaue der Ladenerker im Jahre 1897 kamen sie nochmals zum Vorschein, wurden jedoch bis auf die zwei Pfosten, welche an den äussersten Enden der Front sitzen, gänzlich entfernt.

Auf die Unterschiede zwischen Belagerungsplan, Merian und Hollar bezüglich der Anzahl und Ausbildung der Eckthürmchen hier näher einzugehen, ist für den Bau selbst von keiner Bedeutung, denn diese Verschiedenheiten hängen, wie bei Hollar bewiesen, zu sehr mit der mehr oder weniger eingehenden Arbeitsweise des Darstellers zusammen. Nur möchten wir darauf aufmerksam machen, dass das bei Merian ersichtliche dritte Zimmenthürmchen sicherlich auf Verzeichnung beruht. Wahrscheinlich soll es die oberste Spitze des Chorerkers vorstellen, welche indessen hier viel zu hoch gerathen wäre. Auch würde der Doppeladler (bei Hollar) in dem Zinnenkranze keinen weiteren Raum gestatten, und als späterer Zusatz ist es sowohl aus praktischen wie künstlerischen Gründen kaum zu rechtfertigen.

Dritteln der Façadenhöhe erhob sich das steile Dach, in seinen einzelnen Stockwerken luftige Vorrathsräume für Waaren und Hausrath bietend; wegen Holzverschwendung und Feuergefährlichkeit war der mittelalterliche Baumeister unbesorgt. Ueber dem Chörlein war nach Hollars Radierung ein mächtiger Doppeladler in quadratischem Felde angebracht; ob plastisch oder gemalt, ist aus dieser Abbildung nicht zu entscheiden.

Nach drei und ein halb Jahrhunderten aber mochte eine neue Zeit, welche über andere drastischere Mittel architektonischer Formensprache verfügte, sich mit dieser ernsten gothischen Façade nicht mehr begnügen. Die heitere Dekorationskunst eines Barock, der in unserer Gegend in den Details noch nicht ganz von der späten deutschen Renaissance frei geworden war, liess Zinnen, Thürmchen und Chörlein verschwinden und verwandelte aus Vorliebe für monumentale Motive das Portal in das Relief

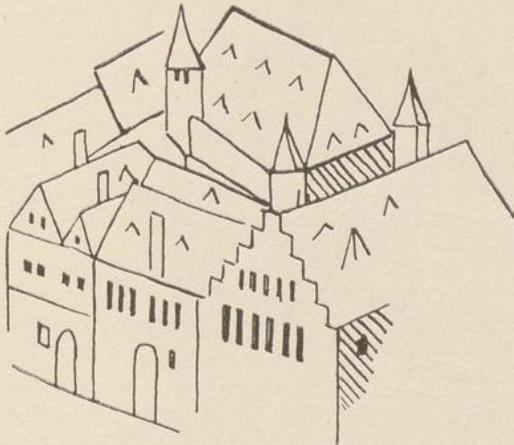


Fig. 56. Grosser Braunfels nach dem Belagerungsplan.

eines dreitheiligen Triumphbogens mit Giebel und plastischem Schmucke. Die Spitzbogen wurden zu rechteckigen Rahmen verengert, die Fenster des ersten Stockwerkes gedoppelt. Reiche Bemalung der ganzen Front über einer Inkrustation von Stuck und ein mit Figuren besetzter Dachgiebel traten hinzu (Fig. 32). Der mittlere, wie die ganze Façade, aus rothem Sandstein hergestellte Theil des Portals ist heute noch unberührt erhalten (Fig. 59). Er wird von zwei glatten, freistehenden, jonischen Säulen flankiert, welche sich nach oben verjüngen. Das Kapital trägt vorne zwischen den kräftig hervorquellenden Voluten eine Schalksmaske. Ueber dem Astragal sitzt eng an die Voluten anschliessend ein Kranz von acht niedrigen Akanthusblättern; das Ganze bei etwas derben Formen von kräftiger Schattenwirkung. Die dreitheilige attische Basis, deren unterer Wulst in zwei Rundstäbe zerlegt ist, ruht mit ihrer Plinthe auf einem hohen, einfachen Sockel mit Untersockel, Deckglied und rechteckigen Füllungen, welche früher wohl mit Kränzen ausgestattet waren. Auf dem Stiche Kleiners (Fig. 32)¹⁾ ist deutlich zu erkennen, dass die schmälere Seiteneingänge,

¹⁾ Die Kleinersche Winterlandschaft verdient noch unser besonderes Interesse durch den prächtigen Anblick der übrigen gemalten Façaden des Liebfrauenbergs, welche ausser dieser Abbildung unserer Zeit nur wenige Spuren ihres einstigen Daseins hinterlassen haben.

über welchen sich kreisrunde Zwischenfenster befanden, nach aussen von einem der Säule entsprechenden jonischen Pilaster begrenzt waren. Das Thorgesims besteht aus einem Architrave mit drei Platten und Oberglied, dem glatten Friese und den Obergliedern mit Hängeplatte. Es ist den Säulen und Pfeilern gemäss verkröpft, dann aber noch über dem maskenartigen Schlusssteine des Bogensturzes schwach vorgezogen. Letzterer, als Segmentbogen konstruiert, wird aus zwei durch einen kleinen Rundstab getrennten Platten mit Oberglied gebildet. Das nach toskanischer Weise gezeichnete Kämpfergesims setzt sich horizontal nach beiden Seiten hin fort und bildet so hinter der Säule das Kapitäl eines entsprechenden Pilasters; ebenso bildet es die Oberschwelle der Mittelthür. Die Zwickelfelder sind mit einem von Guirlanden durchsetzten Rollwerke, an dessen

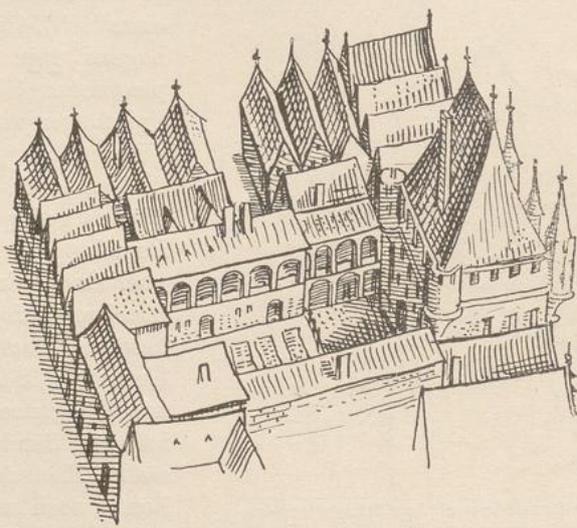


Fig. 57. Grosser Braunfels nach Merian.

Windungen kurze, schwerfällige Akanthusranken haften, eng ausgefüllt. Der Thorgiebel schliesst oben nicht zusammen, sondern ist aufgebrochen, um dem Wappenschilde des Hauses Frauenstein, der goldenen Lilie im blauen Felde, und darunter einem länglichen Schilde mit dem Hausnamen Platz zu machen. Ein dicker, etwas massiger, zu wenig aufgelöster Kranz aus Eichenblättern, in welchem über dem Wappen zwei reizende geflügelte Engelsköpfchen sich wie zum Kusse an einander schmiegen, umschliesst jedes der beiden Schilde, deren kartuschenartiger Rand fast darunter versteckt ist und nur bei genauem Hinsehen zur Wirkung kommt.

Auf jeder Seite des Wappens ist eine mit faltigem Gewande bekleidete Frauengestalt auf dem schräg ansteigenden Giebelstücke gelagert. Die Figur auf der linken Seite soll durch den Falken auf ihrer emporgehobenen linken Hand und den beigegebenen Anker, auf welchen sie sich mit der

rechten stützt, den Schiffahrtsverkehr, insbesondere vielleicht die weitreichenden Handelsbeziehungen der Stadt Frankfurt verkörpern. Die Figur auf der rechten Seite hat ein doppeltes Gesicht und hält in ihrer rechten Hand eine zusammengerungelte Schlange. Wären diese Attribute bei einem für sich bestehenden, vom Hintergrunde unabhängigen, mobilen Kunstwerke vertreten, so könnte man leicht, in Anbetracht jener Zeit, des Endes des XVII. Jahrhunderts, die sich oft verschieden zu deutender Allegorien bediente, ein Sinnbild der Falschheit vermuthen. Hier aber, wo diese Portalfigur dazu verwandt ist, die hohen Eigenschaften der Frauensteiner Geschlechter, die zu den Spitzen der damaligen Gesellschaft gehörten, zu verkünden, müssen wir in dem Doppelgesichte und der Schlange die

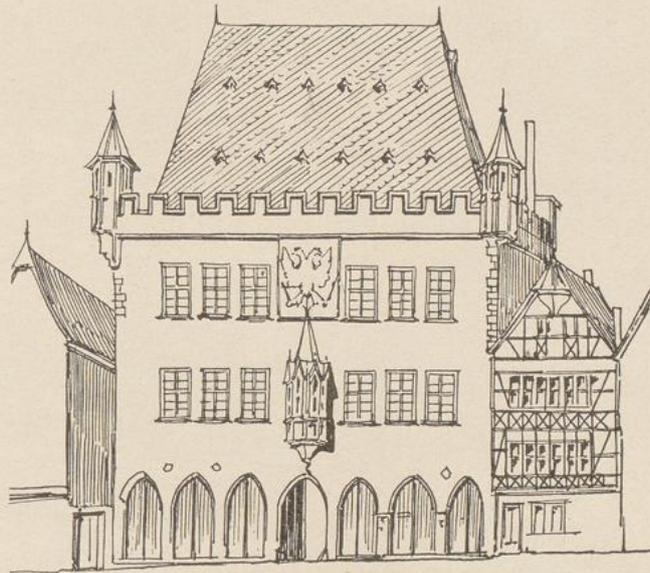


Fig. 58. Grosser Braunfels nach der Rekonstruktion Reiffensteins.

Weisheit, welche Vergangenheit und Zukunft überschaut und sich die Klugheit dienstbar macht, erkennen. Die Gesichter, deren Profil sich stark der griechischen Antike nähert, entbehren in ihren Formen nicht einer gewissen Anmuth, welche durch den sanft lächelnden Mund gehoben wird. Die Schiffahrt wendet ihrem realen Wesen entsprechend den Kopf leicht nach unten, während ihn die Weisheit fast schwärmerisch nach oben richtet. Die Gewänder sind ziemlich fließend, die rundlich gebrochenen Falten des scheinbar dicken Stoffes gut drapiert, und alle statischen Bedenken, welche unbewusst in der Empfindung des Beschauers durch den etwas unbequemen Sitzplatz der Figuren erregt werden könnten, finden eine geschickte Lösung, indem nämlich der aufstehende Unterschenkel sich wenig auf den seitlichen horizontalen Theil des Thorgesimses vor-

schiebt; in diesem Sinne ein Muster für manche moderne Ausführung ähnlicher Art. Eine Abwechslung in der symmetrisch angeordneten Bewegung der beiden Gestalten ist dadurch erreicht, dass bei der Figur der Schiffahrt das aufstützende Bein vom Gewande verhüllt und das liegende ent-



Fig. 59. Grosser Braunfels im Jahre 1899.

blösst ist, während es bei der anderen Figur umgekehrt der Fall ist. Leider sind beide schon beschädigt, denn an beiden ist der linke Fuss abgeschlagen. Nach der Technik zu urtheilen, welche die Falten mehr weich als scharf behandelt und nirgends tief unterschneidet, was man auch an der flächig gehaltenen Haartracht erkennen kann, waren diese

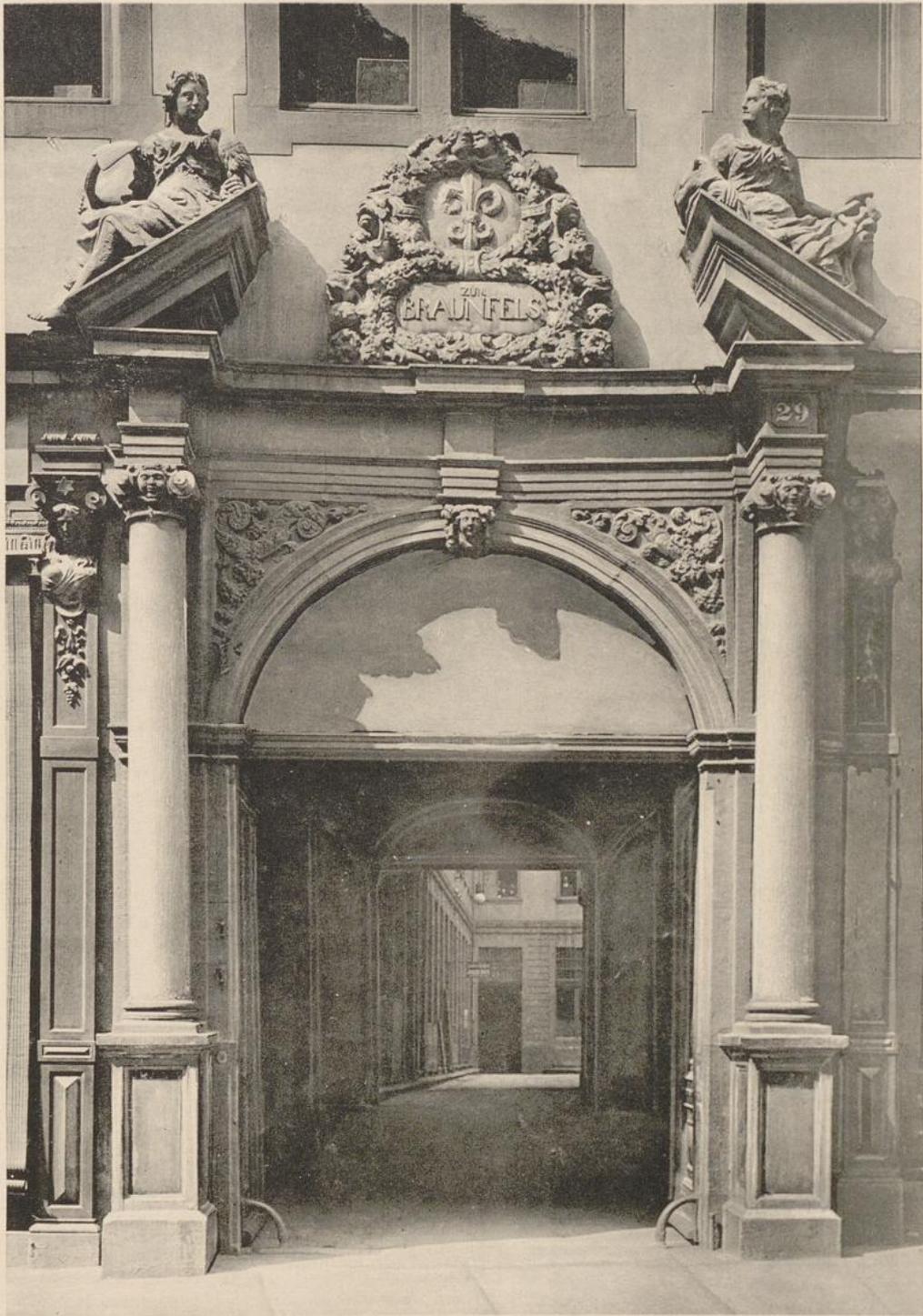


Fig. 59a.

GROSSER BRAUNFELS; THORBAU.

Skulpturen für polychrome Bemalung bestimmt. Heute sind beide Figuren mit grauer Oelfarbe überstrichen. Leider ist uns der Name des Künstlers nicht überliefert.

Aus derselben Werkstatt stammen auch vielleicht die vortrefflichen Bildwerke, welche den einfachen Dachgiebel bekronen. Auf der Spitze des Giebels erhebt sich auf glattem, von einem Viertelstab geschlossenen Sockel, vom First aus durch eine schwere Eisenstange gehalten, die überlebensgrosse Statue der Pallas Athene mit Schild, Lanze und Eule. Ein glatter, römischer Panzer umschliesst eng den schlanken Oberkörper über einem faltigen Gewande, welches bis auf die Plinthe niederfällt. Die Aermel sind aufgebauscht, so dass sie den Unterarm frei lassen. Der rechte, nach unten gestreckte Arm greift die partisanenartige, hochragende Lanze, der linke stützt sich auf den hohen, barock umrahmten Schild, in dessen Mitte das von Schlangen umringelte Medusenhaupt angebracht ist. Während das rechte Standbein ganz von dem langen Gewande verhüllt wird, fällt letzteres über das wenig nach vorn gesetzte Spielbein vom Knie an zurück, so dass der mit einer Beinschiene geschützte Unterschenkel sichtbar wird. Der rechts nach unten gewendete, edle Kopf ist von einem Renaissancehelm bedeckt. Lange und zierliche Locken fallen auf den Nacken herunter, welcher von dem über den Schultern zusammengehaltenen Gewande befreit ist. Die Eule sitzt vor dem rechten Fusse auf der Plinthe. Die ganze Figur steht, was Bewegung, Faltenwurf und Proportionen betrifft, weit über den Skulpturen des Portals. Sie ist in Folge ihres hohen Standpunktes noch unbeschädigt, allerdings aber auch aus demselben Grunde von der Strasse aus kaum zu erkennen und bietet von da aus durch die starke Verkürzung einen nicht erfreulichen Umriss. Die sorgfältige Ausführung kann man ungeschmälert nur von den Dachfenstern des gegenüber liegenden Hauses Zum Paradies aus beobachten. Dasselbe gilt von den beiden Putti, welche auf den Ecken des Giebels auf einer grossen Kugel sitzend, je ein grosses Füllhorn mit beiden Armen angestrengt emporhalten; ein hier mehr dekorativ als symbolisch auftretender Vorwurf. Auch sie sind virtuos behandelt und in der Bewegung lebendig aufgefasst.

Das erste Obergeschoss zeigt heute an den Enden der Front je ein einfaches Fenster, dessen Umrahmung, durch ein Karniesprofil mit Plättchen gebildet, an den Ecken oben am Sturz und Gewände und unten am Gewände und der Bank rechtwinklig nach aussen gezogen ist. An den fünf Doppelfenstern ist dasselbe Motiv mit einer einzigen Linie in den Putz eingegraben. Dieselben hatten früher die gleiche, wohl aus der Zeit des Bannerschen Umbaues stammende Umrahmung und wurden erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts verändert. Ein einfaches, aus Wellenprofil, wenig vortretender Hängeplatte und Karnies bestehendes Hauptgesims schliesst die Frontmauer. Darüber erhebt sich in der Breite der drei mittleren Achsen, das von einem schlichten Dreieckgiebel über-

ragte Dachgeschoss. Interessant sind die wohl aus dem Jahre 1695 stammenden Dachgauben. Die sie einrahmenden toskanischen Pilasterchen und der kleine Giebel erinnern an die Steinfenster der italienischen Frührenaissance. Die ebenfalls im Jahre 1695 entstandenen Brandmauergiebel tragen als freie Endigung eine Kugel, deren kubischer Untersatz sich mit der doppeltschrägen Abdeckung der Mauer verschneidet.

Von der einstigen Stuckdekoration und Bemalung ist keine Spur mehr vorhanden. Bei Kleiner ist deutlich zu erkennen, dass die Fenster des Erdgeschosses und ersten Stockwerks mit Säulen auf hohem Sockel und einem Gesimse in derselben Anordnung wie am Portal eingefasst waren. Im zweiten Obergeschosse erhoben sich darüber gemalte Figuren, und im Giebelgeschosse herrschte, so weit erkennbar, ornamentale Ausstattung vor. Zu beiden Seiten des Portals war über den Fenstern des Erdgeschosses ein rechteckiges Wappenschild angebracht. Auf einem Kurszettel aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts ist der Braunfels als damaliger Sitz der Börse abgebildet; die Malereien sind jedoch nur als Schema ohne Einzelheiten wieder gegeben. Ein kleiner Morgensternscher Kupferstich aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts deutet noch Spuren der Malerei an. Beide Blätter¹⁾ haben indessen einen zu kleinen Maassstab, um für eingehendere Untersuchung geeignet zu sein.

Vielfache Wandlungen haben auch die Façaden des länglich rechteckigen Hofes (Fig. 61) durchmachen müssen. Während auf dem Belagerungsplane noch keine Seitenbauten sichtbar sind, findet man bei Merian auf dem nördlichen Flügel zwei einstöckige Bauten in einer Front mit halbrunden Arkaden; beides wahrscheinlich Holzbauten. Auf einer anderen Darstellung Frankfurts aus der Vogelschau, welche Mathaeus Merian für sein Werk „*Topographia Hassiae et regionum vicinarum*“ (Frankfurt 1655) anfertigte und die im Gegensatze zu dem grossen Plane von Norden aus gesehen ist, stellt sich die südliche Flügelfront mit ebensolchen Arkaden ausgestattet dar, welche wahrscheinlich aus dem Ende des XV. Jahrhunderts stammen. Am Ende des XVII. Jahrhunderts scheint diese Anordnung in schlichter Weise an den beiden, dem Hauptbaue anliegenden Achsen in Stein übertragen worden zu sein; dabei wurde an dieser Stelle noch ein zweites Stockwerk mit ebensolchen halbrund geschlossenen Fenstern aufgesetzt. Den Grund zu dieser Annahme gibt eine in Fig. 60 wiedergegebene Zeichnung des Maurermeisters Friedrich August Jänichen, welche dieser dem Bauamte am 1. Februar 1791 einreichte. Wir dürfen hier mit grosser Wahrscheinlichkeit eine Aufnahme des alten Zustandes vermuthen, welche als Ausgangspunkt für das neue Projekt des Stadtbauamters Hess des Älteren erforderlich war. Der einstöckige, mit Mansardengeschoss versehene Hofflügel scheint ebenfalls dem Ende des XVII. Jahrhunderts anzugehören. Das erste Stockwerk hing noch über das mit ein-

¹⁾ In der Sammlung des Historischen Museums.

facher Quaderung getheilte Erdgeschoss hervor; die Fenstergestelle des ersten Stockwerkes, ebenso das Kranzgesims, waren von Holz, die Füllungen über und unter dem Fenster in Putz ausgeführt. Die auf Jänichens Zeichnung nur im Schnitt vorhandene Façade nach der Kleinen Sandgasse war wohl ähnlich, jedoch massiv, also auch ohne Ueberhang, und hatte statt des Mansardengeschosses über dem Kranzgesimse eine Attika. Hess beschränkte sich darauf, die gegebenen Motive weiter auszubilden. Die beiden Achsen mit den Rundbogen kleidete er durch Hinzufügung eines toskanischen Pilasters, des Schlusssteines und der Balustrade in das Gewand der italienischen Frührenaissance. Statt der Bogen im zweiten Obergeschosse ordnete er grosse elliptische Fensteröffnungen an (Fig. 62)¹⁾. Dieser heute noch auf der südlichen Hofseite ganz und auf der nördlichen

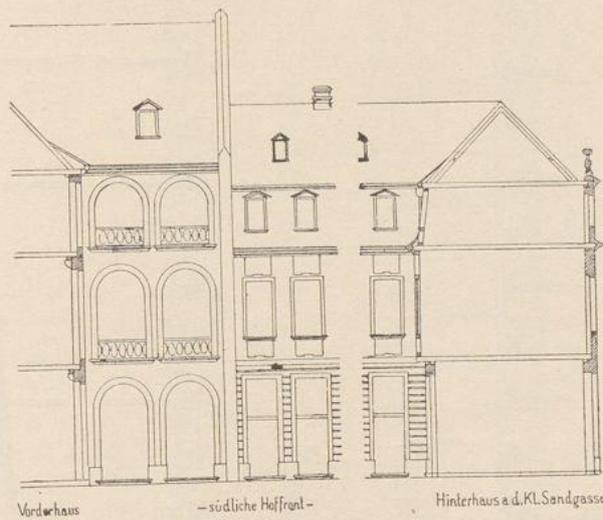


Fig. 60. Grosser Braunfels.

Zeichnung des Fried. Aug. Jänichen vom Jahre 1791.

durch einen Einbau nur zum Theil erhaltene Flügel wirkt allerdings etwas fremdartig zwischen den übrigen Façaden, wenn auch letztere ihren ursprünglichen Zustand nicht mehr aufweisen. Das alte Mansardengeschoss wurde von Hess senkrecht ausgebaut und seine Fenster mit denen des ersten Stockwerkes durch glatte Mauerstreifen zusammengezogen; dabei wurde natürlich das alte Kranzgesims um ein Stockwerk höher gelegt und durch einfache Holzkonsolen und einen Zahnschnitt bereichert. Sämmtliche Fenster und Thürstürze erhielten Schlusssteine. Bei einem Umbaue in den sechziger Jahren wurde alles Rahmenwerk wieder entfernt

¹⁾ Fig. 62 gibt eigentlich die von Banser erbaute Nordfaçade wieder, die aber, wie aus Akten des Bauamts hervorgeht, genau der Südfaçade des Hess gleichgemacht war.

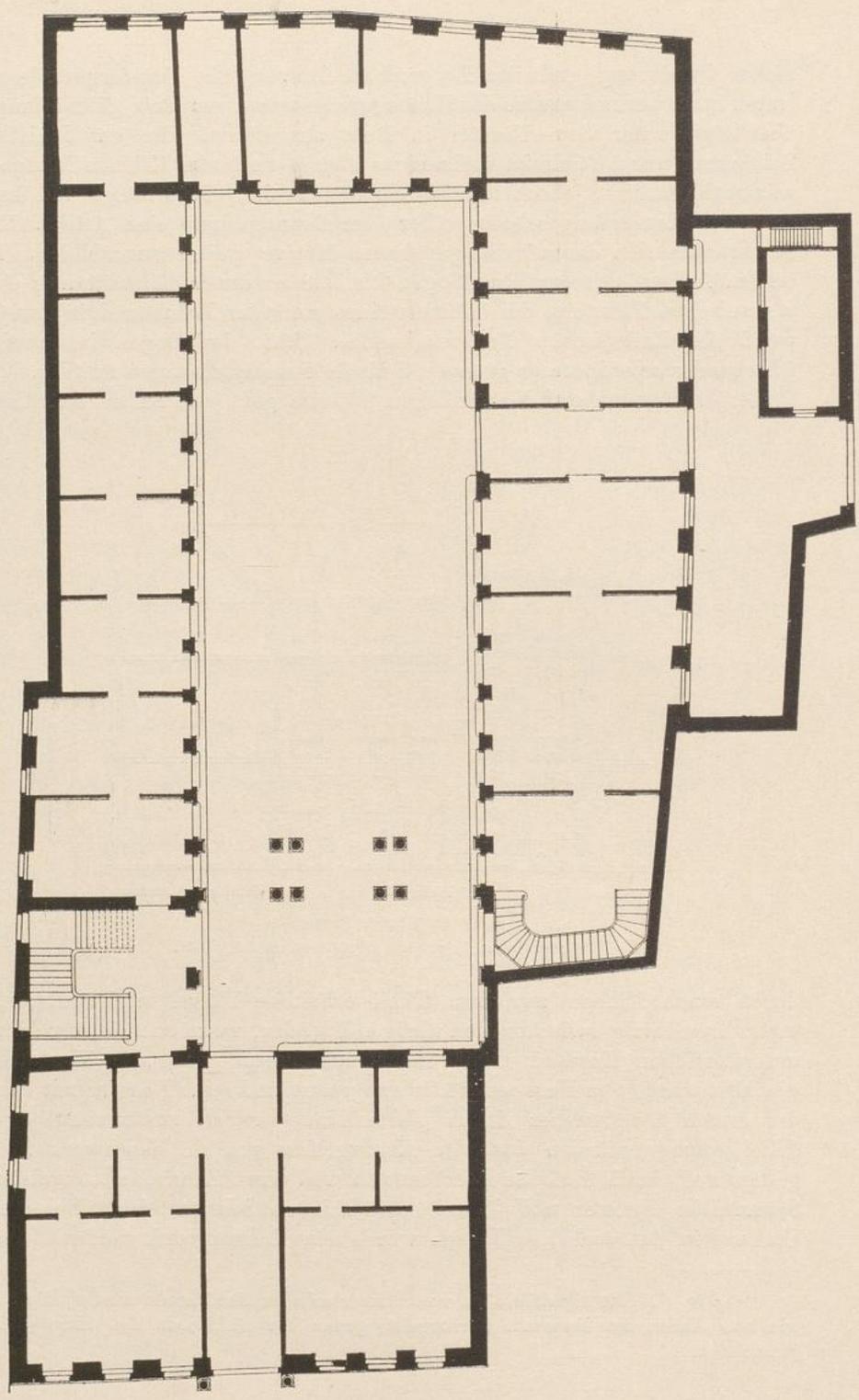


Fig. 61. Grosser Braunkohl. Grundriss des Erdgeschosses; nach den Akten des Bau-Amtes.



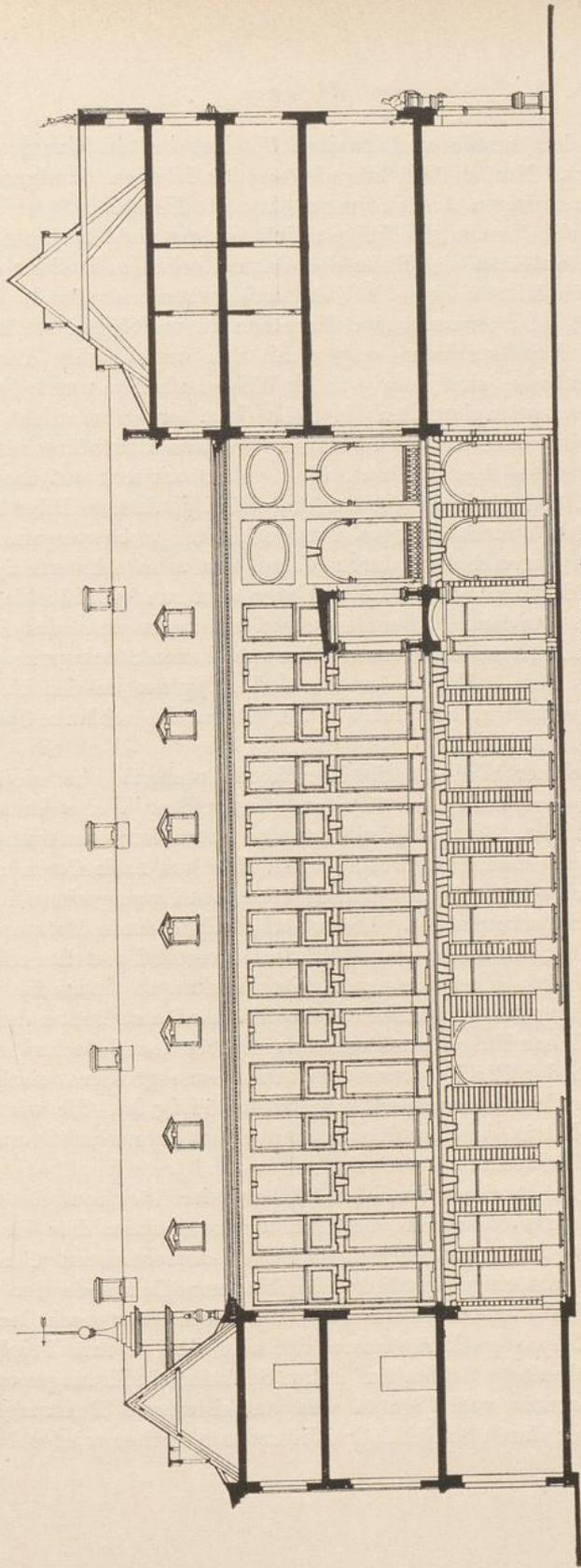


Fig. 62. Grosser Braunkohlhof, Hof; nach den Akten des Bau-Annaberg.

1056 1/2

und zwischen dem ersten und zweiten Stockwerke ein Gurtgesims aus Holz eingeführt. Nur die Rückfaçade an der Kleinen Sandgasse zeigt noch mit ganz geringen Abweichungen das alte Hesssche System; trotzdem die ununterbrochenen, gradlinigen Einfassungen und Füllungen, welche die Frontfläche auflösen, der Ruhe des Ganzen schaden, ist hier dennoch mit bescheidenen Mitteln eine die Palastarchitektur anstrebende Wirkung erreicht, und es ist interessant, im Einzelnen zu verfolgen, wie Hess, der wahrscheinlich der Bausumme wegen mit den bestehenden Thatsachen hatte rechnen müssen, sich in origineller Weise zu helfen wusste; über die Formen des damals regierenden Zopfstils kam er dabei nicht hinaus. Letzteres beweist auch das zweistöckige, hölzerne Uhrthürmchen in der Mittelachse der westlichen Hoffront. Das erste Stockwerk auf der Vorderseite von zwei, das Zwischengesims tragenden jonischen Pilastern eingefasst, wird seitlich durch zwei giebelartige, einfach geschwungene Bretterwände gestützt, deren Enden durch Vasen von sehr schwerfälliger und nüchterner Gliederung belastet sind. Unter dem runden Zifferblatte sitzt eine dreitheilige Guirlande, über demselben ein hervortretendes Brett als Füllung. In dem oberen, mit Fensterläden versehenen Stockwerke befindet sich die Glockenstube. Ueber dem durch Triglyphen an den Ecken gestützten Hauptgesimse erhebt sich auf vier Stufen die schlanke Spitze mit Kugel und Windrose.

Banser, welcher 1794—96 die Nordfaçade umbaute, hat sich streng an die Formen der Südfaçade gehalten. In welcher Weise er mit dem Vorderhause verfuhr, lässt sich nicht mehr feststellen; von ihm scheint aber die Attika zu stammen, welche, vom Hof aus nach Osten gesehen, sich an der Rückseite des Vorderhauses über dem Kranzgesimse in einem kurzen Oberstockwerke erhebt. Die oben abschliessende Brüstung wird durch ein Flechtband in Relief ausgefüllt, dessen vertikal gestellte elliptische Glieder in der Form eines kleinen Kreises verknüpft sind; die kleinen Zwickel werden durch Akanthuskelche belebt. Auf dem Dache der Rückfaçade des nördlichen Flügelbaues erhebt sich über dem Gässchen, welches den Zugang von der Bleidenstrasse aus bildet, eine grössere, einfenstrige Dachgaube, deren Vordermauer mit der Front bündig ist. Sie wird durch einen Dreieckgiebel in den Profilen des mit einem Zahnschnitt versehenen Kranzgesimses überdeckt.

Zu dem Altane, welcher im Jahre 1839 vor der Rückfront des Vorderhauses im Hofe errichtet wurde, besitzen wir noch einen dem Bau-Amte am 14. Juni 1838 eingereichten Entwurf des Zimmermeisters Constantin Gehlhaar. Die einstöckige stattliche „Verbindungs-Collonade der beyden Braunfels-Gallerien“ ist darauf in der Grundform einer nach dem Hofe zu geöffneten Ellipse geplant; unten dorische Säulen mit Triglyphengesims, oben toskanische Säulen auf hohen Sockeln, ein Kranzgesims nach der Art des Barozzio von Vignola und antikisierende Brüstungsgitter, ganz im Sinne der durch Schinkel drei Jahrzehnte vorher wieder belebten

Antike. Der Altan scheint aber, nach späteren Plänen des Bau-Amtes und dem heutigen Standorte der dorischen Säulen zu schliessen, nicht in elliptischer, sondern in gerader Linie ausgeführt worden zu sein. Die dorischen Säulen, jetzt halb in den Treppenaufgang zum nördlichen Flügel eingebaut, haben keine Kanneluren und stehen auf einem achteckigen glatten Sockel. Im Jahre 1859 wurde, um den nördlichen Laden des Vorderhauses zu vergrössern, zwischen der Hinterfront des letzteren und den dorischen Doppelsäulen, in der Breite des Stückes zwischen der Durchfahrt und dem nördlichen Flügel ein Erdgeschossbau eingeschoben, und die dem Eingange zur Haupttreppe gegenüber liegende, neu entstandene Wand wurde übereinstimmend mit dem ersteren eingetheilt. Im Jahre 1864 wurde das erste Stockwerk der Säulenkolonnade abgebrochen und unter Hinzunahme von zwei Achsen der Hoffront ein neues geräumigeres Stockwerk aufgesetzt, welches im Hofe auf gusseisernen Säulen schwebt. Letztere zeigen die hellenisierenden Formen der damaligen Berliner Schule und wären, obschon sie zu den guten Exemplaren ihrer Art gehören und in sich tektonisch durchgebildet sind, besser durch Arkaden irgend welcher Gattung ersetzt worden, denn sie tragen dazu bei, den neuen unschönen Baukörper noch empfindlicher im Gegensatze zu den grossen Abmessungen des Hofes hervorzuheben.

Von der einstigen Ausschmückung des Inneren ist ausser dem schönen schmiedeeisernen Geländer der Haupttreppe, welches aus der Zopfzeit stammt, nicht das Geringste mehr erhalten. Das erste Stockwerk der Flügelbauten ist in neuerer Zeit durch Herausnahme aller Zwischenwände, welche früher zur Einrichtung von Messläden gedient hatten, zu grossen, hellen Sälen mit gusseisernen Stützen umgewandelt worden, wodurch der Bau auch den Forderungen des modernen Geschäftslebens gerecht wird; eine Eigenschaft, die ihn hoffentlich noch lange vor dem Abbruche bewahren möge. Dass er noch im Stande ist, weitere Jahrhunderte zu überdauern, beweisen seine aussergewöhnlich soliden Konstruktionen; in den Decken ist zum Beispiel, wie nach Aussage des Besitzers bei Reparaturen jüngst zum Vorschein kam, Balken an Balken gelegt, und zwar Hölzer von fast dem doppelten, heute üblichen Querschnitte.

In den als Weinlager benutzten weitläufigen Kellerräumen fand sich bei der Untersuchung ein kleines barockumrahmtes Frauensteinsches Wappen an einer Ecke etwa in Brusthöhe eingemauert, ebenso ein bis zur Unkenntlichkeit verstümmeltes Steinbild, anscheinend ein aus ornamentalem Grunde hervorragender Kopf. Ferner stellte es sich heraus, dass die Stufen einer jetzt oben zugemauerten alten Kellertreppe vor etwa zwei Jahren theilweise von unten an abgesprengt worden waren und sich auf der Unterseite mit Inschriften bedeckt erwiesen hatten. Die Bruchstücke wurden als Unterlage für das Fasslager verwendet. Eine nothwendige eingehendere Untersuchung des bisher unaufgeklärten Fundes hat noch nicht stattgefunden.

LICHTENSTEIN.

Archivalische Quellen: v. Fichards Geschlechtergeschichte, Fasz. Schurge und Bauamts-Protokolle 1725 und 1777 im Stadtarchiv I; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Krönungsdiarium Leopolds I. von 1658; Kleiners Florirendes Frankfurt Tafel V; Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung IV; Lotz, Baudenkmäler des Reg.-Bez. Wiesbaden S. 174.

Das Haus Lichtenstein auf dem Römerberg (Nr. 11; Lit. J. Nr. 161), welches 1326 zum ersten Male unter diesem Namen erwähnt wird, war im Mittelalter ein Patrizierhaus, der Stammsitz der Schurge zu Lichtenstein, und bildete in seinem stattlichen Aeusseren von je her eine hervorragende Zierde des Römerberges. In der Reformationszeit war es die Wohnung Johans von Glauburg zu Lichtenstein, eines der bedeutendsten Staatsmänner Frankfurts in jener Zeit. 1694 kam das Haus, damals auch „zum kleinen Römer“ genannt, in den Besitz der fünfzig Jahre vorher aus Breda nach Frankfurt eingewanderten Familie Leerse, von der es in den Besitz der Familien Sarasin und Manskopf überging. Jetzt ist es Manskopf-Leerscheses Fideikommiss.

Während der letzten Kaiserkrönung im Jahre 1792 wohnte hier Prinzessin Luise von Mecklenburg, die spätere Königin von Preussen, im Jahre 1793 Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preussen und dessen Bruder Ludwig. Der Kronprinz hat mit seiner späteren Gattin vor der im Gasthaus zum Weissen Schwan erfolgten Verlobung auf einem vom Besitzer Manskopf im Hause Lichtenstein gegebenen Ballfeste getanzt.¹⁾

Die Abbildung Band II, Fig. 203 zeigt die alte gothische Façade; über dem Erdgeschoss befinden sich zwei Vordächer mit aufgesetzten Oberlichten; die beiden Obergeschosse zeigen je vier gleich grosse Fenster; das Dach ist mit drei Thurmgauen besetzt. Diese Façade dürfte aus dem XV. Jahrhundert stammen. Die innere Eintheilung des Hauses (Fig. 63) hat wohl im Laufe der Zeit mehrfache Veränderungen erfahren. Das mittelalterliche Haus war in Messzeiten sehr stark von fremden Kaufleuten mit Waarenlagern besucht; 1474 gehörten zum Hause nicht weniger als 48 Gastbetten.

Am 8. April 1725 erhielt Johann Georg Leerse die bauamtliche Erlaubniss, die Fenster im Lichtenstein zu vergrössern und ein Zwerchhaus von Stein darauf zu setzen: das Ergebniss dieses Umbaues sehen wir schon 1738 auf Tafel V von Kleiners Florirendem Frankfurt, die

¹⁾ Horn, Königin Luise (Berlin 1883); Hohenzollern-Jahrbuch 1897, S. 187.

Façade, die das Haus heute noch hat und welche im Bilde des Römerberges nicht weniger charakteristisch ist als die frühere.

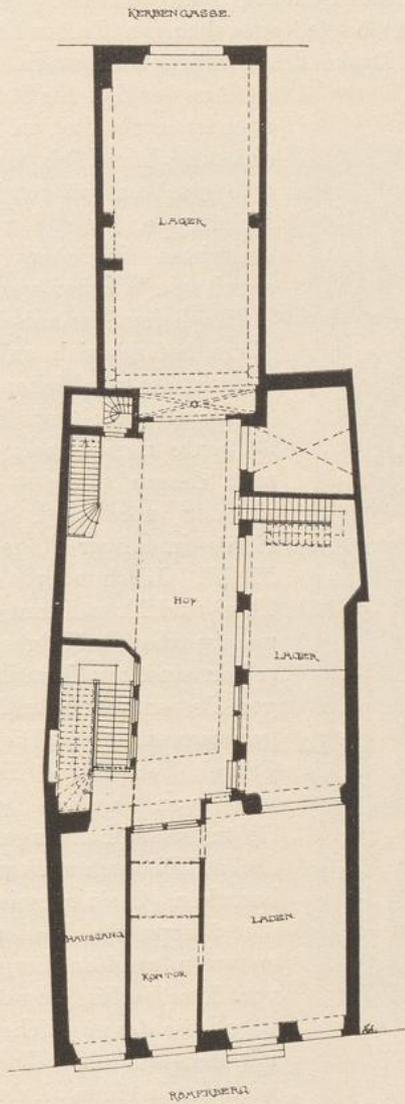
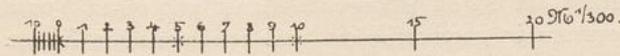


Fig. 63. Lichtenstein; Grundriss.



staffelförmigen Abdeckungen versehenen Giebelmauern abgeschlossen. Die Hoffaçade durchbrechen in dem 5,00 m hohen Erdgeschoss eine 6,50 m breite, 4,50 m hohe Rundbogenöffnung und eine 3,40 m breite, ebenso

Der heutige Zustand der Façade ist aus Abbildung Fig. 64 ersichtlich. An Stelle der Vordächer sind über den rundbogenförmig abgeschlossenen Erdgeschossöffnungen Ochsenaugen getreten. Die oberen Fenster haben reichgegliederte, mit Ohren und Schlusssteinen versehene Umfassungen und stehen auf Brüstungen. Ueber dem Hauptgesims erhebt sich ein mächtiger Giebel, der in schöner, grosser Linie die Façade zum Abschluss bringt. Zwei Fenster mit geraden Verdachungen, ein Wappen mit dem Namenszug des Johann Georg Leerse und ein reich eingefasstes ovales Fenster befinden sich in dem Giebel. Die Architekturtheile der Façade sind in rothem Sandstein ausgeführt, während die Flächen geputzt und mit Oelfarbe gestrichen sind. Das in Schiefer eingedekte, mit vier einfachen Gauben besetzte Dach wird seitlich durch die noch mit ihren alten

hohe Spitzbogenöffnung. Die beiden das ganze erste Obergeschoss, mit 4,10 m lichter Höhe, einnehmenden grossen Zimmer enthalten reiche Stuckdecken aus dem vorigen Jahrhundert, von welchen diejenige des südlichen Frontzimmers in Figur 65 wiedergegeben ist. In der Eintheilung und Dekoration ähnlich ist die Decke des nördlichen Zimmers.

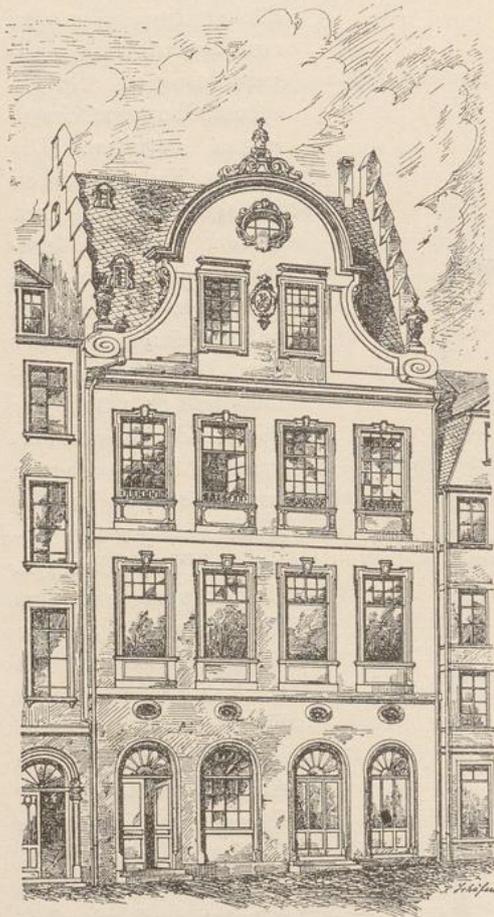


Fig. 64. Lichtenstein; Ansicht.

haus angebauten Gang hergestellt. Die Decke des dem Vordergebäude zunächst liegenden Zimmers im ersten Obergeschoss ist mit einer Voute und mit einer Stuckdekoration in geometrischen und ornamentalen Linien verziert.

Nach der Kerbengasse gelegen ist das Hinterhaus, in dessen altem Erdgeschoss sich über dem flachen Eingangsbogen ein schmal gezogenes Kreuzgewölbe mit dem Glauburgschen Wappen befindet und in dem noch

Aus der Zeit der Stuckdecken stammt auch die an der Hofseite angebaute, bis zum zweiten Obergeschoss führende breite Holzterrasse, welche mit reichgedrehten Säulchen und geschnitzten Wangen versehen ist.

Nach dem Merian'schen Stadtplane befand sich an der Hofseite in der nördlichen Ecke ein Treppenthurm; von demselben ist heute nichts mehr erhalten; statt dessen schliesst sich hier an der nördlichen Seite des Hofes ein langer Flügel aus dem XVIII. Jahrhundert an. Die Thor- und Thüröffnungen in dem massiv erbauten Erdgeschoss desselben sind mit Rundbogen abgeschlossen, welche auf Kämpfergesimsen anfangen. Die in diesem Flügel befindliche Holzterrasse wird von einfach gedrehten Geländersäulchen eingefasst. Auf drei mit Blattschmuck verzierten, barocken Steinkonsolen krägt die überputzte Fachwand des ersten und zweiten Obergeschosses vor. Eine Verbindung der oberen Geschosse des nördlichen Flügels mit dem südlichen Treppenhaus wird durch einen an das Vorder-

die alten Wandbogen auf Pfeilern und zwei schönen, profilierten gothischen Tragsteinen vorhanden sind. Ueber dem Erdgeschoss erhebt sich ein aus zwei Stockwerken und Dach bestehender einfacher Aufbau aus dem Jahre 1777. Die nach dem ersten Stock führende, frei im Hof anfangende, in den oberen Geschossen eingebaute Treppe besitzt ein verziertes eisernes Geländer in den Formen vom Ende des XVIII. Jahrhunderts.

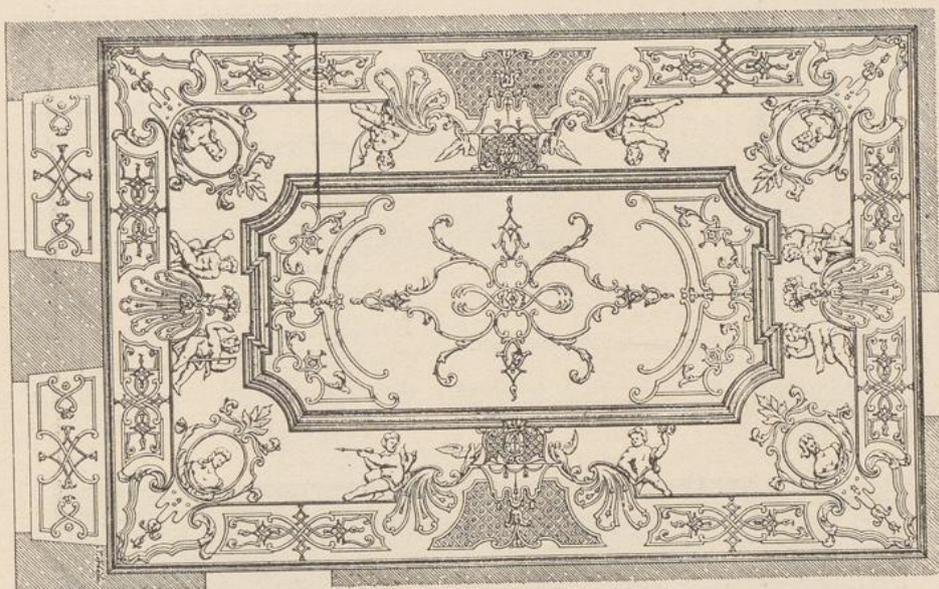


Fig. 65. Lichtenstein; Decke im ersten Obergeschoss.
 $\frac{1}{75}$ natürl. Grösse.

Eine im Jahre 1822 geplante neue Façade für das Haus Lichtenstein in den einfachsten, nüchternsten Formen unterblieb. Die Veränderung des Einganges in ein Kontor im Erdgeschoss des Vordergebäudes wurde im Jahre 1839 ausgeführt.

NEUES ROTHES HAUS AUF DEM MARKT.

Archivalische Quellen: Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Reiffensteins Sammlung.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung IV; Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde II, 172.

Das merkwürdige, auf Säulen ruhende Haus in der Mitte der Südseite des Marktes (Nr. 17, Lit. M. Nr. 190), vor dem Eingang in die Tuchgaden, hat als Privathaus im Besitze schlichter Bürger keine bemerkenswerthe Geschichte. Seine

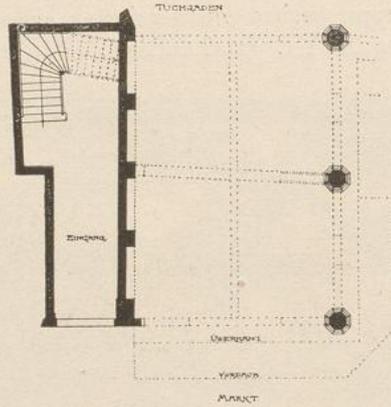
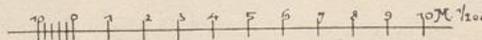


Fig. 66. Neues Rothes Haus auf dem Markt; Grundriss.



Erbauung fällt anscheinend zwischen 1326 und 1360; in ersterem Jahre wird urkundlich als „rothes Haus“ offenbar das östlich anstossende (Lit. M. Nr. 191) so genannt; 1360 dagegen werden die „neuen Säulen“ unter dem „neuen rothen Haus“ daneben erwähnt. Die bauliche Merkwürdigkeit dieses Hauses, „das auf Säulen steht“ (Fig. 66 und 67), kommt in vielen mittelalterlichen Erwähnungen des Hauses zum Ausdruck. Das Erdgeschoss fehlt; der Eingang befindet sich im östlich anstossenden Nachbar-



Fig. 67. Neues Rothes Haus auf dem Markt; Ansicht.

gebäude; man hat das Haus auf Säulen gesetzt, um den Durchgang vom Markt nach den Tuchgaden nicht zu verbauen. Von dem ursprünglichen Bau des XIV. Jahrhunderts ist wohl nichts mehr vorhanden; das Haus dürfte in seiner jetzigen Gestalt etwa der Zeit um 1500 zuzuweisen sein. Die Rundbogen in der Grenzmauer im offenen Erdgeschosse, die Holzsäulen, ferner die Schnitzereien an den Fensterbänken des ersten Obergeschosses deuten nach Motiv und Profilierung auf die letzte Spätgothik, welche in Frankfurt etwas später als im übrigen Mittel- und Süddeutschland anzusetzen ist.

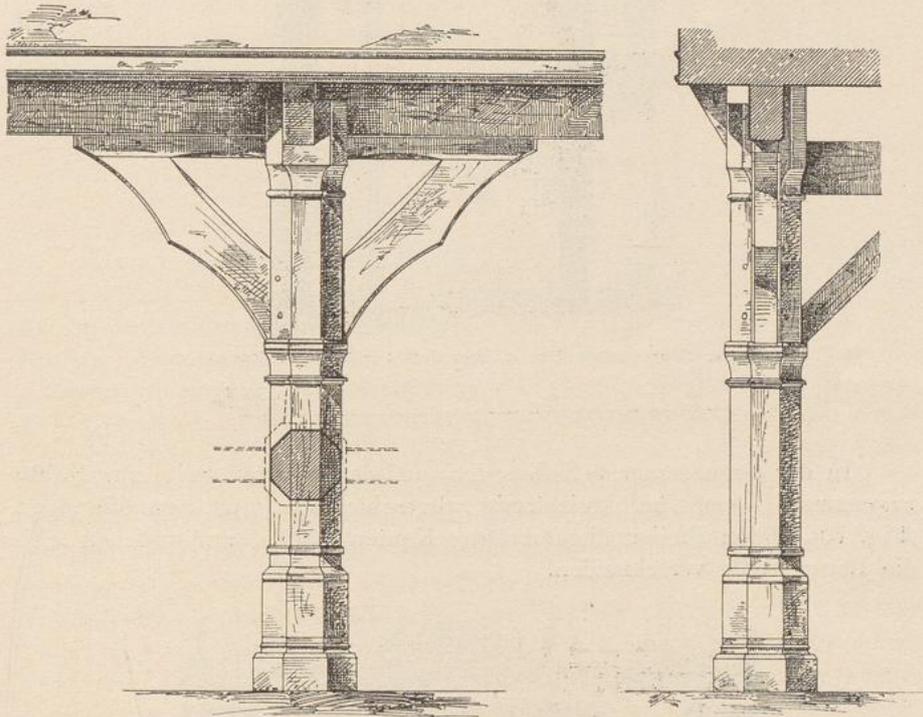


Fig. 68—69. Neues Rothes Haus auf dem Markt; Säulen.



Die drei freistehenden Säulen nehmen die Unterzugsbalken auf, über welchen sich die oberen Geschosse erheben. Ein Unterzug verbindet die Säulen, während an den Schmalseiten zwei andere einerseits auf den Ecksäulen, andererseits auf einem Wandpfosten und einer Steinkonsole an der Grenzmauer aufliegen. Ausser den zum Hause selbst gehörenden Unterzügen nimmt die Säule nach den Tuchgaden noch solche von zwei hier anstossenden Häusern mit ebenfalls offenem Erdgeschosse auf.

Ihren Aufstand haben die im Grundriss achteckigen kräftigen Holzsäulen (Fig. 68—69) auf Steinsockeln, die mit zwei schrägen Plättchen

und mittlerer Kehle profiliert sind. Ein stark vortretender Sockel bildet den Uebergang zum Stamm der Säule, in deren mittlerer Höhe sich ein Kapital befindet und die oben in einem kapitalartigen Kopfe endigt. Ueber dem mittleren Kapitale setzen die geschweiften Kopfbänder an, welche die Sattelhölzer tragen.

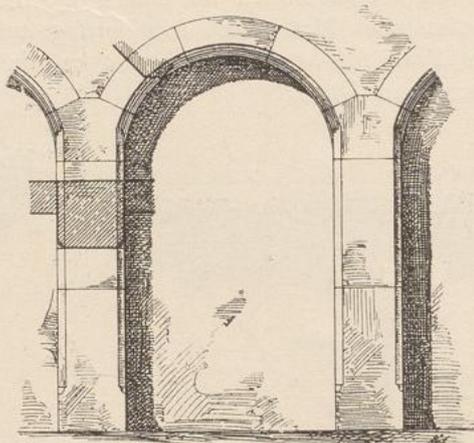
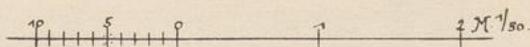


Fig. 70. Neues Rotes Haus auf dem Markt; Nischen im Erdgeschoss.



In der Grenzmauer befinden sich, auf der äusseren Seite zur Hälfte zugemauert, vier halbkreisförmig abgeschlossene Gurtbogenöffnungen (Fig. 70), deren Pfeiler abgeschrägte Kanten haben, auf welchen sich die Bogenprofile verschneiden.

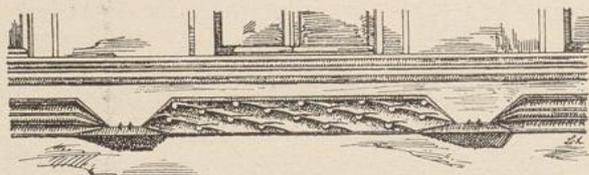
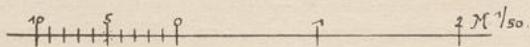


Fig. 71. Neues Rotes Haus auf dem Markt; Fensterbank.



Die Balkenlage über dem Erdgeschoss, deren Rahmenbalken auf zwei eingemauerten Steinkonsolen liegen, wird durch einen Längsunterzug abgetragen, der durch einen von der Mittelsäule nach der Wand gehenden Querunterzug unterstützt wird.

Von den Obergeschossen kragt das erste nach zwei Seiten, das zweite nur nach dem Markte zu vor; bei dem dritten Stockwerke wird

der nach beiden Seiten gehende Ueberhang durch eine Profildiele vermittelt. Die Fronten sind in Fachwerk ausgeführt und in den beiden unteren Geschossen überputzt, das dritte ist, wie die Giebelseite, mit Schiefer verkleidet; aus demselben Material besteht die Eindeckung des zweistöckigen Mitteldaches. Ein rother Anstrich deckt die geputzten Flächen, Fensterumrahmungen und Eckquader sind aufgemalt.

Im ersten Stock tritt an der Marktseite die Fensterbank vor, deren Unterkante unter jedem Fenster mit einer Schnitzerei geschmückt ist (Fig. 71).

An der Vorder- und zum Theil der Seitenfront befindet sich in Höhe des ersten Ueberhanges ein schiefergedecktes, weit auslaufendes Vordach mit einem aufgesetzten Oberlicht.

STEINHEIMER.

Ueber die Geschichte des alten Hauses zum Steinheimer, welches das westliche Eck der Born-Gasse und Schnur-Gasse bildet (Lit. L. Nr. 69, Schnur-Gasse 15), ist nichts bekannt. Da ältere Abbildungen nicht vorhanden (der Belagerungsplan und der Plan von Merian lassen nur die Aufsicht auf das Dach erkennen), so sind wir zur Bestimmung der Entstehungszeit gänzlich auf das heutige Aussehen angewiesen, welches die schlichten Formen des gothischen Holzbaues, die uns noch an weiteren Beispielen in der Nähe des Alten Marktes erhalten sind, aufweist (Fig. 72). Nach den besonderen Zeiten der Stilfolgen in Frankfurt darf die Erbauung um das Jahr 1350 geschätzt werden. Ursprünglich scheinen an dieser Stelle zwei kleinere Häuser gestanden zu haben, wofür noch heute mehrere Thatsachen sprechen, vor allem die Verschiedenheit der Dächer. Auf dem vierstöckigen grösseren Gebäudetheile nach der Schnur-Gasse sind es zwei sich durchdringende, zweistöckige Satteldächer mit Nasengiebeln, dahinter an der Born-Gasse auf dem dreistöckigen schmalen Seitenbaue ein einstöckiges einfaches Satteldach. Im Inneren ist von einer Trennung nichts mehr zu merken, umso mehr als der Seitenbau keine besondere Treppe besitzt (Fig. 73); hingegen hat letzterer einen besonderen Eingang in den mit einer Tonne überwölbten Keller von der Born-Gasse aus, und eine zweite Kellertreppe befindet sich in dem Vorderbaue im Laden an der nordwestlichen Ecke nach der Schnur-Gasse. Das ganze Haus ist in Fachwerk errichtet. Die Ueberhänge der einzelnen Geschosse werden von starken Bügen getragen, welche, wenn auch sehr einfach gehalten, in vortrefflich tektonischer Weise angebracht sind und sich nach dem Inneren zu in allen Stockwerken wiederholen (Fig. 74 und 75). Das Untergeschoss des Vorderbaues ist schon seit Anfang des XIX. Jahrhunderts durch vorgesetzte Ladenerker verändert. Nur nach der Born-Gasse zu



Fig. 72. Steinheimer; Ansicht.

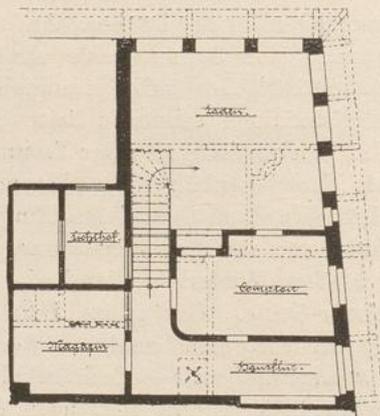
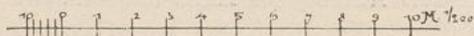


Fig. 73. Steinheimer; Grundriss des Erdgeschosses.



sind hier an zwei Achsen zwischen den Pfosten die alten Kopfbänder sichtbar, welche in Form eines Spitzbogens von je zwei Pfosten aus an einander stossen und so den Eindruck von spitzbogig geschlossenen Thür- oder Fensteröffnungen hervorrufen. Der derzeitige Hausbesitzer verwahrt unter den Hausurkunden eine Zeichnung aus der Zeit von etwa 1750, welche den alten Zustand des Erdgeschosses noch ohne Ladenerker mit allen spitzbogigen Oeffnungen zeigt. Diese Zeichnung war die Unterlage für einen nicht zur Ausführung gelangten

Umbau, welcher hauptsächlich in der Errichtung eines Mansardendaches und der barocken Stuckumrahmung aller Thür- und Fensteröffnungen bestehen sollte. Das Fachwerk der drei unteren Geschosse ist jetzt überputzt, das vierte obere Geschoss und die Dachgeschosse sind, wohl von Anfang an, beschiefert. Die Hausthüre mit Oberlichtgitter an der Born-Gasse stammt aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts und bietet nichts

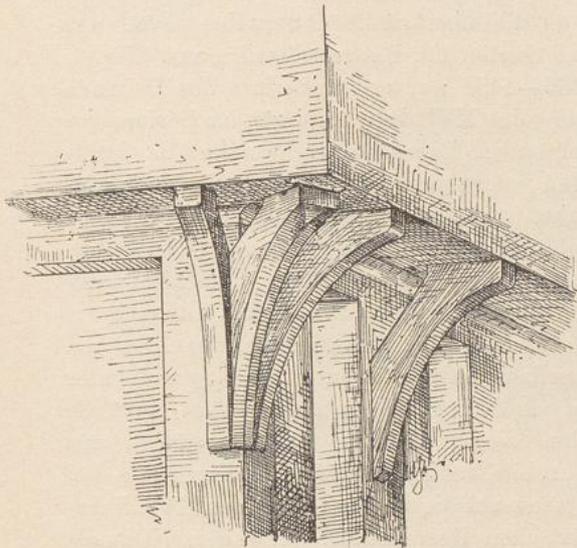


Fig. 74. Steinheimer; Bügel am Erdgeschoss.

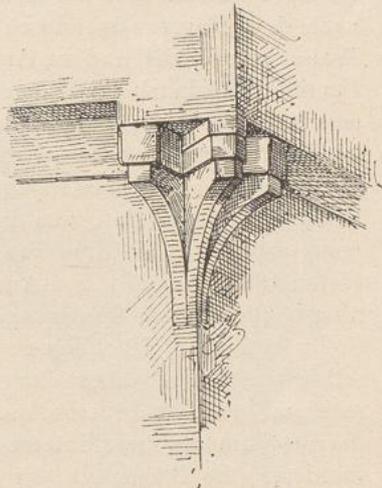


Fig. 75. Steinheimer; Bügel am I. Obergeschoss.

Bemerkenswerthes; dagegen ist von dem inneren Ausbaue noch ein alter Wandschrank mit eiserner Thüre im ersten Obergeschoße in dem nach Süden gelegenen Zimmer erhalten. Letztere ist bis auf das kunstvoll gearbeitete Schloss sehr einfach und aus fünf Blechtafeln mit vorne quer übergelegten Bändern zusammengesetzt. Die Treppe ist von unten an aus Holz und hat an den Wendelstufen eine glatte, walzenförmige Spindel.

GROSSER SPEICHER.

Archivalische Quellen: Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Risse bei den Akten des Bau-Amtes; Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung V; Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden S. 177; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 52.

Ueber die ältere Geschichte des Grossen Speichers (Rothkreuz-Gasse 1; Lit. F. Nr. 166) ist uns wenig bekannt. Die Rothkreuz-Gasse führte bis in den Anfang des XVII. Jahrhunderts den Namen Dieterichs-Gasse. Battonns Vermuthung, dass der Name der Gasse von einem hervorragenden Besitzer in dieser Gegend Namens Dieterich stammt, ist wohl richtig; für Battonns Behauptung, dass der Grosse Speicher früher den Namen Dieterichs-Eck geführt habe, hat sich kein Nachweis erbringen lassen. Das Anwesen, welches südlich an die überbrückte Antauche stiess, war im XIV. Jahrhundert ein Hof und Garten der Patrizierfamilie zum Wedel; nach dem Häuserverzeichniss 1433—1438 war es im Besitze des Heinrich Weiss zum Wedel und im Anfange des XVI. Jahrhunderts im Besitze der Familie Knoblauch. Die nachfolgenden Eigenthümer, welche die interessanten baulichen Veränderungen vorgenommen haben, auf denen der bauliche Werth des Hauses beruht, haben sich nicht feststellen lassen.

Battonns spärliche topographische Notizen weisen auf einen ursprünglichen gothischen Bau, von dem jedoch kein Baurest und keine Abbildung mehr erhalten ist. Erst aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts bieten die Akten des Bau-Amtes sowie Reiffensteins Text einige Angaben über bauliche Veränderungen; dieselben sind weiter unten an entsprechender Stelle benutzt. Glücklicherweise sind Erbauungsdaten an dem Gebäude selbst vorhanden; aber auch ohne diesen sicheren Anhalt würden uns mehrere, noch wohl erhaltene, architektonisch werthvolle Bautheile bei der Bestimmung ihrer Entstehungszeit auf die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts, die Blüthezeit der deutschen Renaissance, verweisen. Damals entstanden in Frankfurt, hervorgerufen durch den gediegenen Kunstsinn der wohlhabenden Bürger, Bauten wie das Salzhaus, der Grosse Engel, die Goldene Waage, welche alle in reizvoller Weise reiche Steinmetzarbeit mit prächtigem Holzschnitzwerke verbinden; der Grosse Speicher gehört zu dieser Gruppe, nur dass bei ihm im Unterschiede zu den genannten Baudenkmalern Alles in bescheidenerem Maasse auftritt, die Aussenfront wenig hervorgehoben ist und er geringere Abmessungen aufweist.

Zwischen der Rosen-Gasse im Westen und der Rothkreuz-Gasse im Osten, fast genau in der Richtung von Süden nach Norden gelegen, umschliessen die vier Bauflüchten einen fast quadratischen Hof, welcher an der nordwestlichen Ecke mit einem daselbst gelegenen, von hohen Mauern umschlossenen Gärtchen in Verbindung steht. Die nördliche Brandmauer liegt jetzt frei an dem Rothkreuz-Plätzchen, vor der Südseite befinden sich Häuser der Schuppen-Gasse (seit Herbst 1899 Bethmann-Strasse).

Ein vortreffliches Bild des ganzen Baues, wie es sich im Jahre 1853 noch unversehrt im Zustande der alten Zeit darbot, hat uns Reiffenstein in seiner Sammlung in der Art einer Vogelschau gegeben (Fig. 76). Es ist darauf ersichtlich, dass die vier Bauflügel zweigeschossig und mit einem beschieferten Satteldach überdeckt waren; Süd- und Ostbau sind durchaus massiv, Ost- und Nordbau mit einem Obergeschosse aus Fach-

werk hergestellt. Der Hauptthorbau (Fig. 77) liegt an der Rothkreuz-Gasse in dem südlichen Flügel, dessen Dachgeschoss nach dieser Gasse zu einen Nasengiebel hat, und ist von Süd nach Ost gerichtet, sodass er von der Schuppen-Gasse aus sichtbar ist. Er zeigt eine reiche Verwendung von Diamantquadern; nicht blos die beiden seitlichen jonischen Pfeiler, sondern auch der flache, kreisförmige Thürsturz sowie die Zwickelfelder sind gänzlich davon bedeckt. Der Thürsturz lagert auf zwei seitlich vor das Gewände gestellten, glatten, niedrigen Pfeilern, welche keine Basis besitzen und

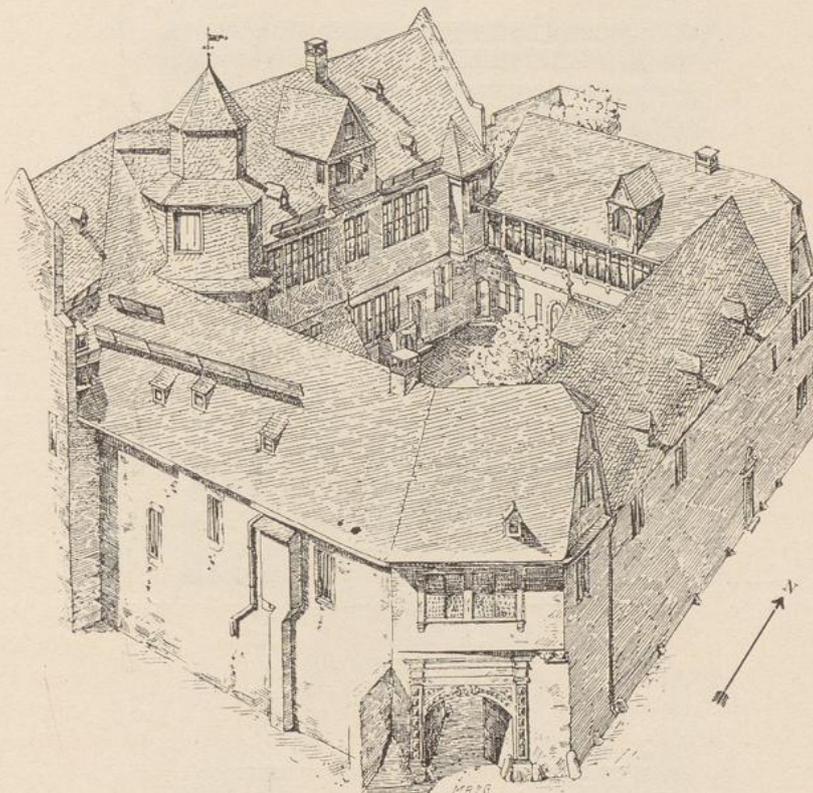


Fig. 76. Grosser Speicher; Vogelschau nach Reiffenstein.

denen ein Architravgesims als Kapitäl dient. Die Verbindung des Schlusssteines mit dem Sturze ist hier tektonisch in einer Weise gelöst, die unser Interesse erregt: aus dem umschliessenden Stäbchen der Quadern entwickeln sich zwei seitliche Schnecken, zwischen welchen eine männliche Maske hervorschaut. Die Pfeiler verjüngen sich nach oben, das Kapitäl mit Voluten und Eierstab weicht nicht von der üblichen Form ab, dagegen hat die dreitheilige Basis statt des oberen Wulstes eine Platte. Der zugehörige Sockel trägt als Füllung einen schwerfälligen Bossen, der vielleicht anfänglich zur Ausmeisselung eines Ornamentes bestimmt war.

Ueber die Pfeiler legt sich ein entsprechend gekröpftes jonisches Gebälk, bestehend aus Architrav, glattem Frieese und Kranzgesims. An der heutigen Thüre befinden sich einige Eisenbänder mit hakenförmiger Endigung, welche noch von der alten Thüre stammen dürften. Dicht über dem Thorbaue ist die Wand des Obergeschosses vorgekragt, der Art, dass sie

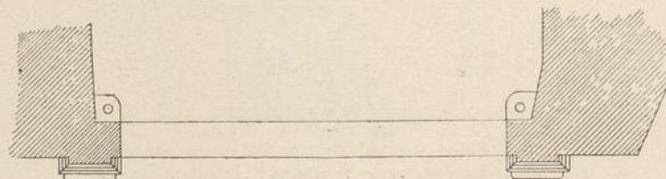
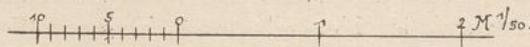


Fig. 77. Grosser Speicher; Hauptthorbau.



einen spitzen Winkel mit der Flucht des ersteren bildet; unter der rechten abstehenden Ecke sitzt daher ein einfacher, breiter Kragstein, welcher zwei kleine Löwenköpfe neben einander trägt; ein ähnlicher befindet sich an der nördlichen Brandmauer nach der Rothkreuz-Gasse zu über dem ersten Obergeschosse. Die überhängende Fachwerkwand ist von einem grossen Doppelfenster durchbrochen, dessen Eichenholzpfosten,

Sturz und Bank etwas hervortreten und mit zierlich geschnitzten Bandornamenten bedeckt sind; die beiden äusseren Pfosten werden von Holzkonsolen getragen. Der Thorweg wird von einem scharfgratigen, unregelmässigen Kreuzgewölbe überdeckt. In seiner östlichen Wand befindet sich ein alter Eingang zum Erdgeschosse des Ostbaues, rundbogig überdeckt, mit einer Eisenthüre, welche einfach durch quer gelegte Bänder,

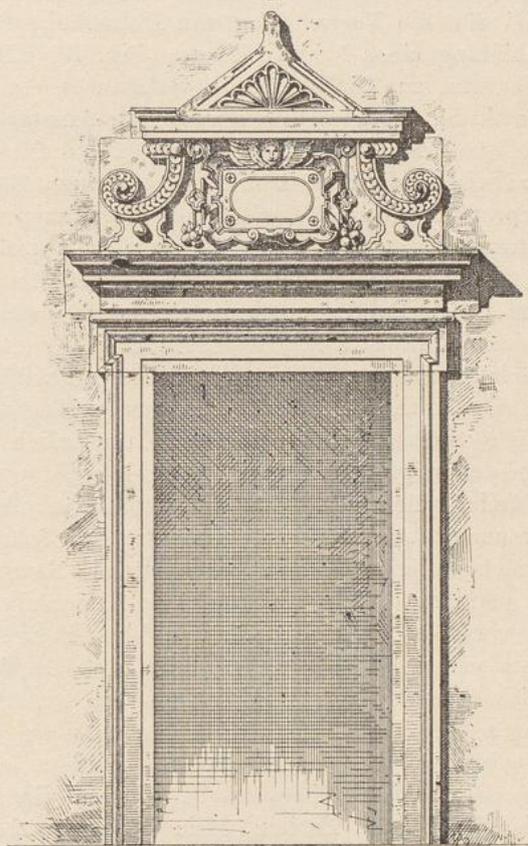


Fig. 78. Grosser Speicher; Thüre an der Rothkreuz-Gasse.
 $\frac{1}{20}$ natürl. Grösse.

auf den Schnittpunkten mit kleinen Rosetten ausgestattet ist. Eine gegenüber liegende Thüre führt in das Erdgeschoss des südlichen Flügels.

In eigenartiger Weise, von dem Thorbaue im Motive durchaus verschieden, ist die Eingangspforte zum Ostbaue an der Rothkreuz-Gasse ausgebildet (Fig. 78). Das äussere Glied des Thürgestelles ist zu einem sogenannten Ohre seitlich am Sturze herausgezogen, über letzteren legt sich ein aus Fries und Kranzgesims der jonischen Ordnung bestehendes Gesimsstück und darauf erhebt sich ein zierlicher, zweitheiliger Giebel-

aufbau mit geschweiften Umrissen; seitliche nach unten gerichtete Schnecken tragen das obere Giebeldreieck, welches durch ein palmettenartiges Gebilde ausgefüllt wird. Der Mittelschild ist am oberen Rande mit einem Engelsköpfchen besetzt und mit Rollwerk, durchstecktem Riemenornament und Früchten umrahmt.

Von den Hoffronten ist die nördliche noch vollkommen im alten Zustande erhalten; in ihrem Obergeschosse bietet dieselbe ein hervorragendes Beispiel für die Verwendung von Holzschnitzereien zur ornamentalen Durchbildung eines Fachwerkbaues (Fig. 79). Bemerkenswerth ist hier, im Gegensatze zur Giebelseite des Salzhauses, ein klares Hervortreten der Konstruktion, trotzdem die ornamentale Ausstattung sehr reich ist. Der untere, von Masken unterbrochene Festonfries, welcher die Balkenköpfe der Zwischendecke verkleidet, ist aus einem Brette geschnitzt, ebenso das Deckprofil darüber; die mit einem stabförmigen Blattgewinde und einem Bandornament verzierte Fensterbank ist zwischen den durchgehenden Pfosten sichtbar eingespannt. Letztere sind über der Bank mit erhaben aus dem vollen Balken geschnitzten, karyatidenartigen Stützen, unter derselben mit Konsolstücken, welche eine Maske tragen, besetzt. Die Brüstungsflächen werden aus dicken Füllbrettern gebildet, in welchen, im Anklange an die Späthgothik, verschiedenartige Masswerkformen ausgesägt sind. Jede Stützenfigur, abwechselnd männlich und weiblich, zeigt eine verschiedenartige Ausführung. Dasselbe gilt von dem unteren hermenartigen Theile, welcher entweder mit Kanelluren oder mit Riemen- oder Schuppenornament ausgefüllt ist, und von den Schalksmasken der unteren Konsolstücke. Der als Balken durchlaufende Fenstersturz ist mit einem Eierstabe verziert. Auch die stattliche Dachgaube ist reich mit Holzschnitzwerk versehen. Zur Umrahmung ihres Fensters ist dieselbe Form der Stützen, wie unten, verwendet; über dem flachbogigen Sturze sind zwei rein dekorative Figuren gelagert, dazwischen sitzt eine Maske, welche den oberen Theil eines jonischen Kapitäls trägt. Die beiden Seitentheile bewegen sich in phantastischem Umriss, welcher in der Mitte ihrer Höhe schnabelartig hervorsteht. Gegen dieses zierliche, in den Profilen wie figürlichen Theilen gleich fein gearbeitete Schnitzwerk ist das Erdgeschoss in sehr wirksamer Weise einfach gehalten. Es ist massiv aus gelben Kalksteinen mit Putzüberzug und Architekturgliedern aus rothem Mainsandstein errichtet. Die Fenster haben ein glatt herumlaufendes Gestell. Drei derselben auf der linken Seite sind zusammengezogen und im Inneren von einem Stichbogen überdeckt; hier läuft um Pfosten und Sturz ein Rundstab mit Kehle, welcher an den beiden Mittelpfeilern mit dem kleinen Konsol des niedrigen Sockels sich verschneidet. Das um fünf Stufen über den Hof erhöhte Eingangsthür ist mit einem Rundbogen überdeckt. In seiner Profilierung macht sich ein deutliches Schwanken zwischen Gothik und Renaissance bemerkbar. Letztere hat dem Rundbogen eine architravartige Gliederung geliehen,

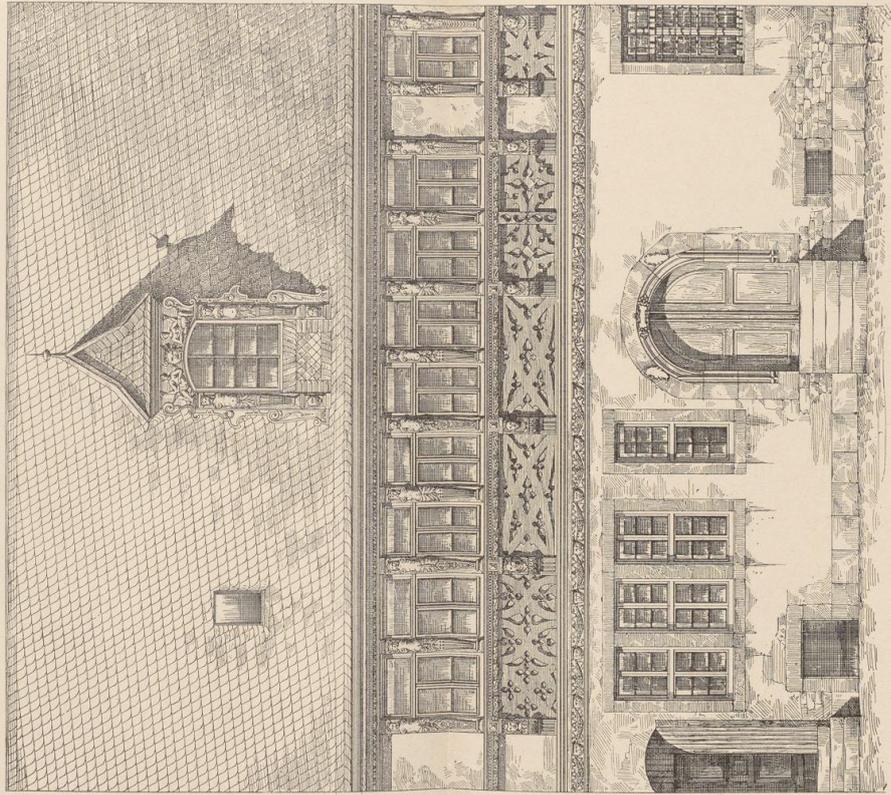
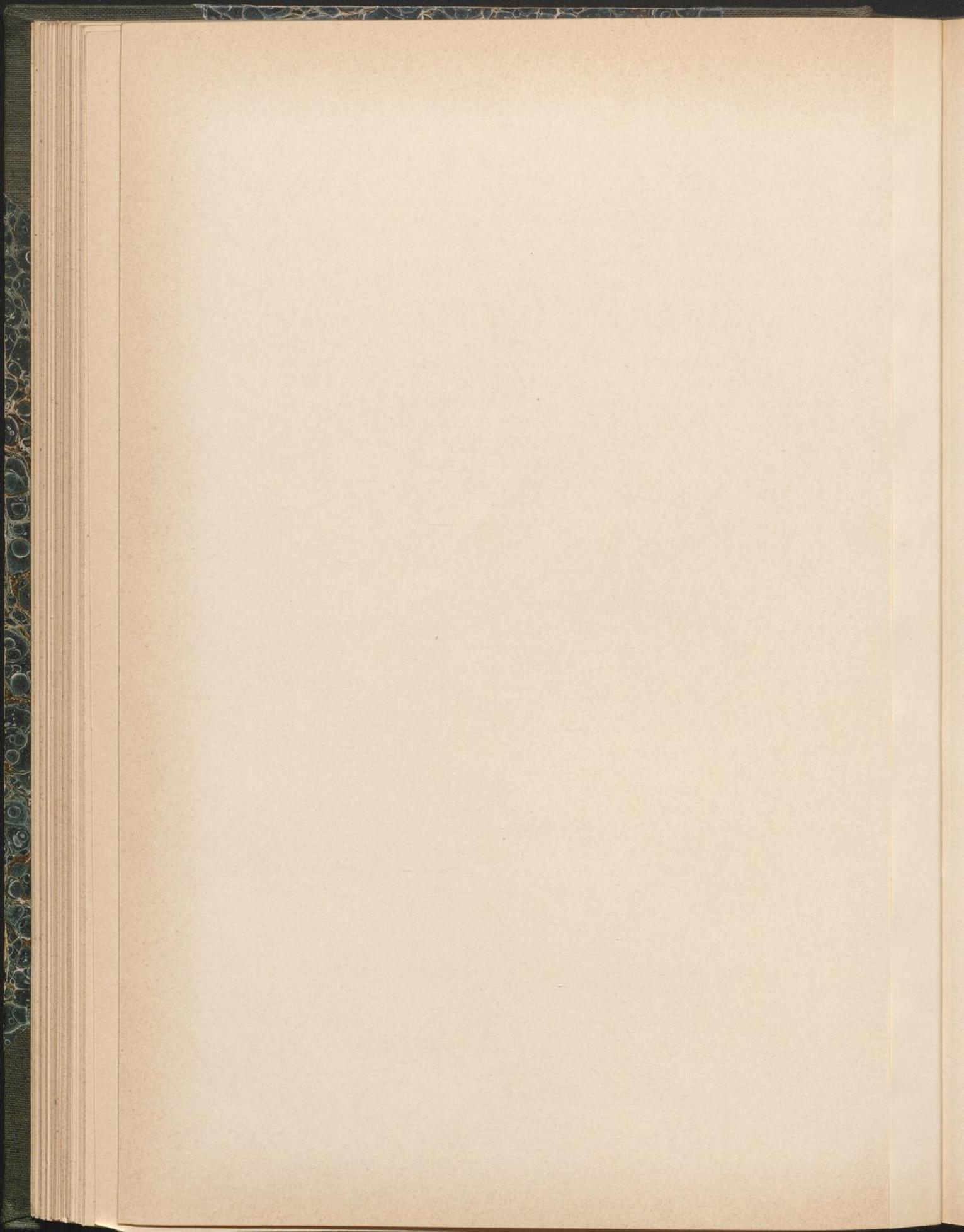


FIG. 78.
GROSSE SPEICHER; NORDFLÜGEL IM HOF.

1 : 20 1/2



welche in Kämpferhöhe von dem gothischen Rundstab-Profil des Gewändes durchschnitten wird. An dem Sturze befinden sich drei kleine Zierschilde, von denen das mittlere die Jahreszahl 1587 trägt. Ob die Errichtung des holzgeschnitzten Obergeschosses in dasselbe Jahr zu verlegen ist, oder erst um 1600, bleibe dahingestellt.¹⁾ An dem Nordbaue befindet sich noch eine zweite Datierung; an dem nach der Rothkreuz-Gasse stehenden Giebel ist auf der Unterseite des Brettes, welches die hervortretende Nase nach unten abschliesst, die Jahreszahl 1542 eingeritzt. Dieses Jahr bezeichnet sicherlich den Neubau dieses Flügels, der 1587 nur an der Hofseite verändert wurde. Im Inneren ist das Erdgeschoss von einer Tonne überdeckt und gleichlaufend zur Front von einer massiven Zwischenwand durchschnitten; letztere wurde im Jahre 1858 bei dem Wechsel des Besitzers errichtet, um durch den dadurch entstehenden, an der Rückseite liegenden schmalen Gang Raum für eine Kegelbahn zu gewinnen: die frühere Raumwirkung wurde dadurch gänzlich zerstört. Das Erdgeschoss enthält zwei neben einander liegende Zimmer. In das rechts gelegene einfenstrige führt eine rundbogige, steinerne Thür, welche in der rechts neben dem Haupteingange senkrecht gegen die Front gestellten Zwischenwand noch erhalten ist. In dem Obergeschoße des Nordbaues befindet sich in dem westlich nach der Rosen-Gasse gelegenen Zimmer in der Giebelwand ein altes zweitheiliges Steinfenster; das rechteckige Gestell ist innen von einem Rundstabe mit Kehle umrahmt, welche, in der gleichen Form wie im Erdgeschoße, am Mittelpfosten gegen einen niedrigen Sockel mit umgekehrtem Volutenkonsol anlaufen. In demselben Zimmer liegt in der nördlichen Wand ein Wandschrank mit Holzthüre und hakenförmigen Bändern; letztere sind denen am Hauptthorbaue ähnlich.

Auf dem Merianschen Plane ist die Nordseite des Hofes wohl sichtbar, indessen ungenau und nicht der wirklichen Eintheilung entsprechend wiedergegeben; auf dem Belagerungsplane ist der Grosse Speicher nicht mit Sicherheit zu erkennen.

An der Rosen-Gasse liegt das eigentliche Hauptgebäude, dessen ursprüngliches Aussehen heute gänzlich verwischt ist, denn im Sommer 1863 wurden auf dasselbe zwei weitere Stockwerke gesetzt; der Zugang vom Hofe aus wurde damals zugemauert, dafür an der Rosen-Gasse ein neuer Eingang hergestellt und der Erker im ersten Obergeschoße am Hofe sowie die beiden oberen Geschoße des stattlichen Treppenthurmes abgebrochen. Letzterer ist in seinem Inneren noch erhalten; die Eingangs-

¹⁾ Reiffenstein berichtet am 11. Juli 1880, man habe an einem „blosgelegten, geschnitzten Eckbalken“ bei Gelegenheit von Wiederherstellungsarbeiten die Jahreszahl 1590 gefunden; heute ist indessen nichts davon zu entdecken. Eine 3 m lange, 23 cm breite, aufsteigende Zierleiste, aus Eichenholz geschnitzt, befindet sich in der Sammlung des Historischen Museums. Im oberen Theile ist eine karyatidenartige Figur in Relief dargestellt, darunter sitzt eine Maske.

thüre zu demselben ist rundbogig überdeckt und hat ein Renaissanceprofil, welches nahe über dem Boden durch eine seitliche Doppelschnecke abgefangen wird. Bis zum dritten Obergeschosse ist die Wendeltreppe mit frei gewundener, meisterhaft konstruierter Spindel massiv aus rothem Sandsteine. Die sehr ausgetretenen Stufen sind seit kurzem bis zum ersten Obergeschosse mit Brettern überdeckt. Der Spindelanfänger ist in Form eines gothischen Dienstsockels gehalten und mit reicher Facettierung versehen; eine ebensolche sinnvolle Durchbildung ist der Stelle zu Theil geworden, wo im dritten Obergeschosse, in welchem die Treppe aus Holz besteht, die hölzerne Spindel auf der Steinspindel anfängt: seitlich hervorgezogen sitzt neben dem steinernen Spindelprofile ein glattes, walzenförmiges, kurzes, schwebendes Steinstück, dessen Unterseite mit einer Blattrosette verziert ist, darauf entspringt die reich und tief profilierte Holzspindel, so dass also ihr Anfangspunkt von der Endigung des Profiles der Steinspindel verschoben ist. Die tiefgekehlte steinerne Handleiste ist in der Thurmwand noch erhalten. Der Treppenthurm war schon von Alters her zwischen dem West- und dem Südflügel eingebaut, seine sechseckige Grundform kam erst in dem mit Schiefer gedeckten Aufbau zur Erscheinung, denn darunter war in der Ecke des Hofes nur seine vordere Seite sichtbar. Im Jahre 1863 wurde er um zwei massive Stockwerke erhöht und besitzt seitdem ohne jeden architektonischen Abschluss ein seine Grundrissbildung verleugnendes Walmdach. Die Treppenfenster hatten, nach einer Abbildung Reiffensteins, früher eine parallel zum Laufe aufsteigende schräge Bank und ebensolchen Sturz. Der Schluss des früheren Thurmelmes, ein Knauf mit einer Wetterfahne, „die ein Wappenschild zeigt, dessen wahrscheinlich bemalte Seite“ von Reiffenstein, welcher dieselbe zeichnete (in seiner Sammlung), nicht mehr erkannt werden konnte, ist bei dem Umbaue verschwunden. Im Erdgeschosse befindet sich in der nach Osten gerichteten Thurmwand ein Eingang, welcher unter der Treppe durch in den südlichen Theil des Erdgeschosses des Westbaues führt; hier waren früher Pferdeställe, die nach der Rosen-Gasse hin Fensteröffnungen hatten. Diese Eingangsthüre hat noch die gothische rundbogige Profilumrahmung mit überschneidenden Rundstäben.

Dass die innere Ausstattung des Hauptbaues eine sehr reiche gewesen sein muss, beweist die noch erhaltene Fenstertheilung in dem saalartigen nördlichen Raume seines Erdgeschosses, welche einen Ausblick in das Gärtchen gewährt; wir geben dieselbe nach der trefflichen Zeichnung von Otto Lindheimer wieder (Fig. 80). Die in der mehrfach schon oben beschriebenen Art umrahmten Doppelfenster in der Nordwand sind von Stichbogen überdeckt, welche von schön gezeichneten korinthischen Zwergsäulen, in den beiden Zimmerecken von entsprechenden facettierten Pfeilern getragen werden. Vor dem mittelsten Fensterposten steht ein weiteres Säulchen, um einen glatten Tragstein abzustützen, der sich unter dem Scheitel des Bogens einschiebt und dem mächtigen Unterzugsbalken als

Auflager dient. Die Laibung der Bögen ist mit drei flachen Rosetten und dazwischen liegenden Diamantquadern ausgestattet; den Schaft jedes Säulchens umgibt im unteren Drittel, nach oben durch einen Rundstab abgeschlossen, ein flaches Riemenornament. Der Saal war früher getäfelt, wie aus der folgenden Notiz Reiffensteins hervorgeht: „Bei dem einige Jahre vor 1853 stattgehabten Umbau des Saales wurde das hölzerne Getäfel, womit er theilweise¹⁾ bekleidet war, entfernt und bei dieser Gelegenheit ein alter, wahrscheinlich lateinisch geschriebener Brief gefunden, der von dem damaligen Besitzer des Hauses, Herrn Bierbrauermeister Jung, lange

aufbewahrt und nachher verschenkt wurde; als ich mich nach dem Empfänger erkundigte, war derselbe bereits längst tot und somit die Hoffnung auf eine Abschrift verloren.“ Die Eingangsthüre zu dem Saale vom Hofe aus, welche in reicher Steinmetzarbeit wieder in einem Mischstile von Gothik und Renaissance ausgeführt war, ist nur in einer Bleistiftskizze Reiffensteins erhalten; dieselbe wurde wahrscheinlich 1863 herausgebrochen und die Oeffnung vermauert.

In dem nördlich gelegenen Zimmer des ersten Obergeschosses befindet sich in der nördlichen Wand ein steinerner Wandschrank mit einer bemerkenswerthen Eisenthüre (Fig. 81). Die aufliegenden flachen Bänder sind gegen das herumlaufende Band der Umrahmung mit basisartigen, unter einander gleichen Gesimsstücken

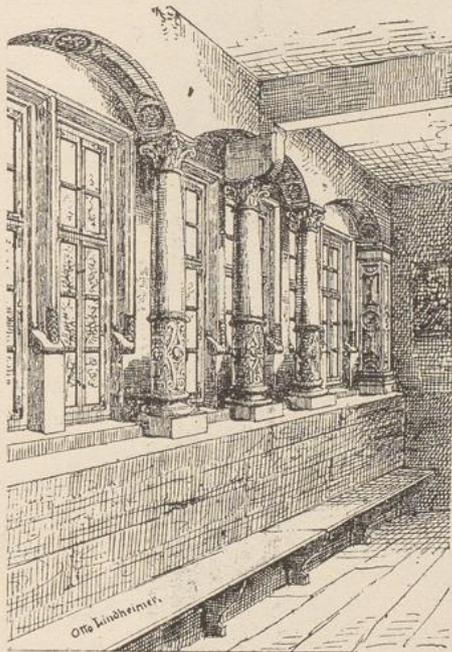


Fig. 80. Grosser Speicher;
Fenstertheilung im Erdgeschosse des Westflügels.

abgesetzt, wodurch ihre versteifende Funktion recht gut auch äusserlich angedeutet ist. Reichere Schmiedearbeit zeigt nur die das Schlüsseloch umschliessende Mittelrosette. Reiffenstein erwähnt und zeichnete eine Wandschrankthüre, welche „in dem Hausgange vor dem Saale“ angebracht war und im April 1862, als der Wandschrank in eine Thür umgewandelt wurde, verschwand: „Wo sie hingekommen ist, konnte ich aller Nachforschungen ungeachtet nicht erfahren, ich vermuthe aber, dass sie als altes Eisen verschleudert und zerstört wurde.“ Wir glauben indessen, dass diese

¹⁾ Der Ausdruck „theilweise“ ist hier wohl gebraucht, um anzudeuten, dass die Wände nicht in ganzer, sondern nur in halber Höhe vertäfelt waren.

Thüre in das erste Obergeschoss damals versetzt wurde, denn die erhaltene Zeichnung stimmt mit der Aufnahme (Fig. 81) der oben besprochenen Thüre überein; andernfalls müsste die Verwendung von zwei ganz gleichen Thüren angenommen werden. Die von dem erwähnten Hausgange nach der Rosen-Gasse führende Hausthüre entstammt der neueren Zeit und scheint ursprünglich überhaupt nicht vorhanden gewesen zu sein. In dem

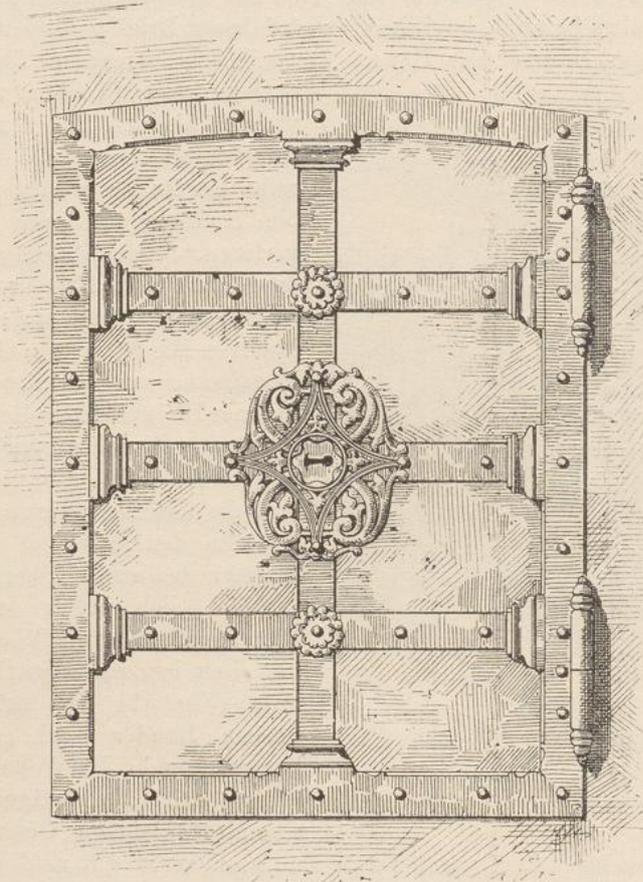


Fig. 81. Grosser Speicher; Wandschrank.

$\frac{1}{10}$ nat. Grösse.

durch sehr flache Kreuzgewölbe überdeckten niedrigen Keller des Hauptbaues befindet sich eine alte Zisterne mit rechteckigem Steindeckel, an welchem ein schöner schmiedeeiserner Renaissancegriff noch erhalten ist. Die Ueberwölbung des Kellers im Nordbaue besteht aus einer Längstonne mit Stichkappen.

Der an der Rothkreuz-Gasse liegende Ostbau hat im Frühjahre 1859 eine wesentliche Veränderung durch den Aufbau zweier weiterer Ober-

geschosse und die Einrichtung zum Brauhause erhalten; letzterer Bestimmung wurde er im Sommer 1879 wieder entzogen. In seinem Erdgeschosse liegt, vom Hofe aus zugänglich, ein mit drei flachen, scharfgratigen Kreuzgewölben überdeckter Raum, der nach der Strasse und nach dem Hofe je zwei innen mit einer Kehle umrahmte, von einem Stichbogen überdeckte Doppelfenster hat.¹⁾ Im ersten Obergeschosse sind noch zwei steinerne Doppelfenster, welche den im Nordbau erwähnten in der inneren Profilierung ähnlich sind.

Auch der Südbau ist um ein Obergeschoss, wahrscheinlich im Jahre 1859, erhöht worden; in seinem Erdgeschosse befindet sich nach dem Hofe zu liegend ein dreitheiliges Steinfenster, innen in Sturz und Pfosten von einer einfachen Kehle umrahmt.

Reiffenstein, welcher den Grossen Speicher im Mai 1853 noch unberührt im alten Zustande gesehen hat, hinterliess uns eine poetische Schilderung der Eindrücke, die er beim erstmaligen Betreten des malerischen, von einer Linde beschatteten Hofes empfing; von dem alten, jetzt längst verschwundenen Ziehbrunnen berichtet er: „In einer Ecke des Hofes, da wo das letzte Fenster des Saales mit dem nördlichen Bau einen Winkel bildet, hat sich oben in der Wand neben den Fenstern der verzierte Stein erhalten, welcher an einem Haken die Rolle zu dem schon seit längerer Zeit nicht benutzten und zugedeckten Ziehbrunnen, dem eigentlichen alten Brunnen des Hofes getragen. Zu diesem Brunnen konnte man auch durch eine nischenartige Oeffnung von dem kleinen Höfchen aus gelangen; durch Wegnahme des die Ecke ausfüllenden steinernen Brunnenkranzes wurde dieser Raum freigelegt, die Nische bis auf den Boden heruntergebrochen, in eine Thüre verwandelt, durch welche über einige Treppenstufen die Verbindung der beiden Höfe jetzt hergestellt ist.“

Im Frühjahr 1880 wurde auf Kosten des damaligen Besitzers die geschnitzte Façade im Hofe unter der pietätvollen Leitung des Architekten Otto Lindheimer von dem im Laufe der Jahre darauf gestrichenen Kalkputze befreit und wiederhergestellt.

GROSSER UND KLEINER ENGEL.

Archivalische Quellen: Hausurkunden und Wärschafts-Bücher des Stadtarchivs I; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum; Krönungsdiarien.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung III und IV; Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungs-Bezirk Wiesbaden S. 178; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 55; Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance S. 437.

¹⁾ Die nach der Strasse liegenden Fenster sind von Reiffenstein auf dem Schaubilde (vgl. Fig. 76) nicht abgebildet worden.

Ueber die Geschichte der beiden das südliche Eck von Römerberg und Markt bildenden Häuser Grosser oder Vorderer Engel (Römerberg 28, Lit. J Nr. 94) und Kleiner Engel (Markt 35, Lit. J Nr. 95) ist nur wenig bekannt. Ersteres Haus wird schon 1342 unter dem Namen Engel erwähnt; des anstossenden kleinen Engels wird erst im XV. Jahrhundert

Rapunzel-Gasse.

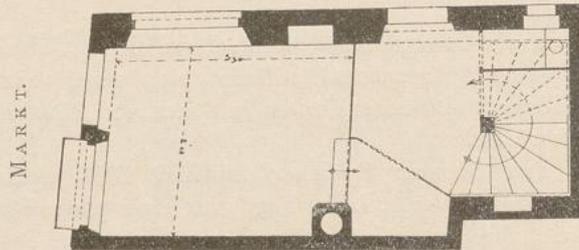


Fig. 82. Kleiner Engel; Grundriss des Erdgeschosses.

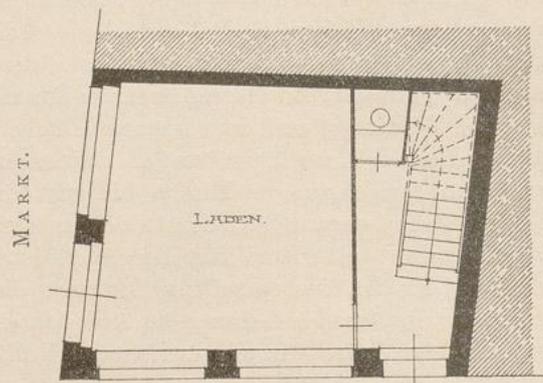
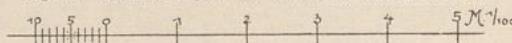


Fig. 83. Grosser Engel; Grundriss des Erdgeschosses.



gedacht. Im XVI. Jahrhundert (zuerst 1544) kommt für den Grossen oder Vorderen Engel auch der Name „die Wechsel“ vor, den er noch zu Battonns Zeit trug. Schon 1488 bis 1503 hatte dort der Kurmainzische Münzmeister Hans Bromm seinen „Wechsel“ in Gemeinschaft mit dem Frankfurter Bürger Kaspar Schott, dessen Familie damals das Haus besass; daher ist wohl das Haus zu seinem zweiten Namen gekommen und hat vielleicht auch später nach der Auflösung des Bromm-Schottschen Geschäftes einer kleinen Wechselbank als Geschäftslokal gedient, wofür es sich durch seine treffliche Lage mitten in der von den Messfremden am meisten besuchten Marktgegend sehr gut eignete. 1562 wurden beide Häuser unter einem Dache neu erbaut und erhielten das charakteristische Gepräge, welches dem Römerberg zu einem so stattlichen Schmucke gereicht. Wer damals die Besitzer waren, hat sich nicht feststellen lassen. Anscheinend haben sich die Eigenthümer beider Häuser zu gemeinschaftlichem Neubau vereinigt. 1575 wurde der Kleine Engel von Justinian Reinisch an Konrad Ehrhard verkauft; wann Reinisch das Haus erworben hatte, ist nicht bekannt. Der Grosse Engel wurde 1597 von den Erben des Tuchgewandlers Seifried Deublinger verkauft; wann es in den Besitz der Familie Deublinger kam, konnte nicht ermittelt werden. Es ist nicht

unwahrscheinlich, dass der wohlhabende Deublinger, welcher 1582 das Fürsteneck erwarb, der Bauherr von 1562 gewesen ist.

Der architektonische Werth des Doppelhauses liegt in seiner Gesamterscheinung und in einer Reihe von künstlerisch behandelten Einzelheiten. Um den richtigen Standpunkt zur Würdigung der ersteren

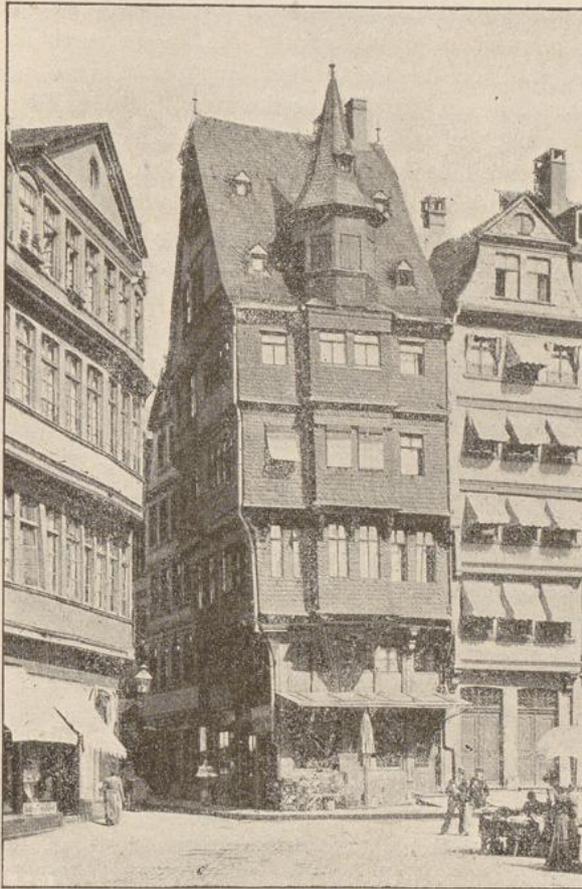


Fig. 84. Grosser und Kleiner Engel; Ansicht vom Römerberg.

zu finden, muss man sich vergegenwärtigen, dass hier nur ganz geringe Abmessungen vorliegen und daher kein Anspruch auf einen grösseren Baudanken erhoben werden darf: die Raumeintheilung in beiden, nach dem Marke zu unter einem gemeinsamen Giebel stehenden Häusern ist die denkbar einfachste. Jedes Stockwerk enthält je ein Zimmer, daneben einen schmalen Vorflur, in welchem die enge Treppe liegt (Fig. 82 und 83); eine Küche ist überhaupt nicht vorhanden, der Herd steht im ersten Obergeschosse hinter der Treppe. Dass eine Grundfläche von rund

7*

47 qm zwei Häuser aufnehmen musste, mag auf einen damaligen bedeutenden Werth des Grund und Bodens an dieser Stelle hinweisen. Vom Römerberge aus gesehen, bietet das Gebäude durch seine beträchtliche Höhe und bescheidene Breite ein thurmartiges Aussehen, welches, bei nur mässigem Ueberhängen des obersten Stockwerkes, durch den schlank aufsteigenden flachen Erker mit dem abschliessenden achteckigen Aussichtsthürmchen auf dem Dache verstärkt wird (Fig. 84). Die Aussenseite ist hier, ob bewusst oder unbewusst bleibe dahingestellt, trotz aller Einfachheit vortrefflich der Oertlichkeit angepasst, denn die ganze Ecke wirkt gleichsam wie ein Thorpfeiler des nordöstlichen Einganges in den Römerberg, den nach allen Seiten architektonisch abgeschlossenen, natürlichen Festsaal der alten Reichsstadt.

Der frühere Zustand des Grossen Engels vor dem Umbaue im Jahre 1562 ist auf dem Belagerungsplane mit genügender Deutlichkeit erhalten; das niedrige Zwischengeschoss über dem Erdgeschosse ist schon vorhanden, dagegen der Dachgiebel dem Römerberge zugekehrt und diese Seite noch ohne Erker. Merians Plan zeigt den heutigen Zustand; vom Kleinen Engel ist auf beiden Plänen nichts zu erkennen. Auf Ansichten des Römerberges in den Krönungsdiarien ist das Haus mehrfach abgebildet worden, jedoch nur wenig davon ist brauchbar. Eine Radierung im Diarium des Kaisers Matthias (1612) ist roh und sehr ungenau. Die beste Abbildung findet sich im Diarium Leopolds I. (1658). Auf einer Radierung, bezeichnet von Johann Andreas Graff und Jakob Marrel,¹⁾ ist ein grosser Reichsdoppeladler dargestellt, in der Mitte mit dem Bildnisse Leopolds, umgeben von denjenigen der sieben Kurfürsten, unten eine ausgezeichnete Abbildung des Römerbergs nach dem Fahrthor gesehen und am linken Bildrande der Grosse Engel noch ganz in Fachwerk ohne Verschieferung; von Einzelheiten sind die als Kielbogen geschnitzten Fensterstürze erkennbar. Im Diarium Karls VI. (1711) ist die Wiedergabe sehr schlecht; im Diarium Karls VII. (1742) sehen wir auf Blatt 13 das Haus nach einer Zeichnung des Architekten J. G. Fünk in guter Darstellung: hier ist die Vorderseite schon verschiefert; auf Blatt 18 dagegen, ebenfalls von Fünk, ist die Seite am Markte noch ganz in Fachwerk sichtbar. Eine ungenaue Zeichnung von Fünk enthält das Diarium Franz I. (1745) auf Blatt 6. Die Abbildung im Diarium Leopolds II. (1790) ist wiederum unbrauchbar.

Beide Häuser haben durchaus gleiche Stockwerkshöhen. Das Erdgeschoss und das darüber liegende Zwischengeschoss, massiv aus rothem

¹⁾ Näheres über Graff, die Bezeichnung und die Schicksale der Platte (38 cm br. und 45 cm h.), welche späterhin zerschnitten wurde, so dass der Römerberg-Prospekt ein besonderes Bild gab, findet sich bei Hüsgen, Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunst-Sachen S. 111; derselbe, Artistisches Magazin S. 261 u. 456; Gwinner, Kunst und Künstler S. 175; Andresen, Der Deutsche Peintre Graveur S. 209. Für den Nachweis des letzten Werkes sind wir Herrn Professor Dr. H. Weizsäcker zu Dank verpflichtet.

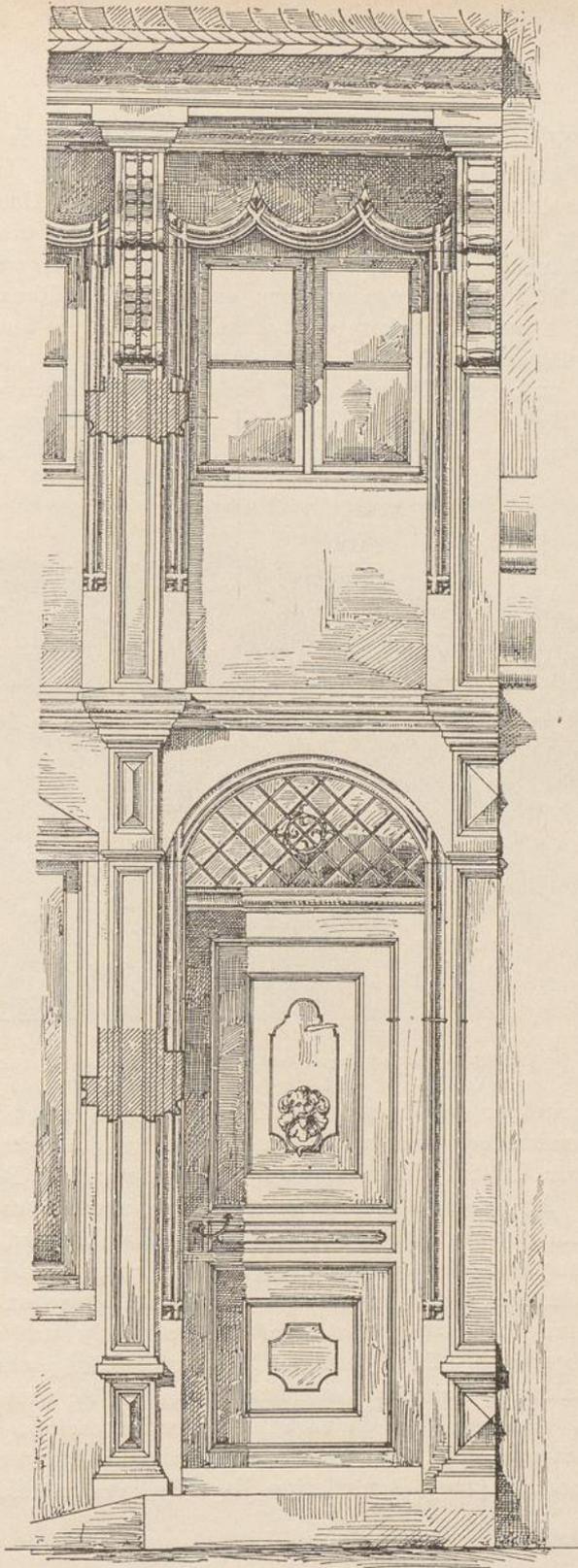


Fig. 85. Grosser Engel; Teilzeichnung vom Erd- und Zwischengeschosse.
 $\frac{1}{25}$ natürl. Grösse.

Sandstein, bilden einen Sockelunterbau, auf welchem die drei überhängenden Obergeschosse in Holzfachwerk errichtet sind; darauf folgen zwei Geschosse des steilen Satteldaches. Der Keller des Grossen Engels ist mit einem Tonnengewölbe aus gelben Kalksteinen überdeckt und erstreckt sich noch etwa drei Meter weit von der Front weg unter das Pflaster des Römerbergs, von wo aus er neben der Hausthüre einen Eingang mit bequemer Steintreppe besitzt, wie mehrere andere sich an den Nachbarhäusern noch vorfinden; ein zweiter Eingang befindet sich im Hausflure unter der Treppe. Auf letztere Art ist auch der wie der vorerwähnte Keller überdeckte Keller des Kleinen Engels zugänglich, durch den engen Raum allerdings nur mittels einer sehr schmalen Holztreppe.

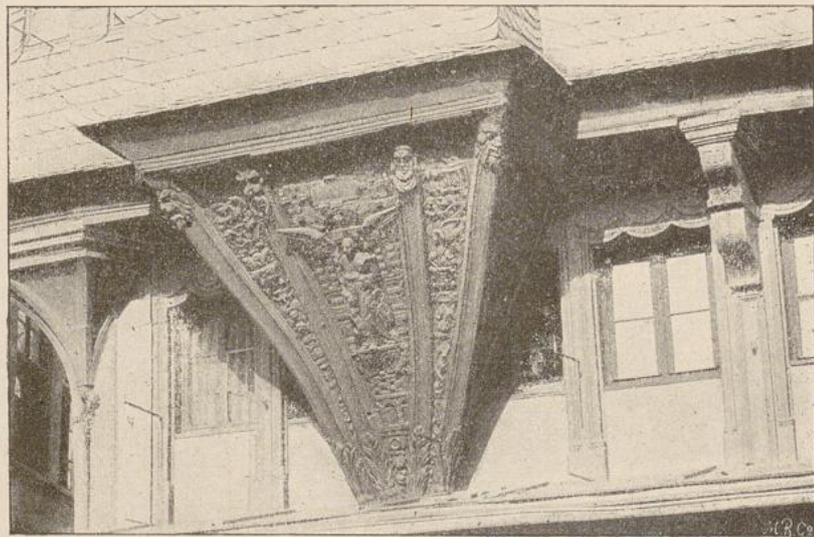


Fig. 86. Grosser Engel; unterer Theil des Erkers.

Die Architektur des Unterbaues (Fig. 85 und 86) zeigt in reizvoller Mischung Renaissanceformen mit Erinnerungen an die Spätgothik, eine Stilfassung, für die in Frankfurt noch zahlreiche andere Beispiele vorhanden sind. An beiden Häusern ist das Erdgeschoss übereinstimmend behandelt: schlanke Renaissancepfeiler, deren Kapitäl und Sockel die gleiche Füllungsfläche mit einem länglichen Diamantquader aufweisen, tragen das mehrfach gegliederte Gurtgesims und sind zwischen die Fenster- und Thüröffnungen gestellt. Letztere sind in Motiv und Profilierung durchaus spätgothisch. Der Sturz der Fenster des Erdgeschosses ist aus drei stumpfwinklig an einander stossenden Seiten gebildet; seine Profilierung überschneidet sich an den dadurch entstehenden Ecken. Am besten erhalten ist das nach dem Rapunzel-Gässchen liegende Fenster im Kleinen Engel, während das nach dem Markte liegende Fenster desselben Baues

durch den Einbau zweier flachbogig geschlossener Oeffnungen entstellt ist, von denen die eine als Thüre, die andere als Ladenerker dient; ein Rest des alten Sturzes ist darüber noch in der Mauer sichtbar. Am Kopfe des Pfeilers unter dem Erker ist ein kleiner Schild mit einer Umrahmung von Rollwerk angebracht, der die Jahreszahl 1562 trägt; da letztere sich auch unter der Nase des nach dem Markte stehenden Giebels wiederholt, so ist damit Gewähr geleistet, dass das ganze Gebäude in einer einzigen Bauzeit entstanden ist.¹⁾ Beide Hausthüren besitzen einen flachbogigen Sturz. Die des Kleinen Engels liegt am Rapunzel-Gässchen,²⁾ die des Grossen Engels am Römerberg; an letzterer hat sich noch das zierliche Oberlichtgitter sowie die alte Holzthüre mit dem schönen Thürklopfer erhalten, der einen stilisierten Löwenkopf darstellt, welcher als Ring eine Schlange im Rachen hält. Eine eigenthümliche Gestaltung, die an Frankfurter Profanbauten nur in diesem einen Beispiel auftritt, ist den kleinen Fenstern des Zwischengeschosses zu Theil geworden; hier besteht der Sturz aus drei nach unten gekehrten Kreisstücken, eine Form, die gewöhnlich „Vorhangbogen“ genannt wird. Die Gewände, welche dasselbe Profil wie der Sturz (zwei Kehlen, dazwischen ein Rundstab) haben, laufen bis auf das Gurtgesims herunter; die Brüstungsfläche tritt dazwischen etwas zurück, wobei die eigentliche Fensterbank keinen architektonischen Ausdruck erhalten hat. Diese Anordnung wiederholt sich auch am Kleinen Engel, nur dass hier der Sturz wagrecht läuft, was mit späteren Veränderungen vielleicht zusammenhängt. Vortrefflich gegliedert sind die Steinkonsolen, welche den Ueberhang des ersten Obergeschosses tragen; sie haben zwei Abtheilungen, darüber ein Kopfgesims, und ihre gewundene Stirnfläche wird durch einen in der Mittelachse laufenden Perlstab und

¹⁾ Nach Lotz sind die „oberen Geschosse, sowie der aus der Mitte der Giebelseite (?) vortretende Erker jünger, wahrscheinlich nach einem 1582 ausgebrochenen Brande (Battonn 4, 137)“. Battonns Quelle ist folgende Notiz bei Lersner I, 541: „1582. den 18. Feb. Gehet ein Feuer aus zu Abends um 7 Uhr in der Wechsel“. Abgesehen von dem etwas unklaren Wortlaute dieses Berichtes und dem Umstande, dass Lersners Aufzeichnungen in vielen Fällen nicht als unbedingt richtig bezeichnet werden können, ferner dass, wie weiter unten erörtert werden wird, kein zwingender Grund in stilistischer Beziehung vorhanden ist, wird die Lotzsche Annahme schon durch die doppelte Anbringung der Jahreszahl am Baue selbst widerlegt. Letztere ist an der Giebelseite in deutlicher Lesbarkeit auf der Unterseite des wagrecht liegenden Brettes eingeschnitten, welches von einer reichgeschnitzten Knagge gestützt wird und in dieselbe eingezapft ist. Die Formbehandlung dieser Knagge und der dicht darunter befindlichen kleinen, vortrefflich modellierten Maske stimmt vollkommen mit den übrigen Schnitzarbeiten überein, deren Verlegung in eine spätere Zeit somit jeder thatsächlichen Begründung entbehrt.

²⁾ Nach einer Notiz Reiffensteins vom Juni 1858 war „neben“ dieser Hausthüre eine „Inscription links im Thürpfosten eingehauen“. Heute konnte keine Spur mehr davon entdeckt werden. Dieselbe war schon für Reiffenstein von zweifelhafter Deutung und wurde von Dr. Jost gelesen: „D. H. H. oder C oder etwa D. H. J.“ Darunter waren „Figuren“, die „vielleicht Beile bedeuten“ konnten. Eine Bleistiftskizze davon findet sich in Reiffensteins Sammlung.

wagrechte Einschnitte sehr massvoll belebt. In besonderer Form, pyramidenförmig geschweift mit glatten Füllungsflächen, sind dagegen die Eckkragsteine entwickelt. Unter demjenigen des Grossen Engels kauert ein kleines männliches Figürchen, welches bei seiner

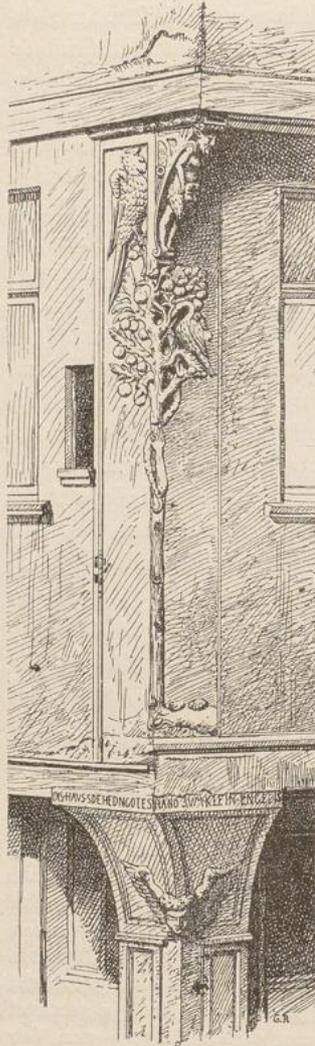


Fig. 87. Kleiner Engel; geschnitzter Eckpfosten im I. Obergeschosse.

Winzigkeit (vgl. Fig. 86) nicht gut als Träger des schweren Kragsteines aufgefasst werden kann; der Eckkragstein am Kleinen Engel ist dagegen etwas schwerfällig gerathen, da ihm die untere Zuspitzung fehlt (Fig. 87). Er besitzt kein Kopfgesims, sondern dafür nur eine einfache Platte, welche die Inschrift trägt:

DIS·HAVS·SDEHEDN GOTES|HAND·ZVM·KLEIN·ENGEL·IS|T·ES·GENANT.¹⁾ Die beiden letzten Worte sind auf unserer Abbildung nicht sichtbar, da sie auf der senkrecht zur Fassade stehenden Seite angebracht sind. Am Untertheil des Steines sitzt über Eck ein geflügelter Engelskopf.

Im Gegensatz zu dieser im Uebergangsstile erscheinenden Steinarchitektur, deren Einzelheiten wenig kräftig, fast zu zart gegeben sind, stellen sich die Holztheile des Gebäudes in einer Formgebung von eigenthümlichem, kraftvollerem Gepräge dar. Dies ist vorerst an den freiliegenden Knaggen, dem unteren Theile des Erkers und an einem geschnitzten Eckpfosten am Kleinen Engel zu erkennen, denn leider sind heute die übrigen Verzierungen an den Gurtgesimsen, den Fenstereinfassungen und dem Fachwerke unter Verbretterung und Putz und am Römerberge unter dem alle drei Obergeschosse bedeckenden Schieferbelage verborgen.

Der reich mit figürlichem und ornamentalem Schmucke versehene, geschnitzte Untertheil des Erkers, welcher, konstruktiv in sehr freier Weise, ohne grösseren Zusammenhang mit seiner Umgebung sich vor zwei Fenster des Zwischengeschosse legt, dieselben quer durchschneidend, wird an der Vorderseite durch vier profilierte Holzstreben getragen und eingetheilt, welche mit Löwentatzen als Endigung auf dem Gurtgesimse aufstehen; während aber der Uebergang von der Tatze in den Balken durch ein längliches, aufsteigendes

¹⁾ Bei Horne, Frankfurter Inschriften (Frankfurt 1897) Seite 33 ist dieser Spruch unrichtigerweise zweizeilig abgedruckt; dabei die falsche Lesung „SDEHET IN“

Akanthusblatt seine Vermittlung findet, fehlt eine solche an dem oberen Ende des Balkens, wo, ohne sonderlich als Kapital zu wirken, eine Maske mehr dekorativ angebracht ist. Diese vier unter einander verschiedenen Köpfe, derb und frisch in der Form, allenthalben noch die Spuren des keck geführten Schnitzmessers zeigend, sind Vertreter einer phantasiereichen, echten Volkskunst, die mit dem wachsenden Einflusse der italienischen Renaissance in Folge der allmählichen Verfeinerung der Einzelheiten für immer aus Frankfurt verschwand. Besonders bemerkenswerth sind die beiden Eckköpfe, von welchen der auf der rechten Seite lebhaft an den Nussknacker des Volksmärchens erinnert: bei beiden versteckt sich hinter den grimmigen Zügen ein gutmüthiges Lächeln. In dem Mittelfelde des Erkers befindet sich die etwa halblebensgrosse Figur eines Engels, welcher mit weit ausgebreiteten Flügeln, in langem, faltigen, schleppenden Gewande aus einem thorartigen, rundbogig geschlossenen, von Rustikapfeilern gebildeten Aufbau hervorschreitet und mit beiden Armen ein grosses, vielfach gewundenes Spruchband hält, welches über seinen Kopf hinweg geschlungen ist. Die Inschrift des Bandes ist indessen in so naturalistischer Weise wiedergegeben, dass sie auch unter den Windungen desselben fortgesetzt gedacht ist, also nicht im Zusammenhange gelesen werden kann, und nur einzelne Wörter und Bruchstücke von solchen zum Vorschein kommen. Deutlich lesbar sind auf dem links aufsteigenden Stücke am Oberarm des Engels die Worte „IN GOTES“ und daran anschliessend auf dem wagrecht laufenden Stücke über dem Kopfe „HANDT“. Vielleicht dürfen wir mit Beziehung auf die oben erwähnte Inschrift am Eckkragsteine des Kleinen Engel den Spruch ergänzen: Dies Haus stehet in Gottes Hand, zum Grossen Engel ist es genannt. Zu Füssen des Engels befinden sich zwei Wappenschilder; auf dem rechten sieht man erhaben geschnitzt drei Kleeblätter, auf dem linken einen wagrechten Balken und im oberen Felde zwei Hämmer, im unteren einen Hammer.¹⁾ Zu Häupten des Engels dicht über dem Rundbogen ist eine kleine längliche Tafel angebracht mit der Bibelstelle: BEATI OES | OVI TIMENT | DNM · PSAL·1·2·2·²⁾ Hier ist dem Holzschnitzer in der Bezeichnung des Psalms ein Versehen unterlaufen, da die wiedergegebene Stelle den Anfang des ersten Verses vom 127. (nach der Vulgata), nicht vom 122. Psalm bildet. Noch zwei andere Inschriften biblischen Inhaltes finden sich am Grossen Engel; nämlich die eine ebenfalls am Untertheile des Erkers auf der linken, nach dem Markte zu gekehrten Schmalseite. Unter einem in halber Figur wiedergegebenen Engel, welcher mit beiden Händen ein geöffnetes Buch hält, ist auf einem Täfelchen eingeschnitten: APOCALIP | CAPIT XIII.³⁾ Ob hiermit der Engel gemeint ist, der nach Apocal. 14, V. 6—7 mitten durch den

¹⁾ Beide Wappen konnten nicht bestimmt werden.

²⁾ Bei Horne (S. 35) ist diese Zeile in der unrichtigen Lesart: „DUM Psal. 12, 2.“ abgedruckt.

³⁾ Diese Inschrift liest Horne fälschlich „APOCALYPSE CAP. X....“. Die oben wiedergegebenen vier senkrechten Striche in der Zahl XIII sind vollkommen deutlich erhalten.

Himmel fliegt mit dem Evangelium und allen Menschen predigt: „timete dominum et date illi honorem“, oder ob, entsprechend dem Wort aus Psalm 127, damit lediglich an die himmlischen Stimmen in V. 13 erinnert werden soll: „beati mortui, qui in domino moriuntur“, bleibt zweifelhaft; eine Beziehung auf die religiösen Streitigkeiten jener Zeit lässt sich aus dem Kap. 14 der Offenbarung nicht herleiten. Die dritte, längere Inschrift ist an der nach dem Markte gerichteten Seite auf dem Schalbrette zwischen dem ersten Obergeschosse und dem Zwischengeschosse angebracht; es ist aus den Sprüchen Salomonis, Kapitel 6, Vers 16 und 17: SEX SVNT QVAE ODIT DOMINVS ET SEPTIMVM DETESTATVR ANIMA EIVS OCVLOS SUBLIMES LINGVAM MENDACEM MANUS EFFVNDENTES. Da die beiden letzten Worte des 17. Verses, nach der Vul-

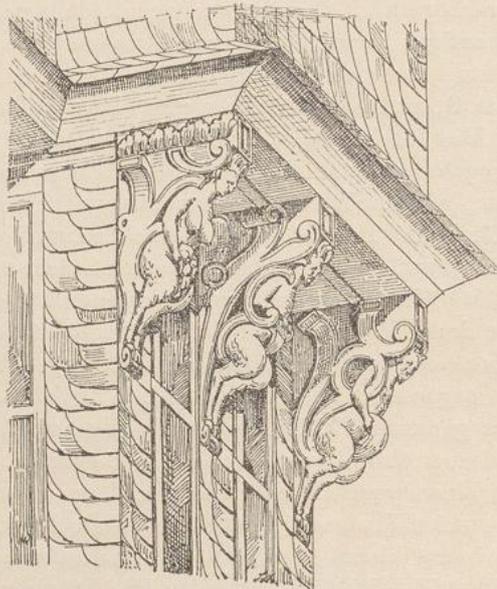


Fig. 88. Grosser Engel; Knaggen am Erker unter dem II. Obergeschosse.

gata: „innoxium sanguinem“, hier fehlen und das Wort „effundentes“ dicht an der Ecke nach dem Römerberg abschliesst, das entsprechende Schalbrett nach der Seite des Römerbergs jedoch heute unter einer im Winkel vorspringenden Verschalung verborgen ist, so dürfen wir mit Sicherheit vermuthen, dass der Spruch, einschliesslich der Verse 18 und 19, um den Erker herum sich fortsetzt.¹⁾

Die rechte Schmalseite des Untertheiles des Erkers enthält in der oberen Hälfte die Darstellung eines Engels, welcher in der Linken eine Waage und in der Rechten

¹⁾ Schon Reiffenstein hat in dem handschriftlichen Texte zu seiner Sammlung diese durchaus berechtigte Vermuthung ausgesprochen. Mit Bezug darauf schliesst sich Horne (S. 34) dieser Ansicht nicht an, da an der betreffenden Stelle „der Schiefer bedeutend höher liegt“. „Die unterhalb desselben befindliche, zur Fortsetzung sehr geeignete Stelle ist unbenutzt gelassen, was in der That verwunderlich ist“. Horne hat hier die bautechnische Bedeutung dieser Art von Verschalung, welche später mit dem übrigen Schieferbeschlage der Seite am Römerberge hinzugefügt wurde, völlig übersehen. Die „zur Fortsetzung sehr geeignete Stelle“ wäre das untere, schrägste Schalbrett; der Querschnitt der Verschalung (vgl. auch Fig. 86) zeigt, wie das Regenwasser von der senkrechten Stirnfläche abgeleitet wird.



die drei am Erker (Fig. 88) mit Bocksfüssen stehen ihrer Körperbildung nach zwischen Satyr und Teufel und sind in das metallstreifenartige Ornament der Seitentheile eingezwängt. In dieser Form sind noch zahlreiche fast gleiche Beispiele in Alt-Frankfurt vorhanden. Von ganz eigenthümlicher, sich nicht an einem anderen Baudenkmale wiederholender Gestaltung sind dagegen die anderen Knaggenfiguren. Sie winden sich nicht durch die Verzierungen hindurch, sondern sind frei und gerade aufgestellt. Einige davon tragen ein langes Federkleid, andere einen langen Kittel, alle aber sind mit einer mächtigen Zipfelmütze bedeckt und mit einem dicken Knüttel bewaffnet. Die Gesichter dieser Unholde, ohne jede antikitalienischen Anklänge, lassen an seltsamen Verzerrungen, welche immer in ein gröbliches Lachen zusammenfließen, nichts zu wünschen übrig. Vom Alter geschwärzt, etwas hoch über der Strasse und von kleinem Maasstabe, entziehen sich leider diese für die einheimische Plastik höchst wichtigen Gebilde, in welchen wir, wie in den Masken am Erker, die Ueberreste einer rein deutschen Volkskunst erkennen dürfen, der allgemeinen Beachtung. Dass viele Schnitzereien noch unter dem Putze verborgen sind, zeigen die zur Hälfte bloss liegenden Pfosten unter zwei Knaggen auf der Marktseite. In flachem Relief ist links eine nackte menschliche Figur von absonderlichen Formen, rechts ein sitzender Affe dargestellt. Eine Holzskulptur am Eckpfosten des ersten Obergeschosses am Kleinen Engel, die Darstellung Adam und Eva's im Paradiese, wurde im Frühjahr 1878 auf Anordnung des Hauseigenthümers, welchem die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden für die in völliger Nacktheit erscheinenden ersten Menschenkinder lästig war, mit einer Putzschiicht überdeckt. Nur der Apfelbaum, in dessen Laubwerk zwei phantastische Vögel die Thierwelt des Paradieses vertreten und aus welchem die Schlange mit dem Apfel im Maule hervorschaut, blieb frei, ebenso von der Figur des Adam der nach dem Apfel ausgestreckte Arm am Stamme des Baumes und die beiden Fussspitzen (Fig. 87)¹⁾. Die über dem Relief stehende

¹⁾ Der Druck dieses Bogens war schon vollendet, als soeben, Anfang Mai 1900, bei Gelegenheit eines Neuanstriches, das Holzbild wieder frei gelegt wurde. Es zeigte zahlreiche Beschädigungen, welche 1878, als zum Festhalten der Putzschiicht ein Drahtnetz aufgenagelt wurde, durch Abhacken verursacht wurden. Diese Wunden erfuhren jetzt leider keine fachgemässe Behandlung durch den Holzbildhauer, sondern wurden ohne Rücksicht auf die Feinheit der Formen mit Kitt ausgeschmirt; das Ganze erhielt darauf einen Anstrich von rothbrauner Oelfarbe. Beide Figuren (auf Fig. 87 nach obiger Angabe noch nicht sichtbar: die Originalzeichnung zu dem Cliché entstand im Winter 1899/1900) sind von schlichter Auffassung; was die Komposition betrifft, so wusste der Künstler mit den bescheidensten Mitteln an Raum und Bewegungsmotiven auf den beiden schmalen Flächen des Pfostens auszukommen. Der Eckpfosten des II. Obergeschosses wurde jetzt ebenfalls vom Putze befreit; er ist mit vortrefflich stilisirtem Laubwerke geschmückt. Bei der dem Anstriche vorhergehenden Reinigung des Hauses kam auch am Eckkragsteine des Kleinen Engels an der Marktseite unterhalb der Inschrift die Jahreszahl 1562 zum Vorschein; hiermit wird die auf S. 103 oben u. Anm. 1 gegebene Datierung nochmals bekräftigt.

Knaggenfigur, welche eine Maske im Schoosse hält, gehört der Form nach zu denjenigen des Erkers. Der in demselben Stockwerke liegende Eckpfosten am Grossen Engel tritt nur auf der nach dem Markte gelegenen Seite theilweise unter dem Putze hervor und zeigt eine von einer Trommel und einer Harfe ausgefüllte Fläche; darüber läuft zwischen dem ersten und zweiten Obergeschosse ein mit einem Triglyphenfries verziertes Schalbrett; in den länglichen Metopenfeldern sitzen unter einander verschiedene Masken mit seitlichem Rollwerke. Zwischen dem zweiten und dritten

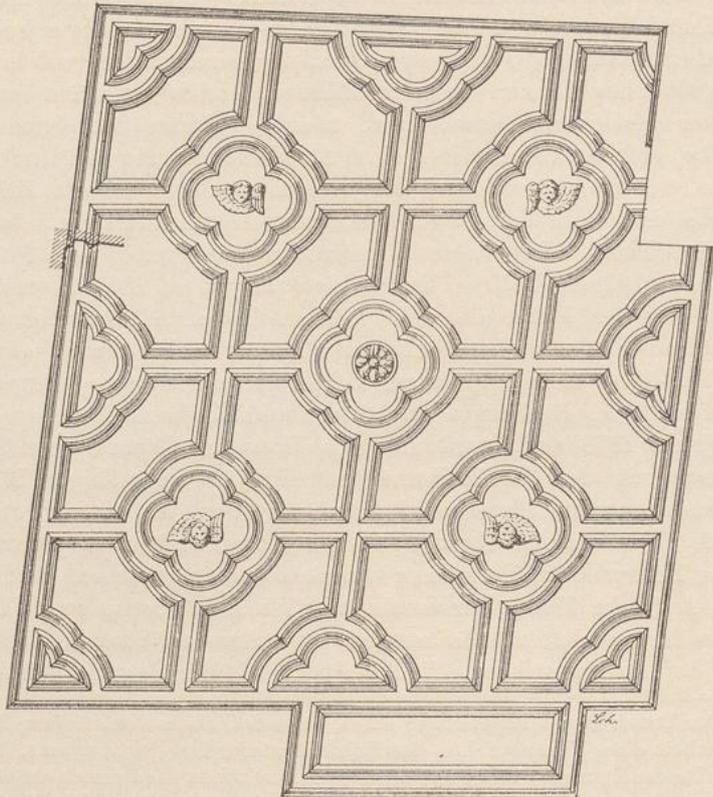
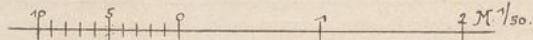


Fig. 89. Grosser Engel; Stuckdecke im II. Obergeschos.



Obergeschosse, ferner dem letzteren und dem Dachgeschosse sind ebenfalls Schalbretter von reicher Profilierung erhalten; das erstgenannte setzt sich am Kleinen Engel noch fort.

Eine freiere Ornamentik tritt nur am Erker auf. Die Ausfüllung der schmalen Seitenfelder der Vorderfläche des Untersatzes ist dadurch gelöst, dass Vögel, Fruchtkörbe, Früchte und ganz unten Rollwerk in Massen, welche durch die wagrecht laufenden Fugen der Füllbretter begrenzt werden, über einander gereiht sind. Als besonders schöner, ornamentaler

Gedanke muss die Darstellung eines kleinen Krahn, an dessen Winde ein Fruchtbündel herabhängt, bezeichnet werden. Die Schmalseiten wiederholen ähnliche Motive, auch ist auf jeder derselben die Nachbildung des Thores der Vorderseite in verkleinertem Maassstabe. Die Form dieses Thores mit den abwechselnd glatten und den kräftigen Rustika-Quadern erinnert lebhaft an die Thorbauten der damaligen holländischen Festungsarchitektur: ob darin vielleicht ein Hinweis auf die Herkunft des uns unbekanntes Künstlers zu suchen ist, mag hier im Hinblicke auf die um jene Zeit beginnende Einwanderung von Niederländischen Familien nur vermuthet werden.

Sehr fraglich erscheint es, wenn wir den Gegenstand der figürlichen Schnitzereien im Zusammenhange beurtheilen wollen, ob der Künstler die Absicht hatte, die himmlischen Mächte im Gegensatze zu den höllischen erscheinen zu lassen, da er sonst eine solche Symbolik deutlicher durchgeführt hätte. Der schon bestehende Hausname war naturgemäss der Anlass zur Anbringung der Engelsfiguren, die Verwendung von phantastischen Gestalten zum Schmucke der tragenden Bauglieder damals allgemein beliebt.

Von der ursprünglichen inneren Ausstattung des Doppelhauses ist im Grossen Engel nur eine Thüre, welche den Treppenlauf zum oberen Dachgeschosse abschliesst, mit gothischem, einfachen Beschlage und eine Decke im zweiten Obergeschosse (Fig. 89) übrig geblieben; letztere zeigt ein geometrisches Muster in Stuckleisten mit Engelsköpfchen.

GOLDENE WAAGE.

Archivalische Quellen: Hausurkunden im Stadtarchiv I; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum; Pläne des Bau-Amtes.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung III; Frankfurter Konversationsblatt 1863 Nr. 133 und 134; Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden S. 179; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 62; Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. S. 522; Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance S. 437.

Das Haus zur Goldenen Waage an dem westlichen Eck des Alten Marktes und der Höllgasse (Markt 5; Lit. M. Nr. 196) führte im Mittelalter den Namen zu dem Colmann und wird unter dieser Bezeichnung zuerst 1323 erwähnt; es führte seinen Namen wohl nach früheren Besitzern, die zünftig waren und welchen auch die Höllgasse ihren früheren Namen Colmannsgasse verdankt. Auf dem Boden des jetzigen Hauses standen früher zwei Häuser, zum Colmann und zur alten Hölle; ersteres war das Eckhaus; die Vereinigung geschah im Anfang des XV. Jahrhunderts, wie aus den Zinsbüchern des Bartholomaeus-Stiftes hervorgeht. Den Namen zur Goldenen Waage erhielt das Haus erst im Laufe des XVI. Jahrhunderts.

Aus der mittelalterlichen Geschichte des Hauses ist nur bekannt, dass in ihm um 1450 eine Trinkstuben-Gesellschaft ihren Sitz hatte. Auch die spätere Geschichte des Hauses bietet nichts Bemerkenswerthes; wir kennen nur die Reihe der Besitzer von 1566 ab, die alle dem Frankfurter Grosshandel angehörten. Der schöne, noch heute erhaltene Renaissance-Bau ist nach der Jahreszahl auf der Wetterfahne des Altänochens 1624 errichtet; auf einem Ofenstein soll sich (1863) die Jahreszahl 1619 gefunden haben. In den Jahren 1605—1638 erscheinen als Besitzer Abraham Hammer (auch Hamer, Hamel, Hammel) und dessen Erben. Hammer, welcher

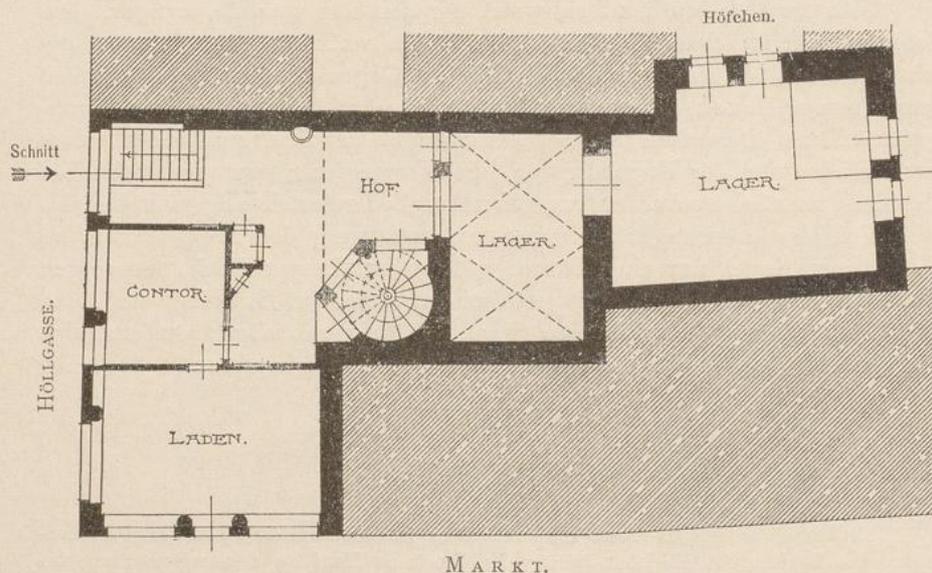
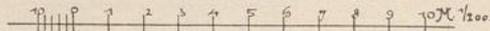


Fig. 90. Goldene Waage; Grundriss des Erdgeschosses.



1591 als Handelsmann von Sittard bei Aachen eingewandert war, hat den Neubau errichten lassen; das Wappen links (vom Beschauer) über der Hausthüre ist Hammers Wappen und entspricht seinem Siegel, das Wappen rechts ist das seiner Frau, deren Namen sich noch nicht hat feststellen lassen.

Am 5. März 1638 verkauften Hammers Erben die Goldene Waage an den Handelsmann Wilhelm Sonnemann für 8500 Gulden. Die späteren Besitzer waren Angehörige der Familie Barkhaus (1665—1699), Grimmeisen (1699—1748), von der Lahr (1748—1862), Osterrieth, Scheld. Im Jahre 1899 wurde das prächtige Haus von der Stadt für 98,000 Mark angekauft, um seine Erhaltung für kommende Zeiten zu sichern.

Die Goldene Waage liegt mit einem Vorderflügel in der alten Krönungsstrasse, dem Markte, Ecke der Höllgasse, während der hintere Flügel, durch den Treppenthurm damit verbunden, sich zwischen die westlich gelegenen Nachbarhäuser einschiebt (Fig. 90 und 91). Dem

gemäss ist im Aeusseren nur dem Vorderflügel eine zusammenhängende architektonische Durchbildung zu Theil geworden: über dem aus rothem Mainsandsteine massiv errichteten Erdgeschosse erheben sich zwei weit überhängende Obergeschosse von Fachwerk, jetzt verputzt; das Sattel-

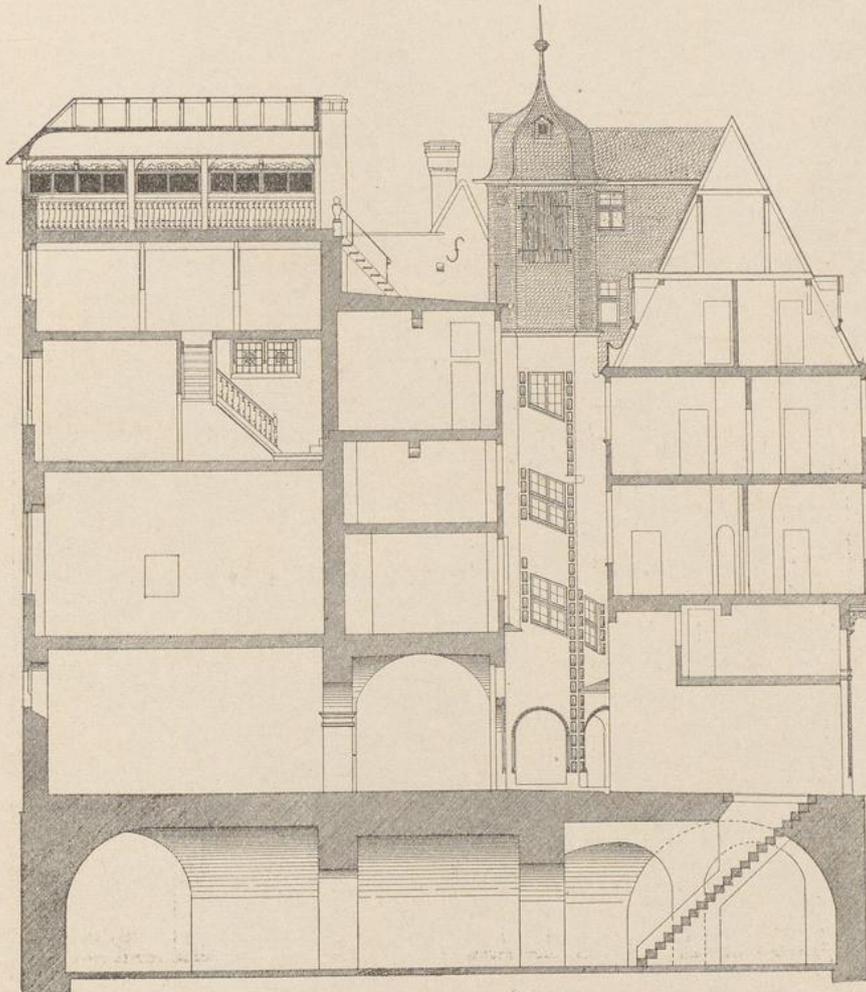
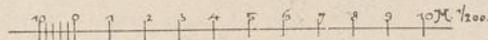


Fig. 91. Goldene Waage; Schnitt.



dach ist zweigeschossig und richtet seinen Giebel, dessen Seiten einfach geschwungen sind, nach dem Markte (Fig. 92). Letzterer war bisher, ebenso wie das Dach, verschiefert; im Herbste 1899 wurde der Schieferbelag, als Vorarbeit zur Anfertigung der Wiederherstellungsentwürfe, theilweise entfernt und es kam darunter das alte Fachwerk und kräftig

geschnitzte Ornamente an den Seitentheilen zum Vorschein (dieser Zustand ist auf unserer gleichzeitig aufgenommenen Abbildung sichtbar).

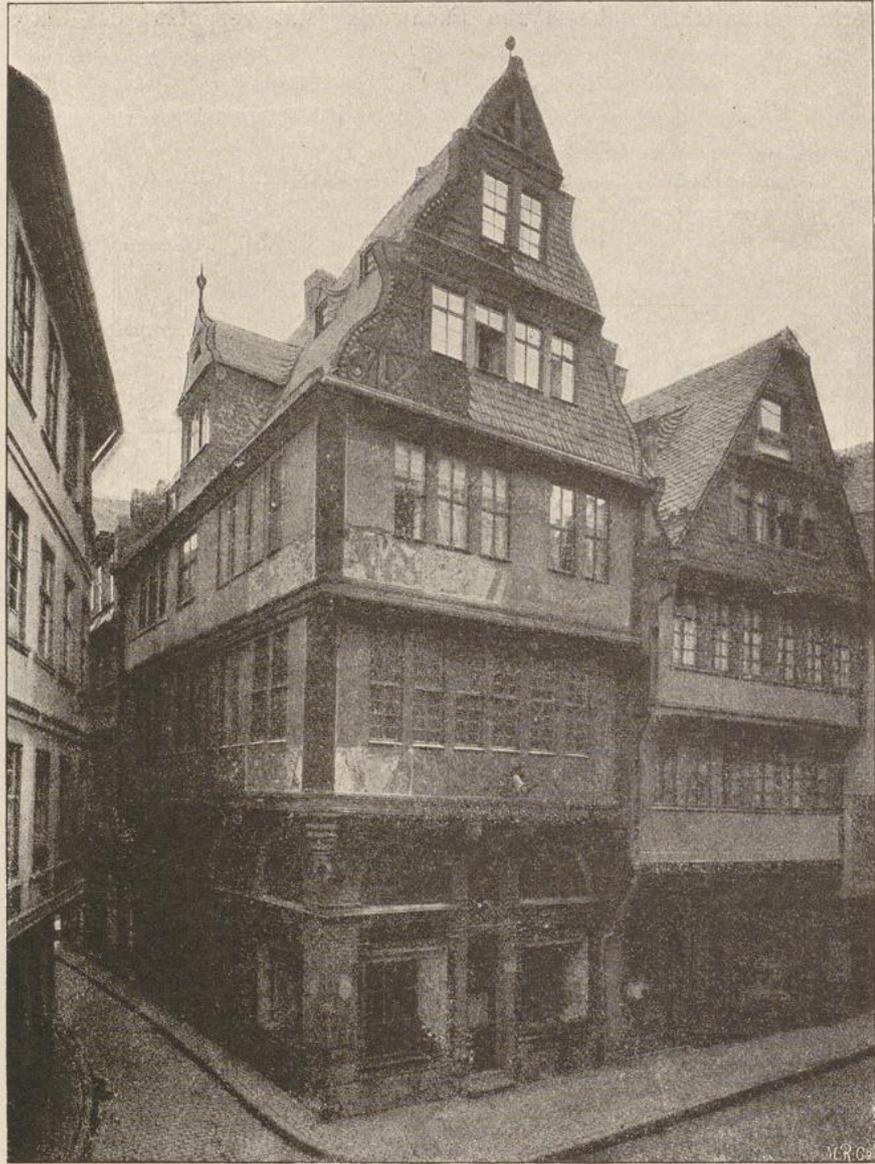


Fig. 92. Goldene Waage; Ansicht.

Das Erdgeschoss des Vorderbaues war ursprünglich ein einziger, bis zum Hausgange reichender Ladenraum; die Zwischenwände, welche auf dem nach Akten des Bau-Amtes gezeichneten Grundrisse sich befinden, stammen aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts und sind heute wieder

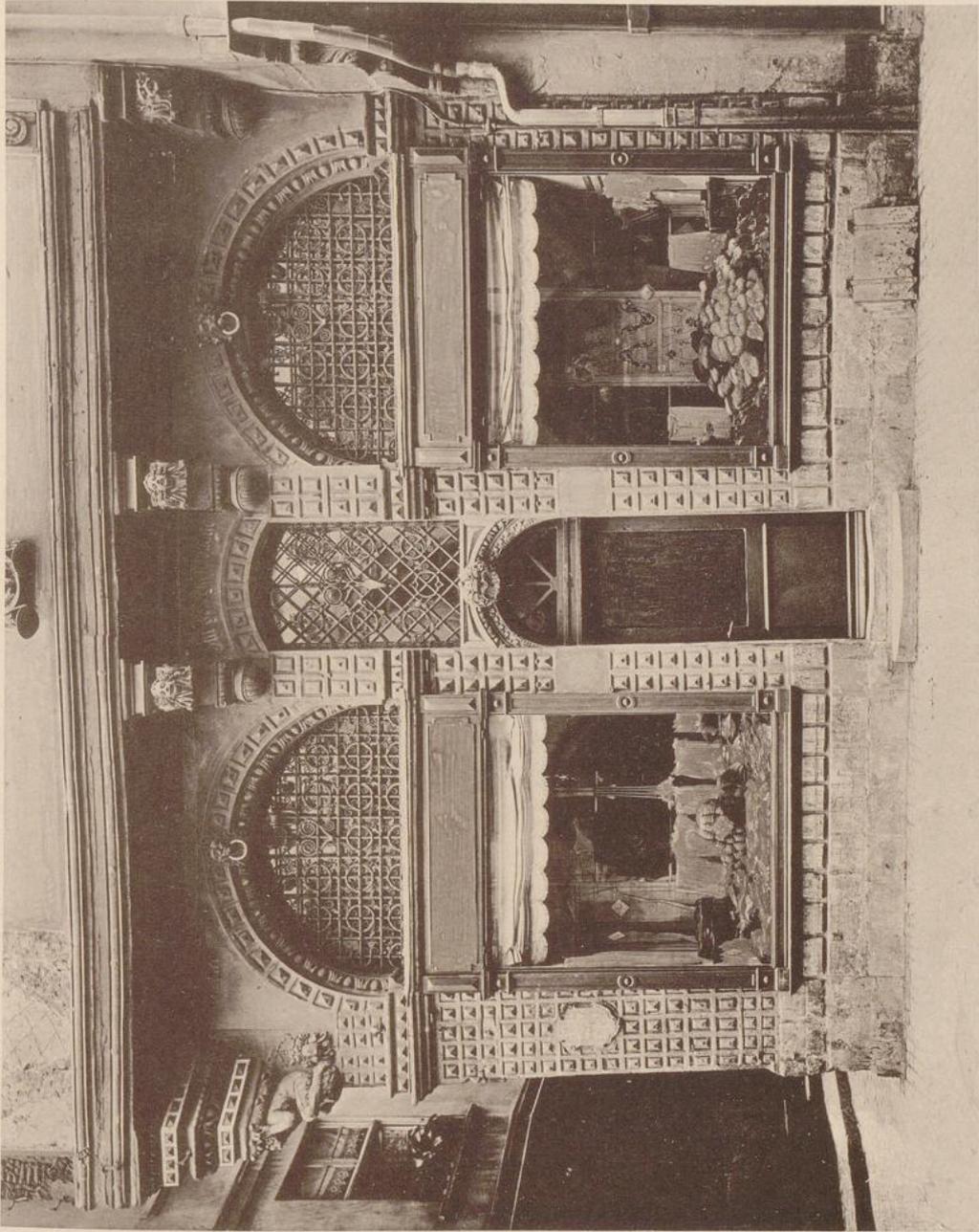


Fig. 93.

GOLDENE WAAGE; ANSICHT DES ERDGESCHOSSES.

entfernt. Die Decke ist in der nach dem Markte liegenden Hälfte noch im alten Zustande erhalten; beide Felder sind in geometrischem Muster mit Stuckleisten eingetheilt und tragen in der Mitte ein Medaillon, östlich mit einer weiblichen Figur, die eine Waage und ein Schwert, westlich mit einer solchen die ein Schlangenpaar in den Händen hält. Eine schlanke Säule aus rothem Sandstein, welche in der Nähe des Hausganges den Unterzug der Decke stützt, darf wohl der Erbauungszeit zugeschrieben werden, denn sie hat ein gedrücktes jonisches Kapitäl, wie es ähnlich an den Tragsteinen des Erdgeschosses vorkommt, und an dem Halse dieses Kapitäls Diamantbuckeln; eine Basis fehlt, der hohe Sockel ist glatt, in dem unteren Theile des Schaftes befindet sich ein Ring, aus dem ein flammenähnliches Ornament aufsteigt. Durchmesser und Höhe der Säule stimmen überein mit den Halbsäulen, welche glatt walzenförmig im Inneren vor die Fenstere Pfeiler gesetzt sind, und an denen ebenso wie an der Säule die ursprüngliche Gallerie befestigt war. Letztere hatte vom Treppenthurme aus einen Eingang. Eine glatte, gusseiserne Tragsäule neben der erwähnten steinernen ist erst in neuerer Zeit zur Unterstützung des Gebälkes aufgestellt worden.

Das Erdgeschoss zeigt in seinen schlanken Pfeilern, den Rundbogen und dem Sockel reichen Schmuck von Diamantquadern (Fig. 93). Bemerkenswerth ist, dass an der Vorderseite das System der Rundbogen nicht unbehindert zur Entwicklung kommt, wie etwa an dem um 1600 entstandenen Salzhause (vgl. Bd. II, Fig. 268), sondern dass die Rundbogen sich mit den mittleren Pfeilern verschneiden, während das äussere Ende frei ausgebildet ist. Das stark vorspringende Kämpfergesims hat (wie am Salzhause) einen von einer Reihe Diamantbuckeln mit abschliessendem Viertelstabe gebildeten Aufsatz; die Gliederung des Bogens, dessen Schlussstein eine Löwenmaske trägt, durch Diamantschnitt und Eierstab, ist auf kräftige, dekorative Wirkung berechnet: ein sicheres Anzeichen der späten deutschen Renaissance. In den halbkreisförmigen Oberlichtern sitzen prachtvolle Eisengitter von Rundstäben, mit eingesteckten Ringen und herzförmigen Verzierungen. Die Schaufenster, welche jetzt durch neuzeitliche davor gesetzte Ladenerker entstellt sind, waren früher aussen mit Holzwänden verschlossen, deren schmale Läden nach der Seite zusammengeklappt werden konnten.¹⁾ Die Eingangsthüre befindet sich in der Mitte am Markte; auf ihrem rundbogigen, tiefer als das Kämpfergesims liegenden Sturze ist das oben erwähnte Doppelwappen²⁾, mit einem wachsenden Widder als Kleinod, angebracht. Das darüber liegende Ober-

¹⁾ Eine gute Abbildung davon in Reiffensteins Sammlung; ein Laden wird im Historischen Museum aufbewahrt.

²⁾ Auf dem linken Schilde sieht man eine Hausmarke mit drei Querstrichen und einem senkrechten Pfeile, darunter in dem herzförmigen unteren Theile die Buchstaben V H.; das rechte Schild enthält im unteren Felde drei nach unten hängende getrennte Aehren, über dem Balken die Buchstaben A V L.

fenster wird von einem in der Scheitelhöhe der seitlichen Bogen angeordneten Segmentbogen überdeckt. Von den sieben in der Hauptform gleichen Tragsteinen (nur die Masken sind verschieden behandelt) gibt Fig. 94 ein Beispiel.¹⁾ Der mächtige, reich gegliederte Tragstein am Eck wird von einer schön gemeisselten, hockenden männlichen Figur, zu deren Seiten Fruchtgehänge angeheftet sind, getragen (Fig. 95); vermuthlich war er, ebenso wie die anderen Tragsteine, mit Farbenschmuck versehen.

In beiden Obergeschossen sind die Balkenköpfe durch reich profilierte Schalbretter verkleidet. Bei einer im Jahre 1890 vorgenommenen Wiederherstellung des Hauses wurden die geschnitzten Pfosten am Eck (Fig. 96 und 97) und an der Brandmauer am Markte von dem überdeckenden Putze

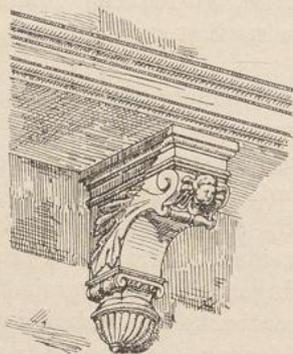


Fig. 94. Goldene Waage; Kragstein unter dem ersten Obergeschosse.

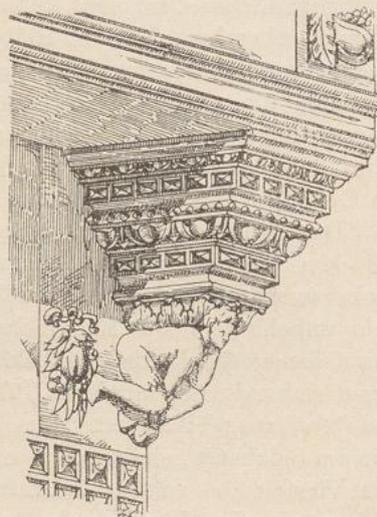


Fig. 95. Goldene Waage; Kragstein am Eck.

wieder befreit. Ihre Verzierungen sind etwas schwerfälliger Form und werden von akantusähnlichen Ranken mit Blattwerk und Früchten, ferner von figürlichen Reliefs in Verbindung mit der Waage gebildet; an der Vorderseite des unteren Eckpfostens ist die Opferung Isaaks wiedergegeben: im Hinblick auf den darüber schwebenden Engelskopf und die Waagschale dürfen wir wohl eine symbolische Darstellung der göttlichen Gerechtigkeit erblicken. Das zweite Obergeschoss hängt nur nach dem Markte zu über und wird hier von vier geschnitzten figürlichen Knaggen von ziemlich plumpen Einzelheiten getragen (diejenige am Eckpfosten ist auf Fig. 96 sichtbar).

Die grosse Eingangsthüre zum Hofe liegt unter dem südlichen Rundbogen an der Höllgasse; oberhalb derselben, mit dem Fussboden in Kämpferhöhe, befindet sich ein kleines Zwischengeschoss, welches durch

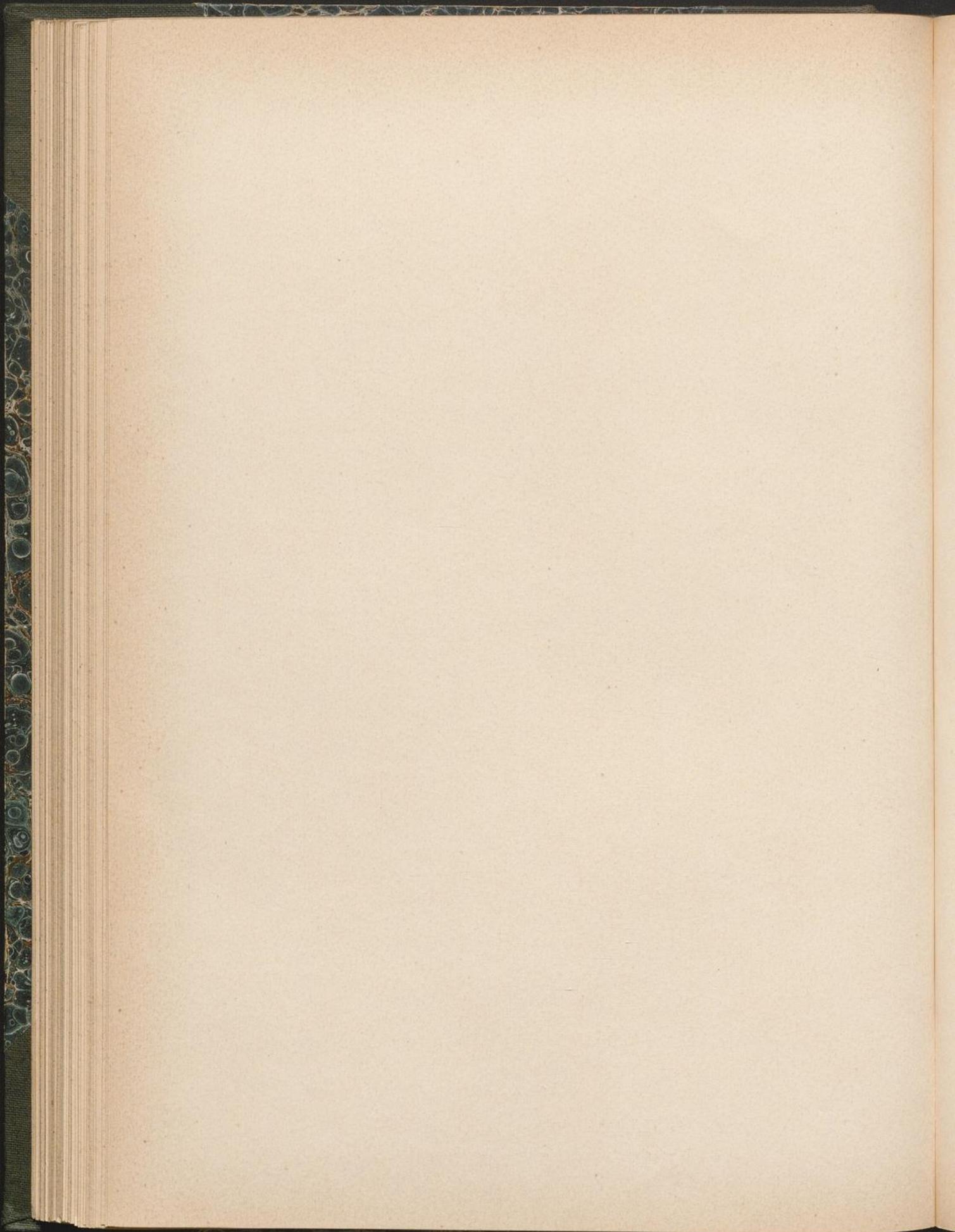
¹⁾ Trotzdem daran das jonische Kapitäl etwas gewaltsam verwendet ist, können wir uns doch der Meinung Lübkes, dieselben seien von „hässlicher Gesammtform“ nicht anschliessen.



Fig. 93a.

GOLDENE WAAGE; ANSICHT.

(Nach der Wiederherstellung durch den Architekten FRANZ VON HOVEN.)



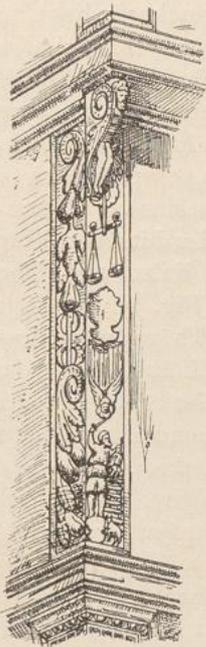


Fig. 96. Goldene Waage;
Eckpfosten am I. Obergeschoße.

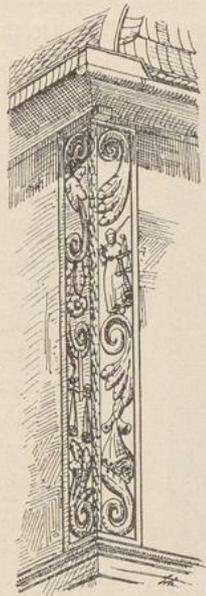


Fig. 97. Goldene Waage;
Eckpfosten am II. Obergeschoße.

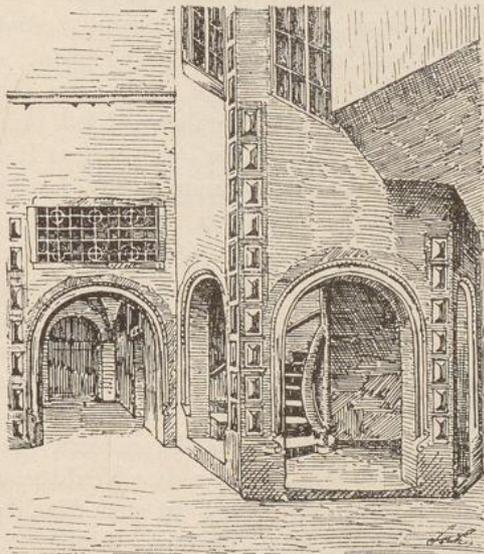


Fig. 98. Goldene Waage; Ansicht des Hofes.

file mit Perlstab, welches von kleinen, aufwärts gekehrten Konsolen seitlich abgefangen wird, eingefasst (Fig. 100). Unter der Bank läuft die

eine Thüre mit der Gallerie des Ladens in Verbindung steht (vgl. Fig. 91). Dicht hinter dem Thore liegt der Eingang in den Keller, welcher, mit Tonnen überdeckt, sich unter der ganzen Liegenschaft hinzieht und zwei grosse, in Basalt gefasste Zisternen besitzt. Der fünfseitige, durch die Obergeschoße massiv aufsteigende Treppenthurm ist im Erdgeschoße mit drei rundbogigen Oeffnungen durchbrochen (Fig. 91 und 98); seine Ecken sind stellenweise mit Diamantquadern eingefasst. Das oberste hölzerne Geschoss ist mit Schieferbeschlag versehen und wird durch eine schön geschwungene Haube abgeschlossen (Fig. 99). Die bequeme Wendeltreppe ist bis zum Dachgeschoße massiv aus Sandstein; von da an führt sie mit Holzstufen und Holzspindel nach der Plattform des Daches. Sehr beachtenswerth ist die meisterhafte Konstruktion der reich profilierten Steinspindel, die sich in freier Schwingung, nach Maassgabe einer gedachten cylindrischen Ebene, emporwindet. An den Doppelpfeilern steigt Sturz und Bank schräg an; im Inneren sind dieselben mit Stichbogen überdeckt und von einem herumlaufenden Profile

tiefgekehlte steinerne Handleiste. Im obersten Thurmgeschosse liegt, nach dem Hofe zu mit hölzernen Läden verschlossen, eine grosse Aufzugsöffnung mit nach innen drehbarem Balken; dahinter steht noch wohl erhalten die alte hölzerne Seilwinde.

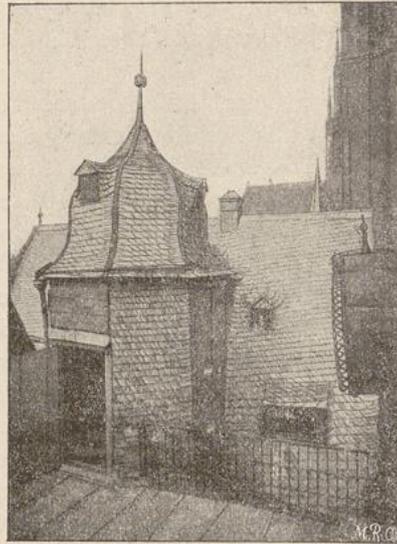


Fig. 99. Goldene Waage; Abschluss des Treppenthurmes.

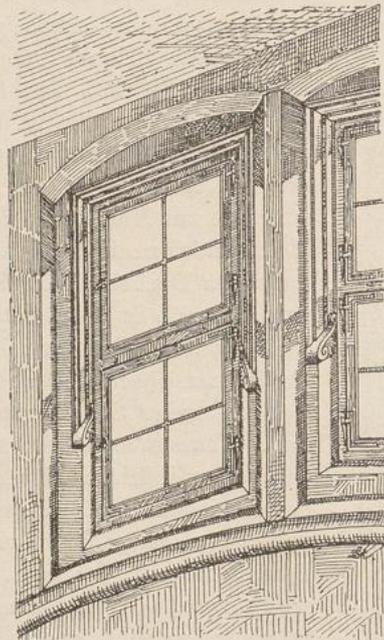


Fig. 100. Goldene Waage; Treppenfenster.

Die beiden, ursprünglich zum Waarenlager bestimmten Hallen des Erdgeschosses des hinteren Flügels haben im Hofe links vom Thurm ihren Eingang (Fig. 98); er ist mit einer eisernen Thüre verschlossen, welche, bei der Einfachheit des durch aufgelegte Bänder gebildeten geometrischen Flächenmusters doch von vorzüglicher, reicher Wirkung ist. In sinnvoller Weise ist der schön gearbeitete Klopfferring befestigt (Fig. 101 und Fig. 102). Die vordere Halle, welche durch ein längliches vergittertes Fenster über der Thüre und ein solches links neben derselben ihr Licht erhält, ist mit zwei scharfgratigen Kreuzgewölben überdeckt; in der Nordwand befinden sich zwei steinerne Krippen, die aber (nach den Akten des Bau-Amtes) erst im Jahre 1833 eingesetzt wurden. In der hinteren Halle, welche ein Tonnengewölbe hat und mit der vorderen durch eine halbrund überdeckte Oeffnung mit einfachem Kämpfergesims und Schlussstein in Verbindung steht, erhebt sich in der südwestlichen Ecke ein kleiner, niedriger, innen tonnengewölbter Einbau, aussen mit der Jahreszahl 1577 bezeichnet. Derselbe gehörte vor dem Neubau der Goldenen Waage zu dem Nachbarhause Zur Grünen Linde und blieb später, wahrscheinlich wegen verwickelter Eigenthumsrechte, bestehen. Daneben führt eine kleine einfache Eisenthüre in ein etwa dreieinhalb Meter im Geviert messendes Höfchen, in dessen Mitte im Boden

ein kleines, jetzt verfallenes Sandsteinbecken für einen Springbrunnen liegt. Der an die Hauswand gelehnte Wasserbehälter ist noch vorhanden und ruht auf einem reichen, kaminartigen Konsolunterbau aus grauem Sandstein.

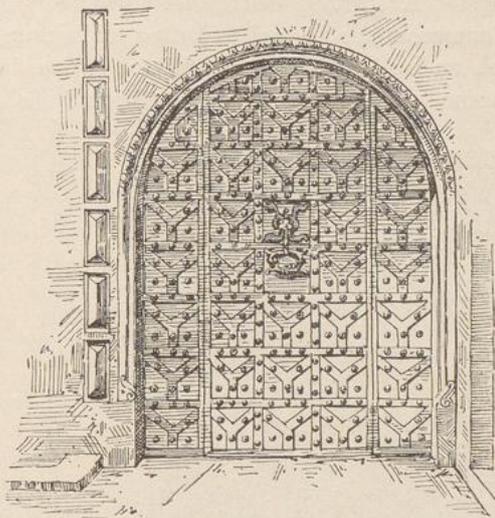


Fig. 101. Goldene Waage; Thüre im Hofe.

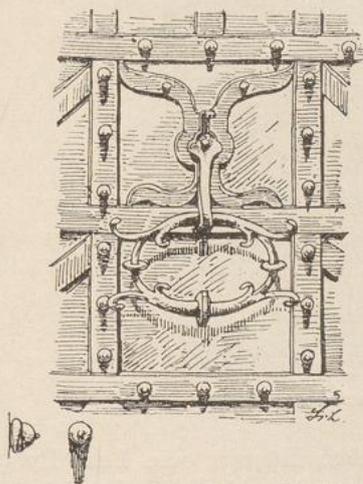


Fig. 102. Goldene Waage; Thürring.

Von der alten Ausstattung des Inneren ist im Laufe der Jahrhunderte nicht mehr viel übrig geblieben; einzelne, noch wohl erhaltene Stücke geben jedoch eine gute Vorstellung von der ehemaligen gediegenen Pracht der vornehmen Bürgerwohnung, die glücklicher Weise, ausser einigen leicht zu entfernenden Verschlagen, keine entstellenden Zusätze erfahren hat.

Vor Allem ist es eine ornamental und figürlich reich ausgestattete und in der Ausführung hervorragende Stuckdecke, welche im ersten Ober-

geschosse in dem am Markte gelegenen Zimmer unsere Aufmerksamkeit fesselt. Die Eintheilung des an der Marktseite 7,2 m und an der Höllgasse 5,4 m messenden Rechteckes ist sehr übersichtlich: im mittleren Theile liegen zwei grössere achteckige Felder, in den Ecken je ein kleineres länglich rundes, dazwischen ornamentale Füllungen, welche sich aus Rollwerk, Früchten, Musikinstrumenten, Vögeln und anderen Thieren, Engelsköpfchen und Putten zusammensetzen und in diesen Einzelformen eine erstaunliche Abwechslung aufweisen (Fig. 103). Ueber die ganze Decke ist in neuerer Zeit ein hellbrauner, lederähnlicher Ton gestrichen worden; ob dieselbe früher mit Vergoldungen oder farbiger Bemalung versehen war, liess sich nicht feststellen.

In den beiden Mittelfeldern sind Szenen aus der Geschichte Abrahams dargestellt. In dem nach der Höllgasse liegenden Felde erblicken wir die Opferung Isaaks. Abraham packt mit der Linken die Schulter des Knaben, der mit erhobenen Händen betend auf dem Scheiterhaufen kniet, in der Rechten hat er schon den Opferstahl ge-

schwungen, welchen ein aus einer Wolke herabschwebender Engel mit ausgestrecktem Arme aufhält. Aber die lebhafteste Gestaltungskraft des Künstlers wollte sich mit der Wiedergabe dieses den Höhepunkt des ganzen Vorganges bildenden Augenblickes nicht begnügen; in der den Hintergrund ausfüllenden, in sorgfältigster Abstufung des Reliefs gearbeiteten Berglandschaft, deren reicher Baumschmuck in meisterhafter Stilisierung ausgeführt ist, gibt er uns noch zu beiden Seiten der Mittelgruppe das Vor- und Nachspiel der Hauptszene. Links sehen wir Vater und Sohn



Fig. 103. Goldene Waage; Stuckdecke im ersten Obergeschosse.

auf dem Wege begriffen; Isaak, der auf dem Rücken eine Last Holz trägt, schreitet voraus. Rechts knieen beide vor dem Altare, auf welchem das Widderopfer emporflammt. Die dem Reliefstile so gefahrvolle Vermischung von Plastik und Linearperspektive ist hier mit grosser Sicherheit gehandhabt: während die Hauptfiguren fast rund über den Grund hervortreten, erscheinen die Nebenfiguren in zartem Relief und in einem Fünftel der Grösse der ersteren. Von vorzüglicher Behandlung und Durchführung sind die Bewegungsmotive; der Ausdruck der Köpfe ist

sicher getroffen und die Form überall fleissig ausgearbeitet. Hinter diesen Vorzügen steht die Wiedergabe der Körperverhältnisse, in welchen störende Schwankungen vorkommen, etwas zurück: die Arme sind nämlich zu lang gerathen und die Hände zu gross. Diese Merkmale der Eigenart des uns unbekanntes Künstlers zeigen sich am deutlichsten an diesem, daher zuerst besprochenen Relief und kehren auch auf allen übrigen, an der Decke dargestellten Szenen wieder. Gegenüber von Abrahams Glaubensprüfung nimmt die Verheissung von der Geburt Isaaks das zweite Mittelfeld ein. Während der Erzvater die drei Engel an einem Tische ehrerbietig bewirthe, lauscht Sarah, deren hohes Alter der Künstler in der Haltung des Körpers und durch magere, hässliche Gesichtszüge trefflich zum Ausdruck gebracht hat, an der Thür der Hütte; zwischen beiden Gruppen, die durch perspektivische Mittel auseinander gerückt sind, ist der geistige Zusammenhang in lebendiger Weise durch die Figur des auf der linken Seite stehenden Engels, welcher sich lebhaft zu Sarah hinwendet, hergestellt. Im Hintergrunde sieht man in weiter Ferne die drei Engel weiterziehen. Die Tracht der Figuren ist antikisierend, nicht etwa diejenige der deutschen Renaissance, welche damals noch für alle biblischen Darstellungen gebräuchlich war. Für letzteres ist in demselben Zimmer ein ausgezeichnetes Beispiel vorhanden in einem vortrefflich erhaltenen, niedrigen, grünen Kachelofen, der, an der Vorderseite auf einem reich verzierten konsolartigen Untersatze von grauem Sandstein sitzend, mit vier schönen, früher theilweise vergoldeten Reliefs geschmückt ist. In reicher architektonischer Umrahmung mit einer Fülle von phantastischen Renaissance-motiven erblicken wir auf dem einen die beiden Alten, unter einem Baume versteckt, die badende Susanna beobachtend, dann die Aufindung Mosis und zweimal, nach derselben Hohlform gebrannt, den die Stadthore von Gasa forttragenden Simson.

Die vier Eckfelder enthalten Szenen aus dem Buche Tobiae: an der Ecke der Höllgasse beginnend, die Erblindung des Tobi. Tobi liegt auf einem Strohlager vor seiner Hütte in tiefem Schlafe, über seinem Haupte sitzen im Dachgebälke die unheilbringenden Vögel. Die Szenen im Hintergrunde bedeuten: rechts, das Festmahl mit dem die Nachricht bringenden Sohne; in der Mitte, die Kleidung von Armen; links, die Beerdigung des Erschlagenen. Das nächstfolgende Feld ist der Komposition nach das beste: Der blinde Tobi, im Lehnstuhl sitzend, ist in zorniger Aufregung über Anna, welche mit dem geschenkten Ziegenböcklein vor ihm steht. Der qualvolle seelische Zustand Tobis, welcher unwillig beide Hände gegen die Brust drückt, ist vom Künstler mit Meisterschaft deutlich wiedergegeben; im Hintergrunde erhebt sich ein kleiner Seitenbau, in welchem man Anna Lohndienste verrichten sieht. Dann folgt die Absendung des jungen Tobias: Die Hauptfiguren sind hier die Eltern und der Engel Raphael, während Tobias, ganz rechts im Mittelgrunde, in jugendlicher Ungeduld schon vorausgeeilt zu sein scheint und vor dem

Hause stehend, sich wartend nach seinem Reisebegleiter umdreht. Dieser tauscht mit dem links sitzenden Tobi, schon zum Weggehen gewendet, einen letzten eiligen Händedruck, als wenn er damit nochmals den besorgten Eltern seine schützende Aufsicht über den unerfahrenen Jüngling geloben wolle; wiederum ein Beispiel für die grosse Begabung des Künstlers, den geistigen Inhalt des Vorganges erschöpfend dem Beschauer

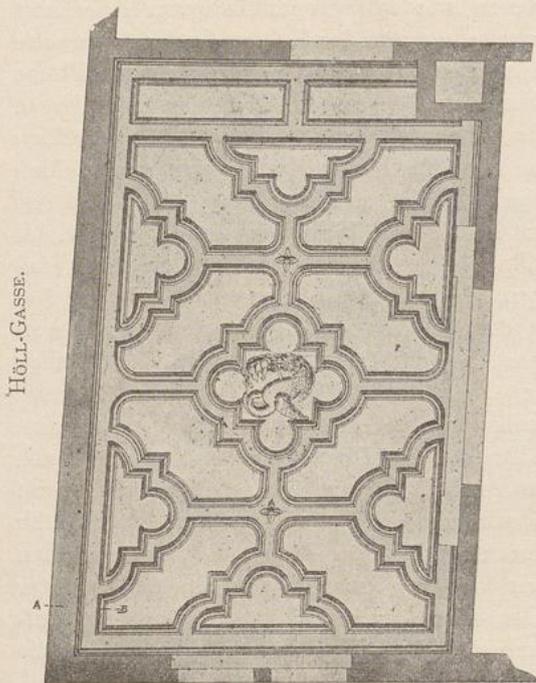


Fig. 104. Goldene Waage; Decke im II. Obergeschosse.
1/25 natürl. Grösse.

vorzuführen. Das letzte Feld enthält die Schilderung des Reiseabenteuers; am Ufer des Flusses sehen wir den im Wasser stehenden Tobias den heilbringenden Fisch mit beiden Armen ergreifen, links steht der Engel. Leider ist hier der Standpunkt dieser dicht am Rahmen stehenden Figur verunglückt, da dieselbe dessen elliptischem Umrisse angepasst ist. Im Hintergrunde findet die Zerlegung des Fisches statt, womit auf den glücklichen Ausgang der ganzen Reise hingewiesen wird. Es ist bewundernswerth, wie trotz der Kleinheit der Figuren, die noch dazu der perspektivischen Wirkung wegen sehr skizzenhaft behandelt sind, die Handlung klar und einfach zum Vorschein kommt. Raphael sitzt etwas erhöht auf einem Felsblocke und hebt in unterweisender Geberde bedeutsam die rechte Hand, während Tobia sich aufmerksam vorbeugt, um nichts zu überhören. Der Grundgedanke, welcher die wohlgelungenen Darstellungen, die in Anbetracht ihres künstlerischen Werthes¹⁾ hier eingehender besprochen wurden, in eine Beziehung zu den Bewohnern des Hauses bringt, ist unschwer herauszufinden: es ist der Segen eines durch die Religion geweihten, frommen Familienlebens.

Ein Deckenbild, welches auf den Hausnamen anspielt, befand sich²⁾ in der Mitte der einfachen Felderdecke im ersten Obergeschosse des

Ein Deckenbild, welches auf den Hausnamen anspielt, befand sich²⁾ in der Mitte der einfachen Felderdecke im ersten Obergeschosse des

¹⁾ Die Ansicht von Lotz, dieselben seien „geringen Werthes“, ebenso wie diejenige von Gwinner „Die Arbeit ist historisch interessant, aber ohne erheblichen Kunstwerth“ darf wohl nach den obigen Ausführungen als nicht zutreffend berichtet werden.

²⁾ Seit Januar 1890 im Historischen Museum.

Westflügels in dem hinteren saalartigen Raume. Es ist ein achteckiges (Durchmesser 2 m) Oelgemälde auf Leinwand von einem unbekanntem Meister, etwa vom Ende des XVII. Jahrhunderts, darstellend eine mit rothem Mantel bekleidete Justitia auf Wolken, von Engeln umgeben. Einer derselben hält eine Krone und Waage über ihr, ein zweiter zu ihren Füßen eine Erdkugel, ein dritter, grösserer Engel fliegt voran. Alles ist von tiefer warmer Färbung, die Fleischtheile leuchtend röthlich, der Himmel goldig glänzend. Das Bild ist in der Komposition wie in den Einzelheiten vortrefflich und trägt am oberen Rande die Inschrift: *IN SEMITA IVSTITIAE VITA PROV: 12 Cap* ☺. In demselben Saale, dessen Wände in Brüstungshöhe einfach getäfelt und dessen sechs Fenster, in der massiven Wand ausgenischt und mit Stichbogen überdeckt sind, ist ein Wandschrank mit eiserner Thüre (quergelegte Bänder und einfache Rosetten),

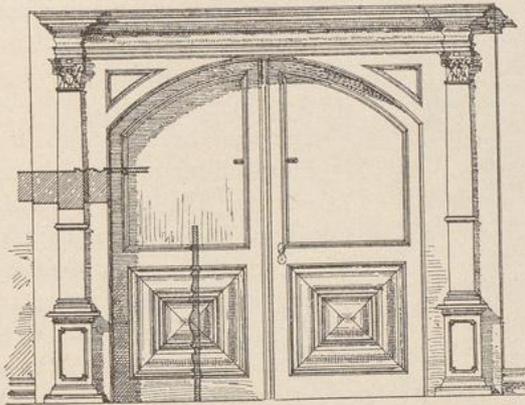


Fig. 105. Goldene Waage; Flügelthüre im II. Obergeschosse.

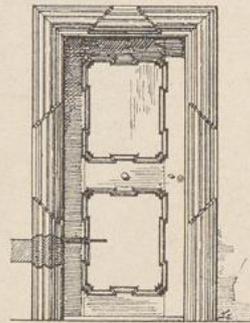
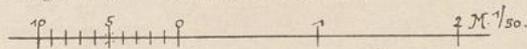


Fig. 106. Goldene Waage; Thüre im II. Obergeschosse.



ferner eine jetzt vermauerte, zweiflügelige Zimmerthüre, die wahrscheinlich der Barockzeit angehört, erhalten. Letztere hat seitlich je eine gedrehte korinthische Säule auf einem reichen, maskenbesetzten Konsol, darüber ein verkröpftes Hauptgesims und einen reich verzierten hermenartigen Pfeiler als Schlagleiste.

In der nach dem Markte liegenden Wohnung des zweiten Obergeschosses ist ebenfalls eine schöne Felderdecke in Stuck, in der Mitte mit einer Darstellung des seine Jungen fütternden Pelikans (Fig. 104).¹⁾ Zu demselben Zimmer gehört auch die in Fig. 105 abgebildete grosse Flügelthüre, deren obere Felder zum Oeffnen eingerichtet sind; die seitlichen korinthischen Pfeiler, deren Kapital und Basis, sowie der Sockel und das Hauptgesims, sind von vortrefflichen Verhältnissen.

¹⁾ Dieser ist das Wappenthier der Barkhausen; die Decke stammt daher, nach der oben angeführten Besitzerreihe, wahrscheinlich aus der Zeit von 1665—1699, oder das Relief wurde erst damals hinzugefügt.

Eine feine Ausführung in reichen Profilen zeigt eine Thüre im Nebenzimmer (Fig. 106). Die einfacheren Flurthüren im Treppenthurme, theilweise noch mit den alten kunstvollen Schlössern, sind in der oberen Füllung mit zwei neben einander gesetzten Halbkreisen ausgestattet, die in der Mittellinie nasenartig zusammenstossen.

Auf dem flachen, mit Bleiplatten gedeckten Dache des Westflügels erhebt sich eine eigenartige, überdeckte Sommerlaube mit einem danebenstehenden Zierbrunnchen: eine reizvolle Anlage, welche für den künstlerischen Sinn des Erbauers



Fig. 107. Goldene Waage; Laube auf dem Dache.

bezeichnend ist (Fig. 91 und Fig. 107). Diese sogenannten „Hängenden Gärten“ werden in der Altstadt noch mehrfach angetroffen; keiner derselben aber kann mit demjenigen auf der Goldenen Waage an Grösse und an architektonischer Durchbildung verglichen werden. In sehr praktischer Weise konnte hier, innerhalb der engen Gassen, ein grosser Blumengarten angelegt werden, zu welchem die Familie an heissen Sommerabenden emporstieg, um die Abendkühle zu geniessen. Rund herum

zieht sich das grossartige Panorama der Stadt, das vor Zeiten, als die Befestigung mit ihrem Kranze von Thürmen noch bestand, einen ungemein malerischen Anblick geboten haben muss; dicht davor, im Osten, steigt die gewaltige Masse des Domthurmes in die Höhe. Die um etwa zwei Meter erhöht liegende von Ost nach West gerichtete, von einem geschieferten Satteldache überdeckte Laube (8×4 m) hat in der Mitte der Südseite einen kleinen Ausbau (3×3 m). Am Eingange ist die Brüstung massiv mit kleinen geschwungenen Pfosten aus rothem Sandstein. Die übrigen Brüstungen sind aus Holz mit gedrehten Stäben. Die Oeffnungen der Wände sind mit Läden aus hölzernem Gitterwerk verschlossen. Die Holzdecke ist im Stichbogen gewölbt und mit Putzüberzug versehen; sie war früher mit Musiksinnbildern bemalt. Das Brunnchen liegt in einer aus grauem Marmor errichteten, im Inneren mit glänzendem, bunten Gestein wirkungsvoll ausgelegten Nische, vor welche zwei schöne korinthische, gewundene Zwergsäulen gestellt sind, die das vorspringende Dach stützen, und auf deren gemeinsamen Sockel die Brunnenschale gesetzt ist.

ROTHES HAUS.

Archivalische Quellen: Hausurkunden im Stadtarchiv I, Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Im Historischen Museum: Ein Faszikel mit Stichen und Handzeichnungen, eine getuschte Federzeichnung in der Gerning-Sammlung; Risse bei den Akten des Bau-Amtes. Weitere Nachweise im Texte.

Litteratur: Lersners Chronik; Battonns Oertliche Beschreibung IV; Gwinner, Kunst und Künstler S. 527; Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt a. M. = Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. X; Post- und Telegraphie in Frankfurt a. M., Denkschrift zu Einweihung des neuen Reichs-Post- und Telegraphengebäudes etc. bearbeitet bei der Kaiserlichen Ober-Postdirektion (Frankfurt 1895) S. 57—60; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 221—223.

Der stattlichen Frontausdehnung des neuen Reichspostgebäudes auf der Zeil hatten der Russische Hof mit dem ehemals Aumannschen Hause und das Rothe Haus (Lit. D. Nr. 25) weichen müssen. Letzteres, das älteste dieser Baudenkmäler, war in der Spätzeit der deutschen Renaissance-Kunst entstanden, zeigte aber schon längst nicht mehr sein ursprüngliches Aussehen, denn im Laufe von zweiundeinhalb Jahrhunderten hatte es eine fünfmalige Verwandlung durchgemacht.

Nach Lersner liess Johann Porsch das Rothe Haus im Jahre 1631 mit einem Aufwande von über 32,000 Gulden errichten, „zuvor stunden auf diesem Platz sechs feine Wohnhäuslein, die kauffte Hr. Porsch umb 7000 fl. an sich.“ Das Datum 1631 ist jedoch durch die betreffenden Kaufeinträge der Währschaftsbücher sehr in Frage gestellt; nach Ausweis der letzteren nämlich kauft Porsch am 11. Oktober 1631 ein Haus auf der Zeil für 2500 Gulden und am 16. Oktober 1633 dazu das Nachbarhaus, welches „hinten auf den Landgräfischen Garten stiess“, für 2000 Gulden. Da ausser diesen genannten keine weiteren Ankäufe eingetragen sind, so ist immerhin Grund vorhanden, auch die Angabe der Anzahl von sechs Häuschen auf ihre Richtigkeit zu bezweifeln, zumal auf dem Belagerungsplane von 1552 diese sechs Parzellen an der betreffenden Stelle nicht mit Sicherheit unterschieden werden können. Leider versagen die Bauamts-Protokolle für eine genaue Feststellung der Erbauungszeit gänzlich. Letztere mag daher nach 1633, etwa zwischen 1635 und 1640 angenommen werden.

Wahrscheinlich trug eines der kleinen Häuser schon den Namen Rothes Haus. Das älteste Insatzbuch erwähnt zum Jahre 1329 einen Hof, genannt „der roden hob“ neben „der Sweben hob“; Herbord, genannt Tronre, versetzte damals den Rothen Hof an Happlo von Alsfeld. Dass dieser Hof auf der Zeil lag, erhellt aus der Lage des benachbarten Schwabenhofes, welcher auf dem östlichen Eck der Eschenheimer-Gasse mit der Zeil sich befand. Im Zinsbuche des Weissfrauen-Stiftes wird 1670 das

Haus sowohl das „Rothe Haus“, als auch das „Grosse Steinerne Haus“ genannt.¹⁾ Gleich nach dem 1650 erfolgten Tode des Johann Porsch scheinen dessen Erben das stattliche Besitzthum an Johann Ochs, den Ahnherrn des Geschlechtes der Ochs von Ochsenstein, verkauft zu haben. Diese Annahme stützt sich auf die Einträge des Leonhardsstifts-Buches 27, fol. 4:1650 nämlich zahlt Porsch zum letzten Male den Grundzins von 5 Gulden 40 Kreuzer, 1651 ist es dagegen Ochs, der den Zins zahlt. Am 21. September 1680 verkaufen die „Ochsischen Administratoren“ das Rothe Haus an die Eheleute Johann Jakob und Katharina Günther für 17250 Gulden. Günther, welcher auch das Gut Bornburg bei Bornheim, das nach ihm später Günthersburg genannt wurde, besass, führte den bedeutenden Gasthofsbetrieb, der sich unter Porsch und Ochs schon eines guten Rufes erfreut hatte, erfolgreich weiter. Verschiedene Aufzeichnungen bei Lersner beweisen, dass das Rothe Haus damals das vornehmste Hôtel der Stadt war. Es wurde vorzugsweise von Fürstlichkeiten als Absteigequartier benutzt und manches glänzende Fest darin gefeiert. Am 24. Februar 1699, dem Tage der in Wien stattgefundenen Vermählung des 1690 zum römischen König gewählten späteren Josephs I. mit Wilhelmina Amalia, Herzogin von Hannover, veranstaltete der damalige kaiserliche Bevollmächtigte in Frankfurt, Reichshofrath Graf von Boineburg, ein grosses Gastmahl im Rothen Hause; „das gantze Hauß ließen sie illuminiren mit 52 Wachs-Fackeln, tractirten die damals anwesenden Gesandten, ließen rothen und weißen Wein durch den gewöhnlichen hölzernen Adler, so zwischen dem rothen Haus fest gemacht und gezieret gewesen, springen, Gold auswerfen und bey jeder Gesundheit drey Gestücke lösen. Den andern Tag ward E. E. Rath gleich den vorigen Tag wie die Gesandten tractiret, dritten Tags gegen Abend seind die ledige Geschlechters Söhne und Töchter tractiret worden.“ Aber nicht nur durch diesen Bericht Lersners, sondern auch im Bilde ist diese Begebenheit, soweit sie sich vor dem Hause abspielte, durch einen gleichzeitigen Kupferstich uns überliefert (Fig. 108), und letzterer ist hier von grosser Wichtigkeit, da auf demselben die Façade in ihrem ersten Zustande zu sehen ist,²⁾ vorausgesetzt dass Ochs und Günther keine Aenderungen daran vorgenommen hatten, für welche indessen weder aktenmässig noch stilkritisch Anhaltspunkte vorliegen.

Das Rothe Haus muss der vornehmste Vertreter der damaligen bürgerlichen Baukunst unserer Stadt gewesen sein; auch darf ihm, wie

¹⁾ Im Gegensatz zu dem „Steinernen Haus“ auf dem Alten Markt. Vgl. oben S. 41.

²⁾ Eine weitere vortreffliche Abbildung, welche, was die Façade anbelangt, mit der obigen übereinstimmt, jedoch von kleinerem Maassstabe ist, findet sich im Krönungsdiarium Josephs I. (1705). Auf einem die Huldigungsfeierlichkeiten darstellenden Stiche, welche im Namen Josephs von dem Grafen Friedrich Ernst zu Solms und Tecklenburg entgegengenommen wurden, ist links neben dem Hauptbilde des Römerbergs auf einem Schildchen das Rothe Haus dargestellt, da hier der Graf gewohnt hatte.

unsere Abbildung lehrt, im Vergleiche mit ähnlichen Bauten anderer Städte mit Recht der Rang eines an sich hervorragenden Baudenkmals zuerkannt werden. Der Schwerpunkt der monumentalen Wirkung liegt in dem Gegensatze der drei hohen, steinernen, reich ausgestatteten Giebelaufbauten, der sogenannten „Zwerchhäuser“, zu der 19 Achsen breiten, dreigeschossigen, in der Fensterbildung durchaus gleichförmig behandelten

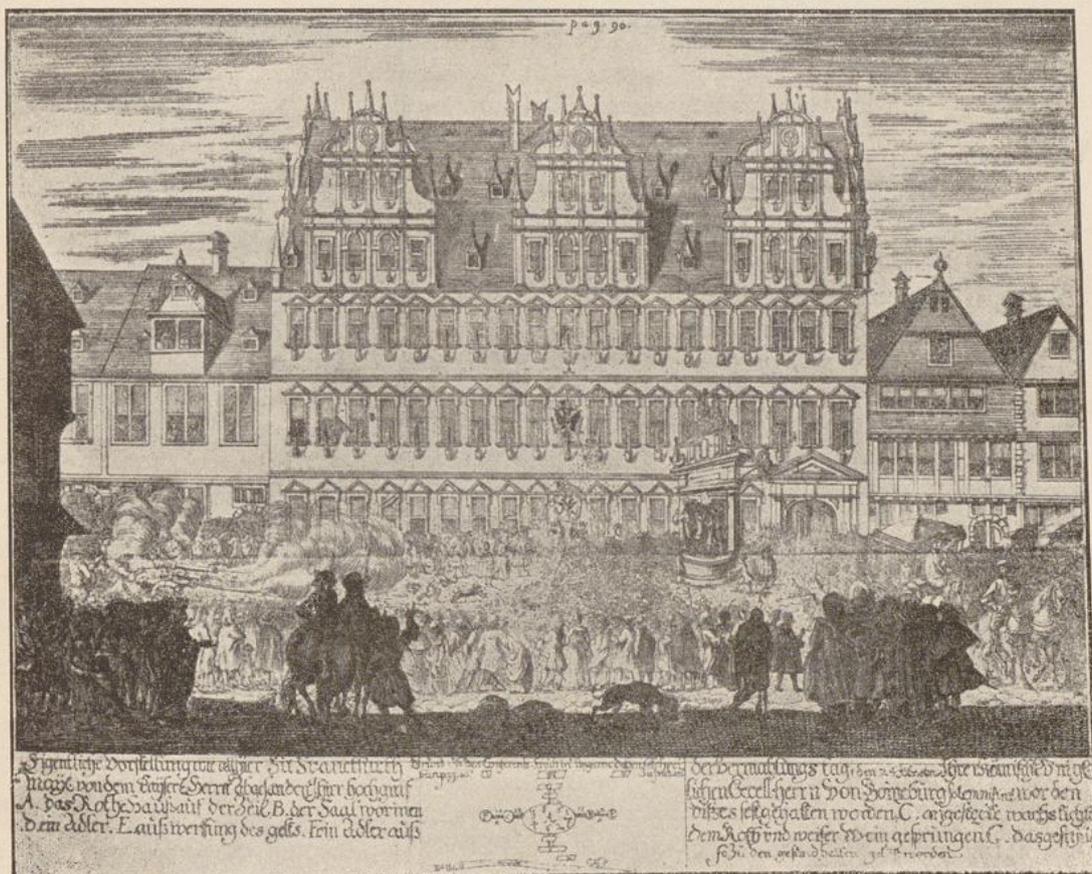


Fig. 108. Rothes Haus im Jahre 1699.

Front, welche keinerlei senkrecht durchgehende Gliederung besitzt und nur von zwei schmalen Gurtgesimsen durchschnitten wird. Eine geringe Höhe und Ausladung besass das Kranzgesims; dies wird dadurch erklärlich, dass es, um die darunter sitzenden Konsolen, auf welchen sich das flache Pfeilerwerk der Giebel erhob, herumgekröpft war, eine Anordnung, welche bei grösserer Ausladung schwerfällig geworden wäre. Die Fenster sind mit einem einfachen Dreieckgiebel verdacht, ihre Gewände sind glatt, der Sturz besitzt seitliche Ohren. Die Bank springt mit eigenem Profil vor.

Die drei Geschosse der Giebel sind durch dreitheilige Gebälke, welche sich nach Maassgabe der Pfeiler verkröpfen, getrennt. Zur Abwechslung haben die beiden mittleren Fenster des unteren Giebelgeschosses einen rundbogigen Sturz und das oberste Giebelfenster ist kreisförmig. Der Umriss der Giebel ist mehrfach geschwungen; über den Eckpfeilern erheben sich schlanke Zierpyramiden. Damit übereinstimmend sind auch die beiden Brandmauern abgeschlossen. Der einfache Thorbau wird von zwei toskanischen Pfeilern gebildet, welche die rundbogig überdeckte Thoröffnung einschliessen und ein Kranzgesims mit Dreieckgiebel tragen.

Ein auf unserer Abbildung sichtbarer Ziehbrunnen vor dem Hause scheint seinem Aufbaue nach aus dessen Erbauungszeit zu stammen.

Der Gastwirth Günther gelangte, wohl in Folge seiner fürstlichen Kundschaft, rasch zu verschiedenen einträglichen Ehrenstellungen. 1684 wurde er zum Kurpfälzischen Agenten, 1688 zum Württembergischen Kriegskommissar und 1692 zum Sächsischen Residenten und obersten Kriegskommissar ernannt. Vielleicht durch diese Erfolge hochmüthig geworden, gerieth er später mit seinen Mitbürgern und der Stadtverwaltung wiederholt in Streitigkeiten¹⁾ und langjährige Prozesse und verlor nach und nach sein ganzes Vermögen. Er liess auf sein Haus bedeutende Geldsummen und bot schliesslich, um sich von der drückenden Schuldenlast zu befreien, im Jahre 1711 dem Kurfürsten von der Pfalz seinen ganzen Besitz zum Pfande oder Kaufe an. Eine zu diesem Zwecke angefertigte eingehende Beschreibung des Rothen Hauses und der Bornburg ist noch erhalten; dieselbe erstreckt sich namentlich auf das Mobiliar. Nach langen Verhandlungen nahm der Kurfürst von dem Kaufe Abstand und Günther wandte sich darauf noch an den Landgrafen von Hessen-Darmstadt und dann an Kur-Mainz, jedoch mit demselben Erfolge. Zuletzt gerieth er in den Verdacht, falsches Geld gemünzt zu haben, sein Hab und Gut wurde mit Arrest belegt und im November 1728 zum ersten Male öffentlich, laut Taxation zu 44581 Gulden, ausgetrieben; es fand aber keinen Käufer. 1737 wurde durch ein kaiserliches Dekret eine nochmalige Versteigerung angeordnet. Aber auch diesmal wollte Niemand das Anwesen erwerben aus Furcht vor der verwickelten Auseinandersetzung mit den zahlreichen Gläubigern. Das Rothe Haus blieb nun unbewohnt und wurde nur gelegentlich zu öffentlichen Schaustellungen und Konzerten vermietet.

Am 24. Juni 1766 kauften Johann Adam Dick, der Wirth zum Ritter auf dem Kleinen Kornmarke, und der städtische Bauschreiber Johann Georg Petsch und deren Ehefrauen gemeinschaftlich das Rothe Haus und die Bornburg. Petsch zahlte 23,963 Gulden 55 Kreuzer und Dick 23,647 Gulden 49 Kreuzer, dabei hatten die Gläubiger Günthers an

¹⁾ Aktenstücke über einen derartigen Vorfall, nämlich die unerlaubte Anbringung eines Kaiserlichen Adlers am Rothen Hause, finden sich in dem Sammelbande „Räthe und Residenten, II“ des Stadtarchivs I.

ihren Forderungen noch ein Beträchtliches nachlassen und überdies die Auszahlung statt im 20 Guldenfusse, dem sogenannten Ediktfusse, sich im 24 Guldenfusse gefallen lassen müssen. Das Rothe Haus scheint bald nach dem Kaufe in den alleinigen Besitz Dicks übergegangen zu sein. Dem unternehmenden Gastwirth gefiel jedoch die nun einundeindrittel Jahrhundert alte Façade nicht mehr. Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts hatten Thurn und Taxissches Palais und Darmstädter Hof die einheimische Bauweise neu belebt und dem Barock-Rokoko zum Siege verholfen. Das Haus wurde wahrscheinlich schon im Sommer 1766 bis auf den Grund abgebrochen, und sofort mit dem Neubau begonnen, der im Herbst des folgenden Jahres im Rohbau fertig stand. Glücklicherweise ist die Grundsteinsurkunde erhalten geblieben; bei den benutzten Archivalien befinden sich zwei genau übereinstimmende Kopieen derselben von verschiedener Hand. Für die Baugeschichte Frankfurts gewinnt sie eine höhere Bedeutung, da hier der Planleger, der angesehene Stadtbaumeister Liebhardt als „Architekt“ erwähnt ist, eine Bezeichnung, die erst um diese Zeit von Italien und Frankreich her ihren Weg zu den einheimischen Maurermeistern gefunden hatte. Die Urkunde lautet: „Anno 1767 den 20. Octobris ist der gegenwärtige Stein durch den Eigenthümer Joh. Adam Dick und dessen Eheliebste Frau Maria Elisabetha eine gebohrene Schillerin vorher gewesenen hiesigen Becker-Meister, nachmaligem Gastwirth zum Ritter geleet und dieses der Nachwelt zum Denkmal von seinem 15jährigen Sohn Johann Nicolaus Dick hierher geschrieben worden, nachdem dieses grosse rothe Gänderische Haus in 57 Jahr unbewohnt gestanden hat, nunmehr aber abgebrochen und von Grund aus wieder neu erbauet worden ist; Werkmeister sind gewesen, der wohlberühmte dahiesige Stadtbaumeister H. Johann Andreas Libhard als Architekt, Johannes Diener als Zimmermeister, Johann Leonhard Artzt als Steinmetzmeister, Jakob Braun und Joh. Christoph Kellner als beyde Maurermeister. Die Eltern und Familie des nunmehrigen Eigenthümers und Gasthalters im Grossen Rothen Hause waren der weylant ehrbar dahier gewesene und von Langenschwalbach gebürtige Bürger und Becker-Meister Johann Christoph Dick und dessen Eheliebste Frau Anna Elisabetha eine geborene Beckerinn.“ Ein vortreffliches Bild des Neubaues gibt uns ein grösserer Kupferstich, welchen Dick als Geschäftsempfehlung herstellen liess (Fig. 109). Die Façade zeigt einen aus dem Barock der Konstruktionstheile und dem Rokoko der Verzierungen zusammengesetzten Mischstil, der durch seine grossen, ruhigen Flächen, die durch die sparsam an wenigen Punkten angeheftete Ornamentik belebt werden, einer wenn auch nicht ursprünglichen, doch vortheilhaften Wirkung fähig ist. Die Mitte der dreigeschossigen, mit einem Mansardstock versehenen, 13 Achsen breiten Front wird von einem 5 Achsen breiten, durch einen Dreieckgiebel überdeckten flachen Risalite eingenommen, dessen Ecken ebenso wie diejenigen der Front mit glatten

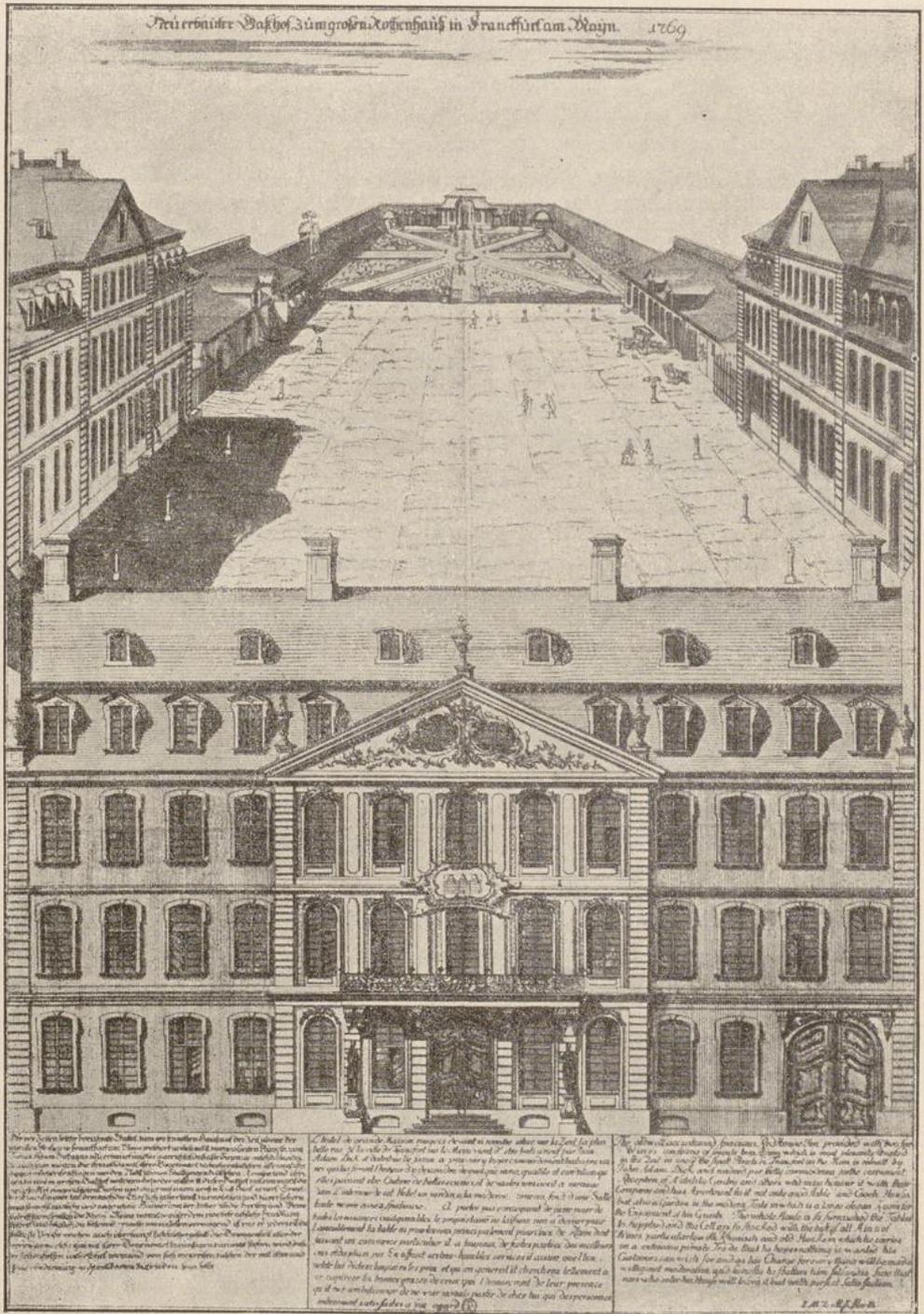


Fig. 109. Rothes Haus im Jahre 1769.

Quaderlisenen eingefasst sind. Auch die Pfeiler im Erdgeschosse des Mittelbaues sind derartig gequadert. Die Fenster der Seitentheile haben Stichbogen mit glattem Schlusssteine; ihre Gewände sind gerade wie an dem Porschischen Baue mit Ohren versehen, auch springt die Bank mit besonderem Profile vor. Die Fenster des Mittelbaues dagegen haben einen halbkreisförmigen Sturz, welcher mit einer Mittelagraffe und Blumengewinden verziert ist; die glatten Gewände stossen auf den Sockel und die entstehende Brüstungsfläche trägt eine einfache rechteckige Füllung. An den beiden oberen Geschossen sitzen die Fenster in flachen Mauerrücklagen, deren Zwischenräume durch längliche, an den Ecken abgestumpfte Felder ausgefüllt werden. In dem einfachen, von drei Vasen bekrönten Giebel sitzen zwei Fenster von phantastischer Umrahmung, an welcher das die Fläche überziehende Rokoko-Ornament entspringt. Die Lage des Thorbaues ist dieselbe geblieben, während in der Mittelachse eine besondere Hausthüre hinzugekommen ist, über welcher sich ein von kräftigen Rokoko-Konsolen getragener, drei Fenster breiter Balkon erstreckt, in dessen Gitter der Bauherr sein Monogramm anbringen liess. Ein Steinbild der früheren Façade kam auf einer länglichen Kartusche über die Balkonthüre und darunter ein Spruchband mit dem Hausnamen; neben der Hausthüre wurden als besonderer Schmuck zwei Statuen auf hohen Sockeln aufgestellt. Alle Architekturtheile hatten vermuthlich einen rothbraunen Anstrich. Die beiden unter einander übereinstimmenden Hofflügel waren sehr einfach gehalten und von ähnlicher Eintheilung wie die Strassenseite; sie können als eines der in der Stadt noch mehrfach erhaltenen Beispiele des schlichtesten Auftretens französischer Barock-Architektur gelten. Aufsteigende Quaderlisenen zerlegen die ganze Flucht in drei Theile, von denen der mittlere durch einen schmucklosen Giebel hervorgehoben wird. Sämmtliche Fenster haben Stichbogen und glatt herumlaufende Umrahmung. An die Flügelbauten schliessen sich in gleicher Richtung eingeschossige Stallungen und Remisen; hinter dem grossen Hofraum erstreckt sich ein nach französischem Muster angelegter, von hohen Mauern umschlossener Ziergarten, der in seiner ursprünglichen Anlage dem Vorbesitzer Ochs zuzuschreiben ist; in den Akten findet sich eine undatierte Notiz, letzterer habe die „Seitenbaue und die künstlichen Springwerker und Fontainen in dem Garten“ für 6000 Thaler errichten lassen. Ein schmuckes Gartenhaus erhob sich am Ende des Mittelganges mit doppelt geschweiftem Dache, in dessen unteren Theil der grosse Halbkreisbogen über der Eingangsthüre einschneit. Neben diesem Bau, welcher im Winter als Warmhaus für Gewächse diente, waren in der Mauer zwei reich mit Doppelsäulen und Gesimsen eingefasste grottenartige Nischen, in welchen je zwei Statuen aufgestellt waren und Wasserkaskaden hervorsprangen.

Um das Jahr 1776 scheint Dick die Stallgebäude um ein Stockwerk erhöht und im Unterstocke massiv ausgebaut zu haben. Ein Kupfer-

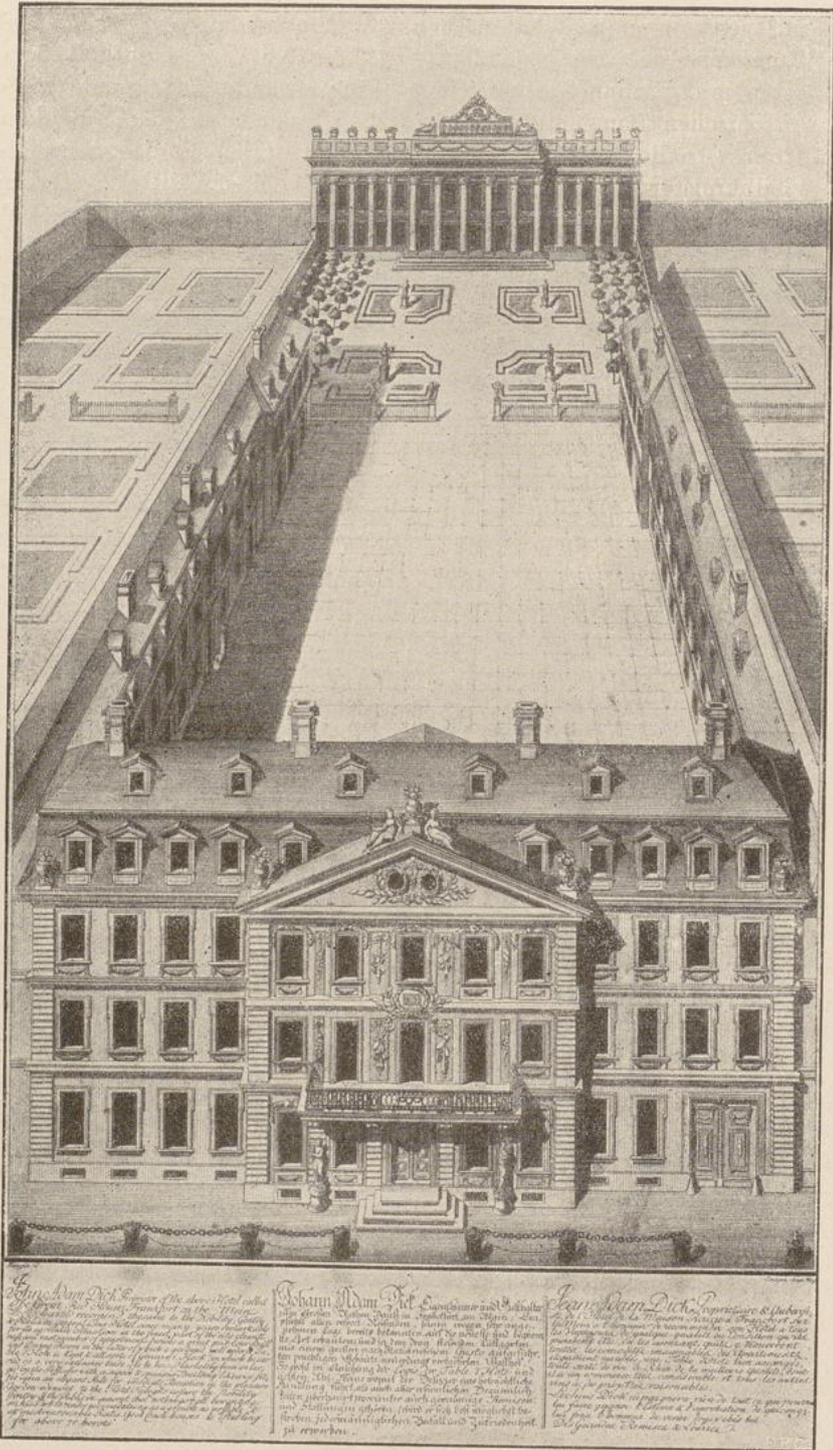


Fig. 110. Rothes Haus um 1790.

stich, welcher ebenfalls als Geschäftsempfehlung diente, gestochen von J. Schnapper in Offenbach, stellt die letzteren so dar, während die Hauptfront noch ganz mit dem oben beschriebenen Zellschen Stiche übereinstimmt. Merkwürdigerweise fehlt an den Seitenflügeln der Mitteltheil, was wohl mit einer fehlerhaften Darstellung zusammenhängt. Ein dritter, kleinerer Stich, wieder mit empfehlender Aufschrift, gestochen von Wicker, gibt nur die Strassenseite als Aufriss in etwas plumper Zeichnung.

Im Jahre 1784 wurde der Viehmarkt von der Zeil verlegt, wodurch die Lage der Anbauten sich bedeutend verbesserte. Nach den Bauamts-Protokollen liess Dick im selben Jahre an Stelle des alten Gartenhauses, nicht ohne heftigen Einspruch der Nachbarn, ein neues grosses Gebäude, welches die volle Breite des Gartens einnahm, nach „italianischem Gusto“ aufführen. Wahrscheinlich fällt in dasselbe Jahr auch die Umänderung der Strassenseite im Stile Ludwigs XVI.; ein sicheres Datum liess sich dafür aus den Akten nicht feststellen, es liegt jedoch zwischen 1780 und 1790. Wiederum ist es ein zu Geschäftszwecken angefertigter Kupferstich, welcher diese Veränderungen mit deutlichen Einzelheiten vorführt (Fig. 110). Statt sämtlicher Stichbogen wurden gerade Stürze eingesetzt und auf den Sockeln der Fenster, ausgenommen an den Seitentheilen des Erdgeschosses, Blumengewinde angebracht. Ebensolche hängen über den Sturz der Fenster des Erdgeschosses und des zweiten Obergeschosses des Mittelbaues herab, zweitheilig, in der Mitte durch eine Bandschleife befestigt und an den Sturzecken geknickt. Der Giebel, auf dessen Spitze zwei Genien gesetzt sind, erhält zwei kleine Rundfenster, um welche Lorbeerzweige grössten Massstabes, von einer Schleife zusammengehalten, sich legen; eine ähnliche Umrahmung erhält das alte Steinbild über der Balkonthüre. Die länglichen Felder zwischen den Fenstern des Mitteltheiles werden mit an grossen Schleifen hängenden Fruchtgewinden und Sinnbildern ausgefüllt. Die Vasen auf dem Dache zeigen nun eine mehr klassische Form und dicke kugelförmige Sträusse. Recht anschaulich äussert sich der Gegensatz zwischen der verdrängten und der neuen Stilweise, wenn wir das frühere und das jetzige Balkongitter mit einander vergleichen; früher in fliessenden Wellenlinien und Schnörkeln von flachem Bandeisen, zeigt es jetzt ein mäanderartiges Schema aus Stabeisen. Auch die beiden Thüren erhalten ein- und dreitheilige Gewinde in rechteckigen Feldern. Die Verzierungstheile waren wahrscheinlich in der damals üblichen Weise in Stuck angetragen.

Vermuthlich baute Dick gleichzeitig in der Mitte der Hofseite des Vorderhauses ein grosses Treppenhaus an, welches wir auf einer Aufnahme des ganzen Grundstückes von dem Münzrathe und Stadtgeometer Georg Bunsen vom Jahre 1820 vorfinden (Fig. 111); diese in Bezug auf die Gebäudegruppe und ihre Nachbarn sehr gut orientierende Zeichnung wird weiter unten noch erwähnt werden.

Die Architektur des Gartenhauses mit den durch beide Stockwerke vom Sockel nach dem hohen Konsolengebälke aufsteigenden Säulen und Pfeilern und der hohen Attika bedeutete etwas Neues in der baulichen Entwicklung Frankfurts. Jedoch dieser Versuch scheint an der unrichtigen Stelle gemacht worden zu sein; der für seinen Zweck in dem von Palladio entlehnten Motive zu monumental gedachte Bau ist nicht frei von einer kulissenhaften Wirkung. Zu dem in fünf Achsen vorspringenden Mittelbau führten vier Stufen empor. Alle Fenster, von einem geraden Sturze überdeckt, waren eng zwischen den Säulen und Pfeilern eingezwängt und im Obergeschosse am Sockel mit einem Blumengewinde verziert. Auf beiden Enden der Front befand sich der Eingang zu einer Treppe, die in das Obergeschosse führte. Dasselbst mündeten beide auf einen schmalen Gang an der Rückwand in der Länge des Hauses, von welchem aus die fünf Zimmer des Obergeschosse zugänglich waren. Im Erdgeschosse fehlte dieser Korridor. Hier lag in der Mitte ein grosser Saal, dessen fünf Thüren auf die Freitreppe führten, daneben je zwei Zimmer. Sehr steif war der Aufbau der Attika gerathen. Das einem Sarkophag ähnliche Mittelstück trägt ein von dicken, giebelartig gelegten Kränzen umrahmtes Monogramm des Erbauers in länglich rundem Felde, daneben sind ohne Zusammenhang auf besonderen niedrigen Sockeln, die hier wie Ruhebetten aussehen, zwei Genien gelagert, darunter trägt die Brüstung ein nüchternes fünftheiliges Blumengewinde. Die seitlichen Brüstungen besitzen leere, rechteckige Füllungsfelder und schwere, niedrige Blumenvasen. Auch der Garten wurde, wie ein Vergleich unserer Abbildungen lehrt, in charakteristischer Weise verändert.

Im Jahre 1790 kaufte Dick laut Bauamts-Protokoll vom 19. April die zwischen dem Rothen Hause und dem neu erbauten Schweizerschen Palais liegenden vier Häuschen Lit. D Nr. 21—24, welche unregelmässig und weit vorstanden, riss dieselben nieder und erhielt am 28. Mai 1790 die Erlaubnis mit einem Neubau zu beginnen, der das Rothe und das Schweizersche Haus nunmehr in gerader Linie verband.¹⁾

Aus demselben Jahre scheint auch die Erweiterung des östlichen Hofflügels zu einem Saalgebäude und einem grösseren Nebengebäude zu stammen. Wir sehen die Ausdehnung desselben auf dem Bunsenschen Grundrisse; auf dem Cöntgenschen Stiche (Fig. 110), auf welchem die beiden Hofflügel zu schmal gezeichnet sind, ist noch nichts davon angegeben. Das Saalgebäude bot nach einem Profilrisse bei den Bauamts-Akten architektonisch nichts Bemerkenswerthes; es war ein einfacher zweigeschossiger Putzbau mit Mansardendach.

Der Gasthof zum Rothen Hause war in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts der Sammelpunkt aller gesellschaftlichen, namentlich

¹⁾ Faulhabers Angabe (S. 227), dass Dick schon im Jahre 1769 das Schwarze Lamm (Lit. D Nr. 24) angekauft und mit seinem Neubau vereinigt habe, ist hiernach und nach der oben mitgetheilten Grundsteinurkunde unrichtig.

musikalischen Bestrebungen und noch immer das Quartier der durchreisenden Fürstlichkeiten. 1716 hatte Friedrich Wilhelm I. hier gewohnt, im Dezember 1792 Friedrich Wilhelm II., nachdem er mit den vereinten Preussen und Hessen das Friedberger Thor gestürmt und Custine verjagt hatte. Der französische Eindringling hatte am 22. Oktober im Rothen Hause, wo er eingekehrt war, wegen seines vermeintlichen Sieges ein glänzendes Bankett gefeiert und die Geisseln für die Kriegskontribution hier gefangen gehalten.

Im Jahre 1798 starb Johann Adam Dick und hinterliess das ganze Besitzthum seinem Sohne Herrman, der den Gasthausbetrieb aufgab und nur noch den Weinhandel weiterführte, für welchen ihm die grossen Keller unter dem Haupthause, den Seitengebäuden und dem Gartenhause ausreichende Geschäftsräumlichkeiten boten.

Auf das Gartenhaus wurde im Anfange des Jahres 1809 über dem Kranzgesimse ein drittes Obergeschoss gesetzt, trotz einer Servitut vom 6. Dezember 1784, nach welcher Dick senior für sich und seine Nachkommen dem Fürsten von Thurn und Taxis gegenüber sich verpflichtet hatte, das Gartenhaus nur in zwei Geschossen zu errichten und dass niemals ein anderes Dachwerk oder ein Stockwerk mehr auf diesen Bau kommen solle. Man wusste sich diesmal mit der grossen Schadhaftheit des alten Daches zu entschuldigen und gab das dritte Geschoss für eine kleine Veränderung der alten Attika aus. Entwürfe dazu lieferten der Stadtbaumeister Hess und der Zimmermeister Martin.

Ein Ereignis, durch welches das Rothe Haus auch ausserhalb Frankfurts viel genannt wurde, war der Prozess Herrman Dicks gegen die Administration des Städelschen Kunstinstitutes. Schon im Jahre 1817, kurz nach dem am 2. Dezember 1816 erfolgten Tode des Bankiers Städel war diese bemüht, der hochherzigen Stiftung ein geeignetes Heim zu schaffen und trat mit Dick wegen Ankauf des Hauses in Unterhandlung. Am 30. Dezember 1817 wurde der vorläufige Kaufvertrag, die Punktation, bei einem Kaufpreise von 230,000 Gulden abgeschlossen. Dick erklärte darin, dass ausser den gewöhnlichen öffentlichen Lasten und zwei Grundzinsen von etwa 8 Gulden keinerlei Servitute auf dem Hause ruhten. Als die Administration vor der Ausfertigung des Hauptkaufbriefes sich das Recht sichern wollte, an den Seitenmauern des Hofes und Gartens, westlich gegen das Thurn und Taxische Palais und östlich gegen das Hessen-Darmstädtische Palais, Neubauten errichten zu dürfen, ergab es sich, dass hindernde Servitute aus den Jahren 1776 und 1784 im Wege standen, von denen Herrman Dick bei der Punktation nichts hatte verlauten lassen. Dick senior nämlich hatte 1776 den Fürsten von Thurn und Taxis um Erlaubniss bitten müssen, beim Baue einer Remise Tragsteine in die westliche Grenzmauer einsetzen zu dürfen, dadurch war das alleinige Besitzrecht dieser Mauer dem Fürsten zuerkannt worden; ferner hatte Dick 1784 auf sein Fensterrecht gegen das Hessische Palais ver-

zichtet und sich verpflichtet, auf seine bereits bestehenden zweistöckigen Stallungen (vgl. Fig. 111) kein weiteres Geschoss mehr zu setzen. Die 1809 nur umgangene Servitut auf dem Gartenhause ist oben schon erwähnt.

Die Städelsche Administration erklärte daher am 31. Januar 1818 den Verkauf für nicht geschehen. Auf den Prozess, dessen reiches Aktenmaterial sich im Stadtarchiv I befindet, kann hier nicht eingegangen werden; er nahm einen bedeutenden Umfang an, endigte aber schliesslich mit einem gütlichen Vergleiche, durch welchen der Kauf rückgängig gemacht wurde. Der Bunsensche Grundriss war auf Bestellung Dicks im August 1820 als Beweismaterial angefertigt worden.

Am 26. März 1828 vermietete Dick auch mehrere Räume an die Gesellschaft „Sokrates zur Standhaftigkeit“ auf fünf Jahre, am 1. Januar 1830 solche auf zwei Jahre an die damals neu gebildete Museumsgesellschaft; schon vorher hatte er andere, meist adelige Miether aufgenommen. Diesen allen aber wurde gekündigt, als am 15. Dezember 1831 die Gräfin von Reichenbach-Lessonitz, die morganatische Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Cassel das ganze Anwesen durch Vermittlung des Hessischen Geheimen Finanzrathes Deines für 200,000 Gulden erwarb. Im Inneren des Gebäudes wurden nun umfassende Aenderungen vorgenommen; das Stiegenhaus im Hofe wurde abgebrochen und die Strassen-seite erhielt ein neues antikisierendes Gewand in Stuck und Mörtel. An Stelle des Giebels und des Mansardengeschosses kam ein drittes Obergeschoss, das Erdgeschoss erhielt eine neue durchgehende Quadertheilung und zu beiden Seiten der Mittelthüre je eine weitere Eingangsthüre. Die Fenster des ersten Obergeschosses erhielten als Gewände korinthische Zwergpfeiler, die ein Gesims mit einer bekrönenden Palmette tragen; im Mitteltheile, in welchem sechs jonische Pfeiler durch das erste und zweite Obergeschoss aufsteigen, sind statt dieser Palmetten rundbogige, ornamentierte Felder angebracht. Alle übrigen Fenster sind schmucklos. Das Balkongitter zeigt ein dreimal wiederkehrendes Palmettenschema. Ueber den jonischen Pfeilern erhoben sich im dritten Obergeschosse Reliefvasen. Die Entwürfe lieferte der Kurfürstlich Hessische Hof-Bauinspektor Schwalm gemeinschaftlich mit dem hiesigen Maurermeister Brofft Ende März 1832.¹⁾

Schon am 23. Dezember 1837 ging das Rothe Haus in den Besitz des Fürsten Maximilian Karl von Thurn und Taxis über.²⁾ Am 20. August 1838 wurden die Briefschalter, die Ober-Postamtskasse und die Zeitungsexpedition zum ersten Male darin eröffnet, am 1. Januar 1841 die Fahrpost.

¹⁾ Abgebildet in der Denkschrift etc. Tafel IV, Fig. 1.

²⁾ Da die Hausakten nur bis zum Jahre 1837 vorhanden, so sind von hier ab alle Angaben der oben erwähnten Litteratur entnommen. Die Erwähnung des Rothen Hauses in Bd. II, S. 418, Anm. 1, muss auf Grund des obigen Kaufdatums und des unten genannten Verkaufsdatums dahin berichtet werden, dass es statt „niemals“ heissen muss: „erst 1837—1867.“

„In den fünfziger und sechziger Jahren sind wiederum bauliche Aenderungen und Erweiterungen vorgenommen worden, weil bei der Steigerung des Verkehrs in der zweckdienlichen Benutzung der Gebäulichkeiten, deren ganze Anlage ursprünglich zu Gasthofszwecken und nicht von vornherein für den Verkehrsdienst erfolgt war, erhebliche Schwierigkeiten entstanden.“ Im Jahre 1867 wurde das Gebäude preussisches Eigenthum und 1871 reichseigen. 1879 wurde das dritte Obergeschoss für Postdienstzwecke ausgebaut und gleichzeitig die Vorderfront nach Entwürfen des Regierungs- und Bauraths Schwatlo in Berlin unter der Leitung des Postbauraths Cuno in Frankfurt in grünlichem Alsenzer Sandsteine neu verblendet. Sie erhielt eine durchgehende Quaderung, im dritten Obergeschosse eine korinthische Pfeilerstellung zwischen den Fenstern, ein reiches Konsolen-Kranzgesims und darüber eine Balustrade, in deren Mitte das Deutsche Reichswappen sich erhob, von den Genien des Verkehrs und der Elektrizität umgeben.¹⁾ In den Repräsentationsräumen des ersten Obergeschosses wurde ein Absteigequartier für den Deutschen Kaiser und Gefolge eingerichtet; damit hatte die alte Kaiserstadt, welche seit den Zeiten Ludwigs des Bayern keine offizielle kaiserliche Wohnung mehr aufwies, wieder eine solche erhalten. Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II. haben dieselbe zu kürzerem Aufenthalt benutzt.

Im Jahre 1890 wurde das Rothe Haus, wie eingangs erwähnt, niedergelegt. Sein Name ist erloschen.

DREI SCHINKEN.

Archivalische Quellen: Bau-Amts-Protokoll 1713—1714 im Stadtarchiv I; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Risse bei den Akten des Bau-Amtes.

Litteratur: Lersners Chronik; Battonns Oertliche Beschreibung IV; Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde VI, 202 ff.; Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt a. M. S. 618; Sommer, Die bauliche Entwicklung der Stadt Frankfurt a. M. S. 22.

Das von Battonn unter dem Namen „Drei Schinken“ aufgeführte Haus in der Saalgasse (Nr. 13, Lit. M Nr. 117) wird 1371 zuerst mit der Bezeichnung „zum Dreschenkil“ erwähnt, im XIV. Jahrhundert führt es meist den Namen „zum Drynschenken“, im XVI. Jahrhundert „zum Dreischenken“, aus dem das folgende Jahrhundert den Namen „Trinkschenk“ gemacht hat; er ist ebenso falsch wie die heutige Bezeichnung „Drei Schinken“. Das Haus war um 1500 ein vornehmes Gasthaus, in welchem der Rath gern städtische Gäste einquartierte. 1567—1570 diente es dem Grafen Ludwig von Stolberg-Königstein als Münzstätte; dessen Münzmeister

¹⁾ Abgebildet in der Denkschrift etc., Tafel IV, Fig. 2; Frankfurt u. s. B., S. 222.

waren damals die nominellen, der Graf wohl der eigentliche Besitzer. In den Jahren 1713—1714 liess der damalige Eigenthümer, Handelsmann de Poulles, das alte Haus niederlegen und auf dessen Stelle einen noch heute stehenden Neubau errichten.

Zwischen dem an der Saal-Gasse liegenden Vorderhause und dem damit verbundenen, an der Metzger-Gasse liegenden Hinterhause befindet sich ein kleiner viereckiger Lichthof. Die Grundrissbildung des Gebäudes ist ohne Bedeutung; dagegen bietet die Strassenseite stilistisch und konstruktiv Bemerkenswerthes (Fig. 112). Zu derselben Zeit, als in Frankreich das Rokoko schon zur Herrschaft gelangt war, tritt hier der Barockstil erst eigentlich auf. Die Façade ist durchaus massiv aus rothem Sandstein mit Putzflächen, hat aber seltener Weise einen Ueberhang über dem Erdgeschosse, wie er an Holzbauten üblich war. Die fünf kräftigen Konsolen, welche denselben tragen, scheinen aber von dem Erbauer für die Sicherung des Gleichgewichtes als nicht genügend erachtet worden zu sein, denn zwischen dem ersten und zweiten Obergeschosse ist ein flacher Entlastungsbogen eingeschaltet, der, da das Haus eingebaut ist, die beiden Brandmauern als Widerlager hat; er durchschneidet dabei die einfachen, aufsteigenden Lisenen, deren betreffende Stücke ihm als Bogensteine angehören. Das Erdgeschoss öffnet sich in vier Bogen, deren sich berührende Rundbogen und toskanische Pfeiler von schönen Verhältnissen sind, aber noch ganz in den Formen der deutschen Renaissance auftreten: an den Kanten der Pfeiler fehlt nicht der Rundstab mit gedrehtem Sockel. Im Jahre 1861 wurde der Ausgang durch eine Steinwand auf die Hälfte verschmälert und die beiden äusseren Thüröffnungen in Fenster umgeändert. Die Schlusssteine der Bogen werden von Fratzen, welche in Blattwerk auslaufen, gebildet. Durchaus von barocker Form ist das akanthusartige Ornament der in ihrem unteren Theile stark eingezogenen Tragsteine, auf deren mittelstem ein Wappen angebracht ist, welches nicht festgestellt werden konnte, wahrscheinlich aber dasjenige des de Poulle ist: in beiden durch ein schräg liegendes, mit drei Diamantbuckeln besetztes Band getrennten Feldern sitzt ein Stern, ein gleicher befindet sich darüber als Helmkleinod. Alle gekuppelten Fenster der beiden Obergeschosse, im Inneren mit Stichbogen überdeckt, sind gleichartig ausgebildet und werden durch die Lisenen, welche die ganze Mauerdicke haben und im Inneren freiliegen und abgerundet sind, zu einem Rahmenwerke vereinigt. Die Gewände und der gerade Sturz haben dasselbe, unter letzterem zu einem Ohre vorgezogene Profil. Die Brüstungen unter den Fenstern des ersten Obergeschosses waren, wie Reiffenstein am 22. Juni 1858 berichtet, „mit schlechten Fresken bemalt, und darunter eine die ganze Länge des Hauses durchziehende Inschrift“. Kurz darauf, am 3. Juli waren schon die Fresken und die Inschrift, letztere ohne abgeschrieben worden zu sein, unter einem Neuanstriche spurlos verschwunden. Wir dürfen mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen,

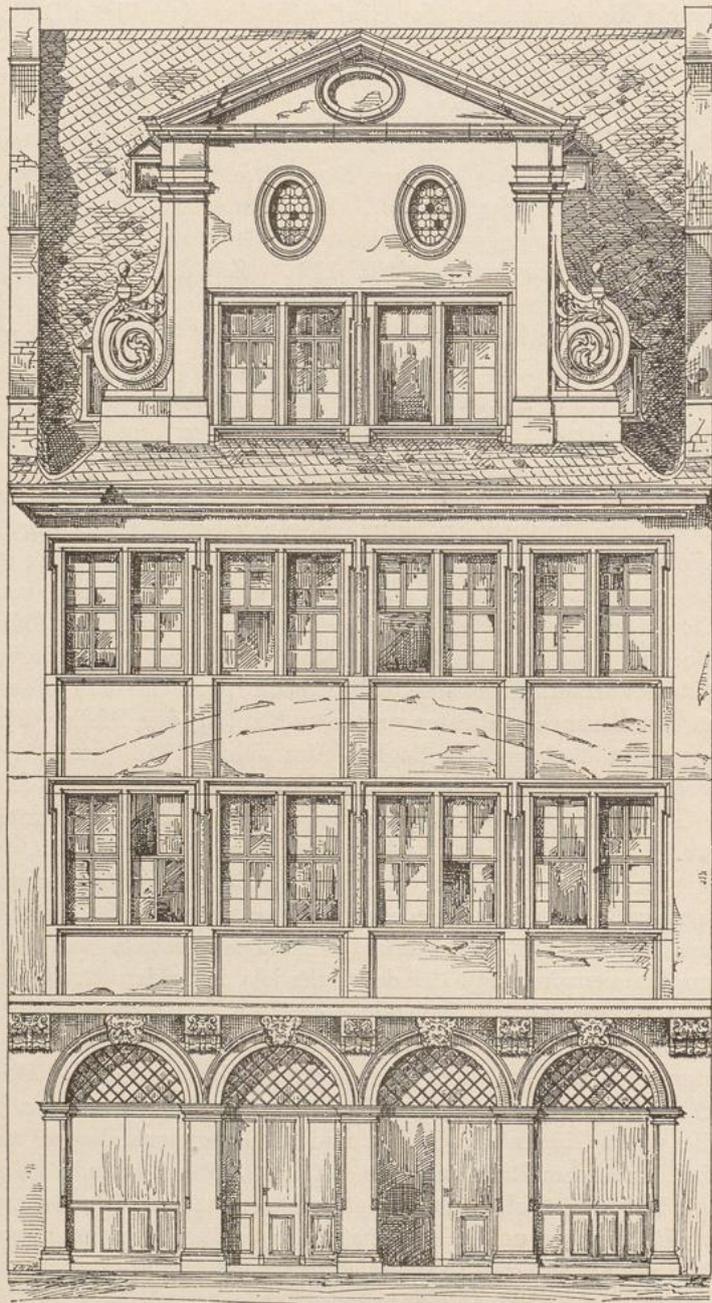


Fig. 112. Drei Schinken ; Ansicht.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 M 1/100.

dass die Felder unter den Fenstern des zweiten Obergeschosses ursprünglich ebenfalls mit Bildern geschmückt waren. Der grosse massive zweigeschossige Giebel, welcher sich über dem Kranzgesimse erhebt, lässt am ehesten die barocken Züge erkennen. Die seitlichen, streng gezeichneten Voluten mit gut vertheiltem, füllendem Akanthusschmucke sind in vorzüglicher Weise in die seitliche Verkröpfung des Kapitäls der schlanken toskanischen Stirnpfeiler übergeführt; nach Massgabe dieser Pfeiler sind auch die Ecken des niedrigen Dreieckgiebels verkröpft. Barock sind auch die länglichrunden Fenster im zweiten Giebelgeschosse und obersten Giebel.

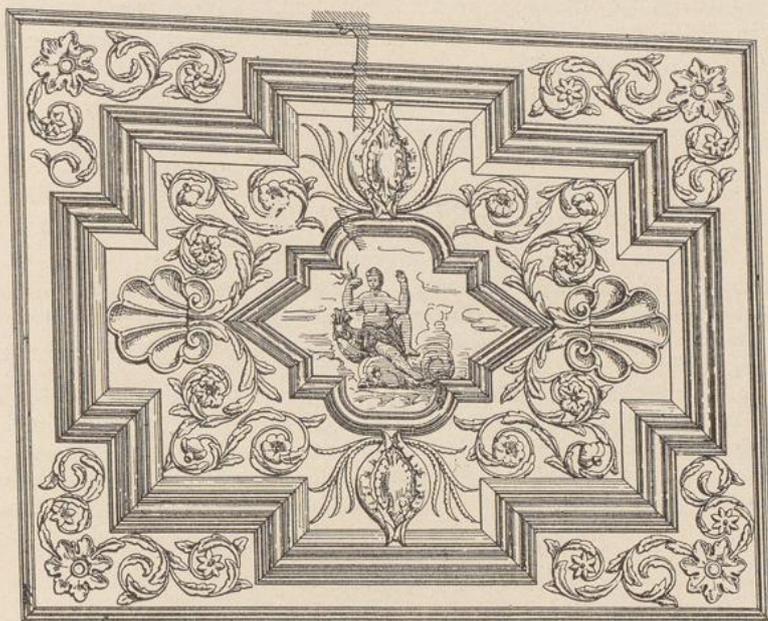
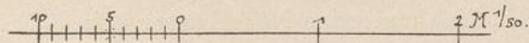


Fig. 113. Drei Schinken; Decke im I. Obergeschosse.



Eine hölzerne, viereckige Wendeltreppe mit profilierter Spindel verbindet die Stockwerke. In den beiden Vorderzimmern des ersten Obergeschosses sind noch barocke Stuckdecken von verschiedener schöner Anordnung, aber etwas schwerfälligen Einzelheiten erhalten; diejenige des östlich gelegenen Zimmers (Fig. 113) hat in dem Mittelfelde ein Oelbild von mässiger Ausführung, darstellend eine auf einem Delphine sitzende männliche Figur. Aehnliche Decken, jedoch einfacherer Art und ohne Malerei, befinden sich im Erdgeschosse, in den Vorplätzen und im zweiten Obergeschosse. Einige Zimmerthüren haben noch die alten, einfachen Füllungen und Umrahmungen.

Die Hoffront des Vorderhauses wird in dem an dieser Stelle gänzlich geöffneten Erdgeschosse von einer steinernen toskanischen Säule auf hohem

Sockel getragen. Der gegenüberliegende Eingang in das massive Erdgeschoss des Hinterhauses ist rundbogig überdeckt mit toskanischem Kämpfergesimse. Aehnlich, mit einem Diamantquader als Schlussstein, ist auch das Eingangsthor an der Metzger-Gasse. Die beiden überhängenden Obergeschosse des Hinterhauses sind in verschiefertem Fachwerke errichtet und scheinen der Zeit vor dem Neubaue des Vorderhauses anzugehören; vielleicht wurde 1713—1714 gleichzeitig das Erdgeschoss umgebaut, denn der Eckkragstein an der Metzger-Gasse zeigt barocke Formen. Nach Westen, gegenüber dem Brunnen zum Heiligen Geist, erhebt sich ein zweigeschossiger, verschieferter Dachgiebel mit einfach geschweiften Umrisen, auf der Südseite ein entsprechendes Zwerchhaus. Das Hinterhaus besitzt keine besondere Treppe.

VOGEL STRAUSS.

Archivalische Quellen: Akten und Urkunden in dem von Bethmannschen Familienarchive; Fichards Geschlechtergeschichte, Faszikel Gishübel, im Stadtarchive I; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Risse in den Akten des Bau-Amtes.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung V; Steitz, Die Melanchthons- und Luthersherbergen in Frankfurt a. M. = Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. 1861; Erinnerungsblätter an den Basler Hof und das Haus zum Vogel Strauss in Frankfurt am Main, 1897 (herausgegeben von S. M. Freiherrn von Bethmann, bearbeitet von Dr. H. Pallmann und Dr. R. Jung).

Durch die Erweiterung der Schüppen-Gasse (jetzt Bethmann-Strasse) im Jahre 1896 fiel das Eckhaus derselben mit der Buch-Gasse, der Vogel Strauss (Lit. J Nr. 120) und seine Nebenhäuser (Lit. J Nr. 129 und 130). Das Haus gehörte seit 1818 zu der aus acht Einzelbauten bestehenden, der Familie Bethmann gehörigen Liegenschaft, deren Mittelpunkt der Basler Hof bildete. Ueber diese Gebäude erschien das oben angeführte Bethmannsche Werk¹⁾, welches das gesammte bis dahin vorliegende archivalische und gedruckte Material in erschöpfender Weise behandelt; unsere folgenden Ausführungen dürfen sich daher darauf beschränken, die Resultate

¹⁾ Als Manuskript gedruckt in 75 nummerierten Exemplaren; siehe auch: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, III. Folge, VI. Bd., 1899, S. XXIII. 45 Exemplare davon wurden vom Herausgeber dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde zum Verkaufe zur Verfügung gestellt, mit der Bestimmung, den Erlös zu Gunsten des vorliegenden Baudenkmal-Werkes zu verwenden. Die Risse und Zeichnungen des Architekten Franz von Hoven, nach welchen ein Theil der 16 Tafeln dieses Werkes hergestellt ist, wurden auch uns zur Nachbildung freundlichst zur Verfügung gestellt.

dieser Forschungen, soweit dieselben baugeschichtlicher Art sind, in Kürze und zum Theil wörtlich wiederzugeben.

Aus dem Mittelalter sind uns zwei andere Bezeichnungen des Hauses bekannt geworden. In der ältesten Urkunde darüber vom 23. März 1319, die J. K. v. Fichard in seiner Geschlechtergeschichte, Faszikel Gishübel, nach einem Originale des von Holzhausenschen Archives mittheilt, wird es das Haus „da ver Cuse Vinken inne was“ genannt: die Frankfurter Johanniter-Herren verkauften davon an Konrad Gishübel den Jungen und dessen Frau einen ersten Zins von 28 Schillingen Kölnischer Pfennige. Aus der zweitältesten Urkunde vom 29. Mai 1321, im von Bethmannschen Archive, geht hervor, dass damals Konrad Gishübel Besitzer von „der Vinken hus“ war. Die vielleicht aus Mainz stammenden Gishübel, welche dem Patriziate angehörten, kamen im Anfange des XIV. Jahrhunderts nach Frankfurt, wo sie gegen Ende desselben ausstarben. Nach Battonn wird im Jahre 1348 das Haus „hus zu deme alden Gyzubil“ genannt und zugleich als Eigenthümer wiederum Konrad Gishübel, nummehr aber mit dem Beinamen „der Alte“. 1392 geht das Haus in den Besitz der Familie Weiss von Limpurg über, denn die im selben Jahre verstorbene Drude Gishübel war mit Engel Weiss verheirathet. Am 23. Dezember 1450 verkauft es dessen Sohn Engel Weiss zum Wedel für 700 Gulden an Henne zum Humbrecht und dessen Gattin Elschen, welche auch in zwei Urkunden vom 2. August 1457 (Battonn) und vom 19. Juni 1472 (Bethmannsches Archiv) als Besitzer erwähnt werden. Nach einer Inschrift auf einem in der Bartholomaeus-Kirche aufgehängten, bei Battonn erwähnten Gedächtnisschilder muss das Haus nach dem 1477 erfolgten Tode des Henne wieder in den Besitz der Familie Weiss und zwar des Jakob Weiss gekommen sein (in einigen ebenda mitgetheilten Urkunden von 1493 und 1497 wird es zum Weissen genannt) und bald nach dessen Tode in denjenigen des Wolf Bronner, genannt Parènte, der am 19. November 1505 den Bürgereid geleistet hatte. Letzterer besass das Haus bereits im Jahre 1514; er richtete darin ein Gasthaus ein, nahm bauliche Veränderungen vor und gab ihm den Namen zum Strauss, der urkundlich 1519 vorkommt: „hus und gesess mit sampt synne stellen . . . etwan zum Gisshobel und itzund zum Struss“. Die Benennung zum Vogel Strauss wurde erst später gebräuchlich, als 1558 und 1577 ein lebendiger Strauss darin zu sehen war, dessen Bild am Hause angebracht wurde.

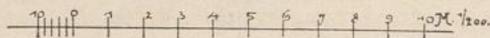
Von geschichtlicher Bedeutung ist die Einkehr Martin Luthers „in Wolf Parentes hus“, „doselbst im vil von etlichen siner gunner er gescheen“, am 14. und 15. April, ferner am 27. und 28. April 1521 auf seiner Reise nach und von Worms, worüber ein kurzer Bericht des Kanonikus Wolfgang Königstein am Liebfrauen-Stift vorliegt.¹⁾ Nach Steitz wohnten hier auch 1529 der Bischof von Hildesheim als kaiserlicher Legat, 1536 die Strassburger

¹⁾ Quellen zur Frankfurter Geschichte II, 39.

Reformatoren Capito und Bucer längere Zeit auf Kosten des Rathes der Stadt Frankfurt: demnach gehörte der Strauss zu den besseren Herbergen der Stadt. Wie wir aus zwei Urkunden im von Bethmannschen Archive erfahren, hat Bronner in den Jahren 1523 und 1528 wieder an dem Hause gebaut. Wann dieser starb und ob das Haus im Besitze seiner Familie blieb, konnte nicht festgestellt werden. Der Gasthausbetrieb



Fig. 114. Vogel Strauss; Ansicht der Ostseite.



wurde darin wohl fortgeführt, wie die oben erwähnte Ausstellung des Strausses vermuthen lässt. In einer undatierten Niederschrift des Johann Philipp Weiss von Limpurg, welcher 1577 Eigenthümer des Basler Hofes war, die etwa um das Jahr 1620 entstanden sein kann, finden wir als Besitzer die Erben des 1606 verstorbenen Stadtschultheissen Christoph Stalburger genannt. Im Besitze dieses patrizischen Geschlechtes scheint der Vogel Strauss auch noch am Ende des XVII. Jahrhunderts gewesen zu sein; dies kann daraus geschlossen werden, dass Johann Maximilian Stalburg, der Urenkel des Christoph, am 7. Mai 1697 von dem Mehl-

händler Johann Heinrich Scherer um 500 Gulden einen Garten kaufte, der an der Blauhand-Gasse lag und an denjenigen des Basler Hofes grenzte. Im Anfange des XVIII. Jahrhunderts kam das Haus, wahrscheinlich durch Erbschaft, an die Familie Glauburg. Im September 1739 ererbte es Friedrich Maximilian von Günderrode von seiner Schwiegermutter, einer geborenen von Glauburg, und verkaufte es am 1. Februar

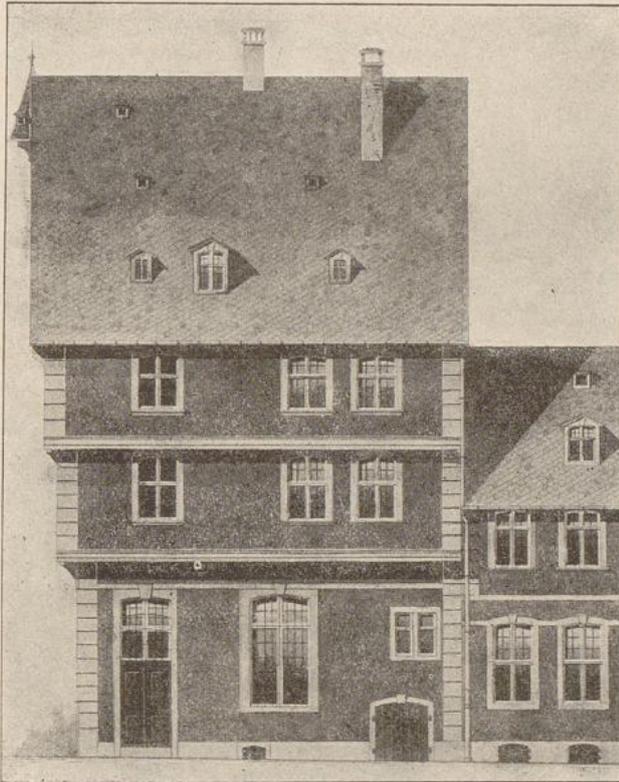
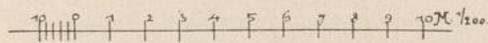


Fig. 115. Vogel Strauss; Ansicht der Nordseite.



1746 an den Handelsmann Matthaenus Lang und dessen Frau Magdalena Gertraud geb. Burgers; von den Kindern der letzteren kauften es am 1. April 1773 um 9575 Gulden der Weinhändler Joseph Medardus Mertens und dessen Frau Christina Elisabeth, geb. Bögner, welche im selben Jahre einige Veränderungen an der Façade der Schuppen-Gasse vornehmen liessen. Von diesen erwarb es am 4. Juli 1818 Katharina Margaretha Bethmann, geb. Schaaf, die Wittve Johann Philipp Bethmanns, um 22000 Gulden.

Das Haus zum Vogel Strauss wird hier deshalb in der Reihe der ganzen Gebäude besprochen, um daran zu zeigen, als Beispiel für viele gleiche Fälle, wie die in der Zeit der Renaissance entstandenen einfachen Bürgerbauten mit massivem Erdgeschosse und überhängenden Obergeschossen von Fachwerk durch den Barockstil verändert wurden. Wenn auch hier die archivalischen Quellen nichts Näheres über die Art und den Umfang der jedesmaligen Umbauten erkennen liessen, so kann doch

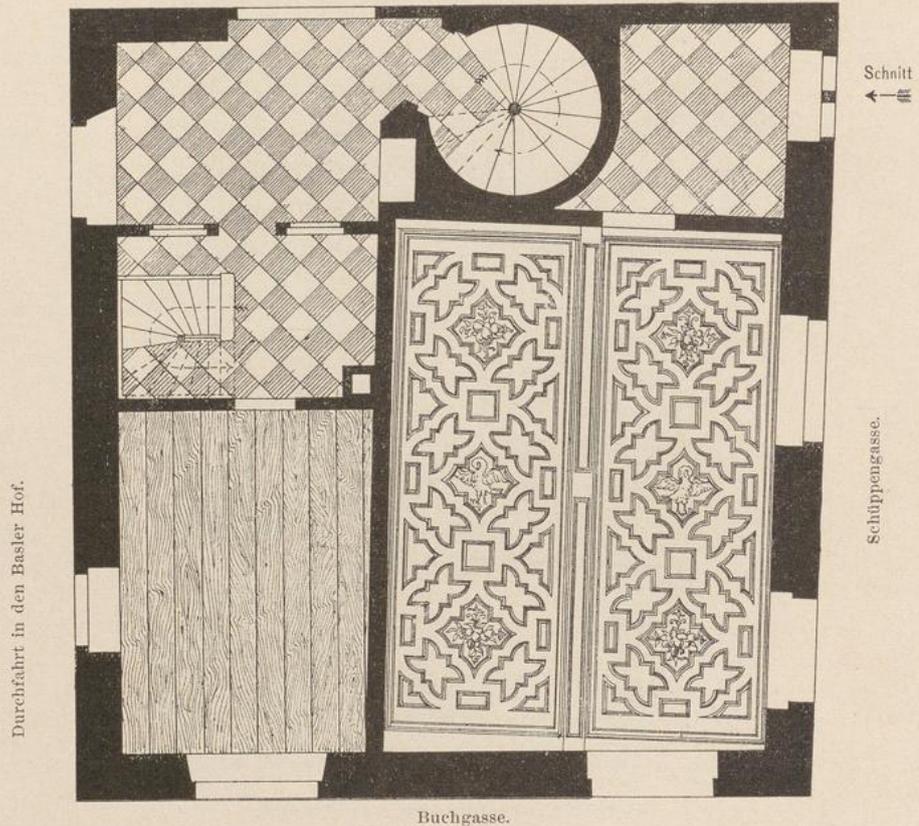
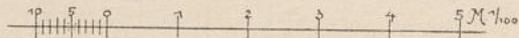


Fig. 116. Vogel Strauss; Grundriss des Erdgeschosses.



aus der Betrachtung des Baues selbst in seinem letzten Zustande ein Urtheil darüber gewonnen werden. Trotz der barocken Gliederungen der Façaden (Fig. 114 und Fig. 115) sehen wir noch im Ganzen die Anlage aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, die sicherlich von Wolf Bronner herrührt, der den gothischen Bau, welchen er ankaufte, wahrscheinlich von Grund aus umbaute. Vielleicht ist aus der Zeit vor 1500 die etwas ungewöhnliche Grundrisseintheilung (Fig. 116) in den da-

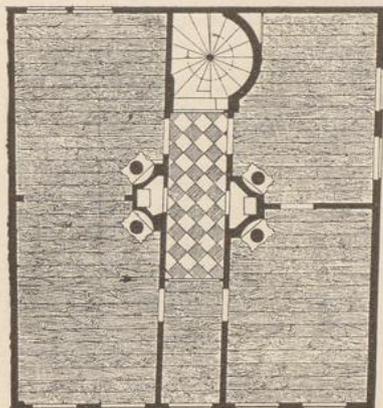


Fig. 117. Vogel Strauss; Grundriss des I. Obergeschosses.

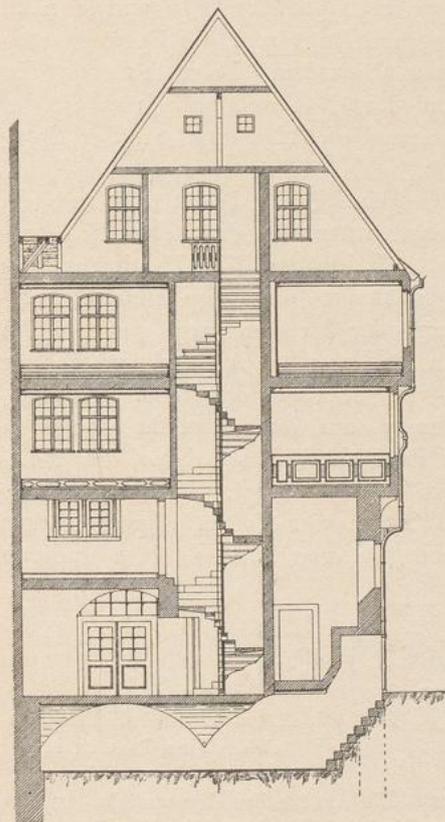


Fig. 118. Vogel Strauss; Querschnitt.



maligen Neubau übernommen worden; die sehr dunkel angelegte (Fig. 117 und 118) steinerne Wendeltreppe, die später den Namen Luthertreppe erhielt, mag ebenfalls darauf hinweisen. Vermuthlich verschwand auch zur Zeit des Umbaues die kleine Gasse, die nach der oben angeführten Urkunde vom 29. Mai 1321 zwischen dem Basler Hofe und „der Vinkenhus“ lag.

Das Erdgeschoss war ungewöhnlich hoch, so dass in seiner hinteren Ecke ein Zwischengeschoss mit besonderer Treppe angebracht werden konnte. In dem grösseren Raume, der sowohl an der Buchgasse als an der Schuppen-Gasse eine Eingangsthüre besass, befand sich eine schöne, auf Fig. 116 abgebildete Stuckdecke von geometrischer Einteilung aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Die Stuckverzierungen an den Decken der Zimmer des I. und II. Obergeschosses sollen nach Bethmann (S. 23 oben) ungefähr der Mitte des XVIII. Jahrhunderts angehört haben; Reiffenstein fand „an einem Träger im zweiten Stock eingehauen“ die Jahreszahl 1780. Diese ungenaue Bezeichnung der Anbringung der Zahl macht dieselbe leider zu einem sicheren Schlusse für das Datum des letzten Umbaues unbrauchbar. Die Art, in der der Vogel Strauss seine letzte Gestalt erhielt, indem die Fenster- und Thüröffnungen Stichbogen mit glatten, nur wenig hervortretenden Schlusssteinen erhielten, mit fast völligem Verzicht auf Profilierung der Gewände und der Bank (deshalb auch übereinstimmende Formen in Holz und Stein), indem die Ecken

mit glatten, geputzten oder gemalten Quaderlisenen eingefasst wurden, war von etwa 1740—1780 bei einfacheren Bauten allgemein beliebt; die alten Knaggen und Tragsteine wurden entfernt: am Vogel Strauss blieben nur diejenigen an der Ecke übrig, auch der Nasengiebel des hohen Satteldaches blieb erhalten.

Ueber das aussen am Erdgeschosse an der Buch-Gasse befindliche Bild des Strausses berichtet Reiffenstein im Juni 1862, dass es „von kunstgeschickter Hand“ al fresco gemalt gewesen sei; „bei genauer Untersuchung zeigt sich, dass unter dem jetzigen Freskobilde bereits ein älteres steckt, dessen Farben nun wieder zum Vorschein kommen“. Ueber dem Bilde stand folgende Inschrift:

„Ein Strauss war anderthalb Jahr alt.
In Gröss' und Form gleich dieser Gestalt.
Aus Tunis, dem Barbarien Land
Ward uns 1577 bekannt.“

Bei einem Neuanstrich des Hauses im September 1875 wurde nach Reiffenstein das Bild „so gut es ging, gereinigt und die Sprünge ausgebessert“, welche dann wieder übermalt wurden. Beim Abbruch des Hauses 1896 wurde es von der Wand losgelöst und soll jetzt an der neuerrichteten Façade des Bethmannschen Geschäftshauses an der Bethmann-Strasse wieder angebracht werden.

Bei Bethmann, Tafel 15, ist ein Oelgemälde abgebildet (2,33 m hoch, 5,19 m lang), welches sich in einem Zimmer unter einer dreifachen Tapetenschicht fand. Es gehört etwa der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts an, also der Zeit, „da das Haus noch im Besitze einer der beiden hervorragenden Patrizierfamilien, der Stalburg oder der Glauburg, gewesen ist. Links vom Beschauer sieht man einen studierenden Alchimisten, in der Mitte steht der Weise, der sich von der Thorheit der Welt abwendet, rechts sitzt die Wahrheit auf dem Throne, auf den neben ihr stehenden Schild mit der Sonne hinweisend, vor ihr steht Pallas Athene, die Weisheit, gestützt auf den Schild mit dem Medusenhaupt. Der Meister des Bildes ist nicht bekannt“. Das Bild ist an vier Seiten abgeschnitten; vielleicht war es anfänglich in einem grösseren Raume eines anderen Hauses angebracht.

ENGELTHALER HOF.

Archivalische Quellen: Akten Mgb B 5 Bd. II und Protokoll des Bau-Amtes von 1699, Stadtkämmerei-Akten im Stadtarchiv I; Reiffensteins Text zu seiner Sammlung im Historischen Museum.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Eine getuschte Federzeichnung der Gerning-Sammlung im Historischen Museum; Risse bei den Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung Bd. II.

Das Cisterzienserinnen-Kloster Engelthal in der Wetterau besass nach den Bedebüchern schon im Jahre 1320 den Hof in der Tönges-Gasse (Lit. H Nr. 159; Tönges-Gasse 5), welcher noch heute nach dem früheren Besitzer der Engelthaler Hof genannt wird. Es war ein Wirthschaftshof, der an Pächter vergeben oder von einem Verwalter bewirtschaftet wurde; das an der Töngesgasse gelegene Haupthaus diente zugleich den Insassen des Klosters als Absteigequartier. Die Aebtissin Juliana Schmid von Fulda, die Wiederherstellerin der Engelthaler Klosterkirche, liess dieses Haus 1698—1699 neu erbauen; nach der am 13. Mai 1699 erfolgten Baubesichtigung wurden die Gebühren von 3 Stockwerken, 39 Fenstern, 1 Thüre mit 1 Tritt, 3 Kellerlöchern, 1 Zwerchhaus, 1 Waschkessel berechnet. Bei der Feuersbrunst in der Nacht vom 26. zum 27. Juni 1719, welche diese ganze Stadtgegend verheerte, wurde auch dieses neuerbaute Haus in Asche gelegt. Das Kloster liess das Haus sofort wieder herstellen. Die unten zu erwähnende Inschrift von der Aebtissin Juliana Schmid von Fulda bezieht sich auf den Neubau von 1699, denn sie starb schon am 20. August 1702;¹⁾ bei der Wiederherstellung des Hauses wurden der Inschrift die darauf bezüglichen Schlussworte beigefügt: „fato combustam ex cinere suscitavit MDCCXXO,“ ohne dass man an die Stelle der längst verstorbenen Aebtissin, der Bauherrin von 1699, deren Nachfolgerin, welche die Wiederherstellung von 1720 anordnete, genannt hätte.

Nachdem das Kloster etwa ein halbes Jahrtausend den Hof mit seinen Gebäulichkeiten besessen hatte, kam er 1802 mit dem Eigenthum der anderen hiesigen wie auswärtigen Stifter und Klöster in den Besitz der Stadt, wurde aber schon 1804 von dem Administrations-Amt der geistlichen Güter an den langjährigen Verwalter des Klosters Simon Ziegler für 37,500 Gulden im 24 Guldenfusse verkauft. Er ist seitdem stets in privatem Besitze verblieben.

Für die Art der Bebauung des Grundstücks vor dem Jahre 1699 geben der Belagerungsplan und Merians Plan nur sehr geringen Anhalt: beide zeigen in kleinstem Massstabe die stark verkürzte Aufsicht auf die Dächer. Ebenso fehlt eine durchaus sichere Ueberlieferung der architektonischen Gestaltung des Neubaus der Aebtissin Schmid, welcher von 1699—1719 stand; immerhin ist im Hinblick auf andere Bauten aus dieser Zeit mit grösster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass ausser dem Erdgeschoss auch die Obergeschosse massiv in Quadern errichtet waren und dass die damalige Eintheilung der Strassenseite in dem jetzigen Baue (Fig. 119, 120, 121) noch erhalten ist, da wohl grössere Theile derselben, welche beim Brande unversehrt geblieben waren, zum Baue von 1720 wieder verwendet oder an Ort und Stelle belassen werden konnten, und ferner der heutige Zustand der Strassenseite mit dem Baue von 1720, wie

¹⁾ Kunstdenkmäler im Grossherzogthum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Büdingen (Darmstadt 1890) S. 134.

ein Vergleich mit der in der Gerning'schen Sammlung enthaltenen, von Rauschner 1773 gefertigten Aufnahme (Fig. 122) zeigt, im wesentlichen übereinstimmt. Dies gilt auch von den obigen Angaben der Baubesichtigung



Fig. 119. Engelthaler Hof; Theil der Façade.

vom 13. Mai 1699 hinsichtlich der Rauschner'schen Aufnahme, aus deren Datierung sich die Thatsache ergibt, dass das heutige attikaartige dritte Obergeschoss erst nach dem Jahre 1773 entstanden sein kann; eine bau-

liche Veränderung der Architekturtheile zwischen den Jahren 1720 und 1773 hat jedenfalls nicht stattgefunden. Die Einrichtung der Fenster des Erdgeschosses zu Ladenerkern wird wohl zum ersten Male kurz nach dem Jahre 1804 erfolgt sein, eine weitere Veränderung wurde laut Akten des Bau-Amtes im August 1864 vorgenommen.

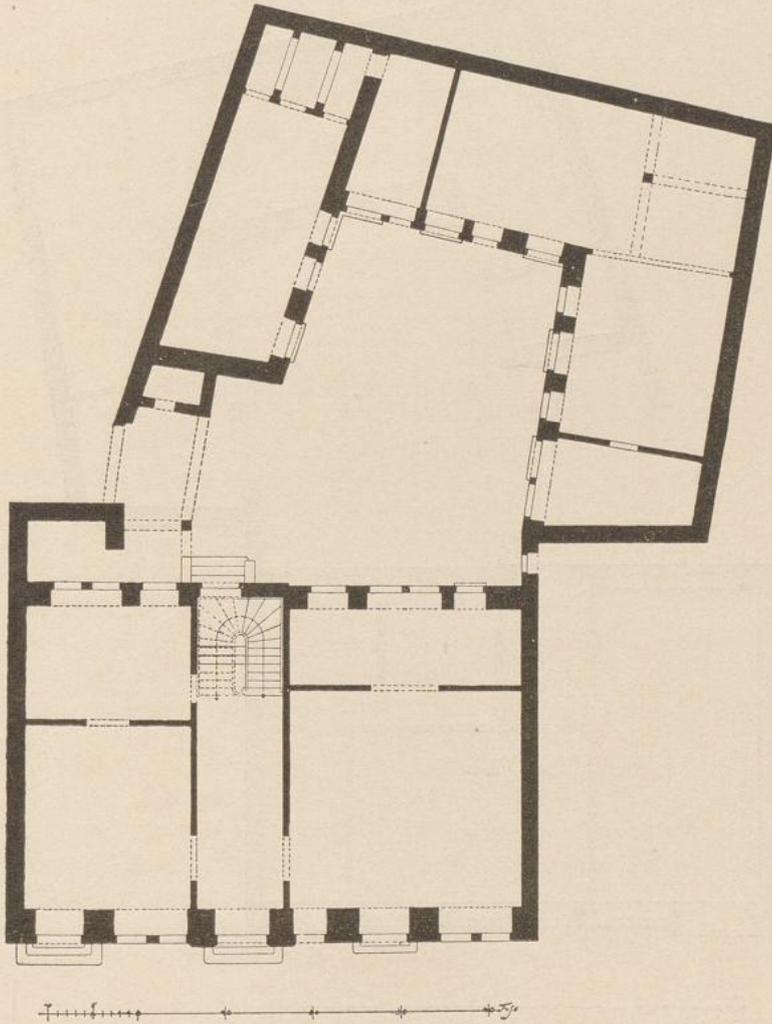


Fig. 120. Engelthaler Hof; Grundriss des Erdgeschosses.

Den Werth als Baudenkmal erhält der Engelthaler Hof nur durch die Strassenseite. Die Grundrissbildung ist wohl weiträumig, die Zimmer des ersten Obergeschosses im Hauptbaue hängen sämtlich unmittelbar unter einander zusammen, jedoch weist dieselbe keinen eigenartigen

Zug auf. Getrennt vom Hauptbaue ohne unmittelbaren Zusammenhang mit diesem ist das Hofgebäude errichtet; seine Façaden sind durchaus massiv mit einfachen glatten Fenstergestellen, nur die Thürumrahmungen im Erdgeschosse besitzen ein an dem wagrechten Sturze herumlaufendes

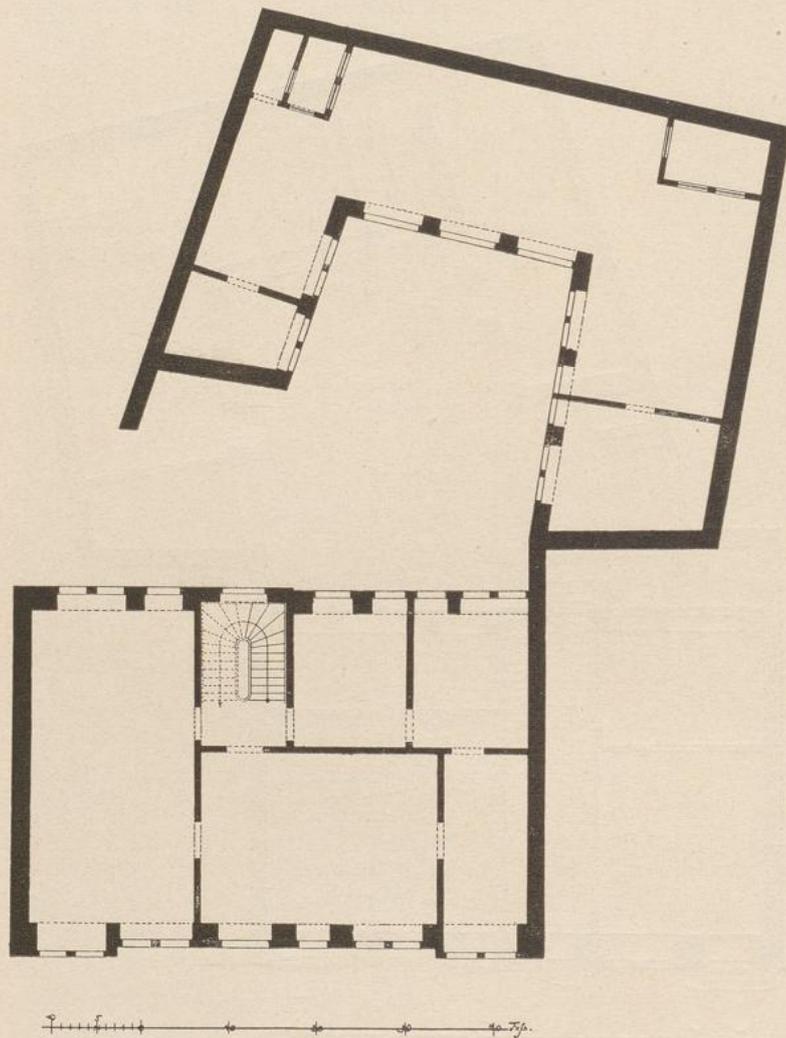


Fig. 121. Engelthaler Hof; Grundriss des ersten Obergeschosses.

Rundstabprofil, welches an den Gewänden in Brüstungshöhe auf einem entsprechenden gedrehten Sockelstück entspringt. Dass das Höfchen, wie fast überall in Alt-Frankfurt, eines malerischen Reizes nicht entbehrte, lässt ein meisterhaftes Aquarell von J. F. Dielmann aus dem Jahre 1847

noch erkennen (Fig. 123)¹⁾; das grosse, an dem in die Fahr-Gasse mündenden kurzen Gässchen gelegene Hofthor war früher mit einer den Hauptbau und den östlichen Hofflügel verbindenden Altanlage überbaut, die „mit Blumen besetzt war, so dass sie einem förmlichen Gärtchen glich.“

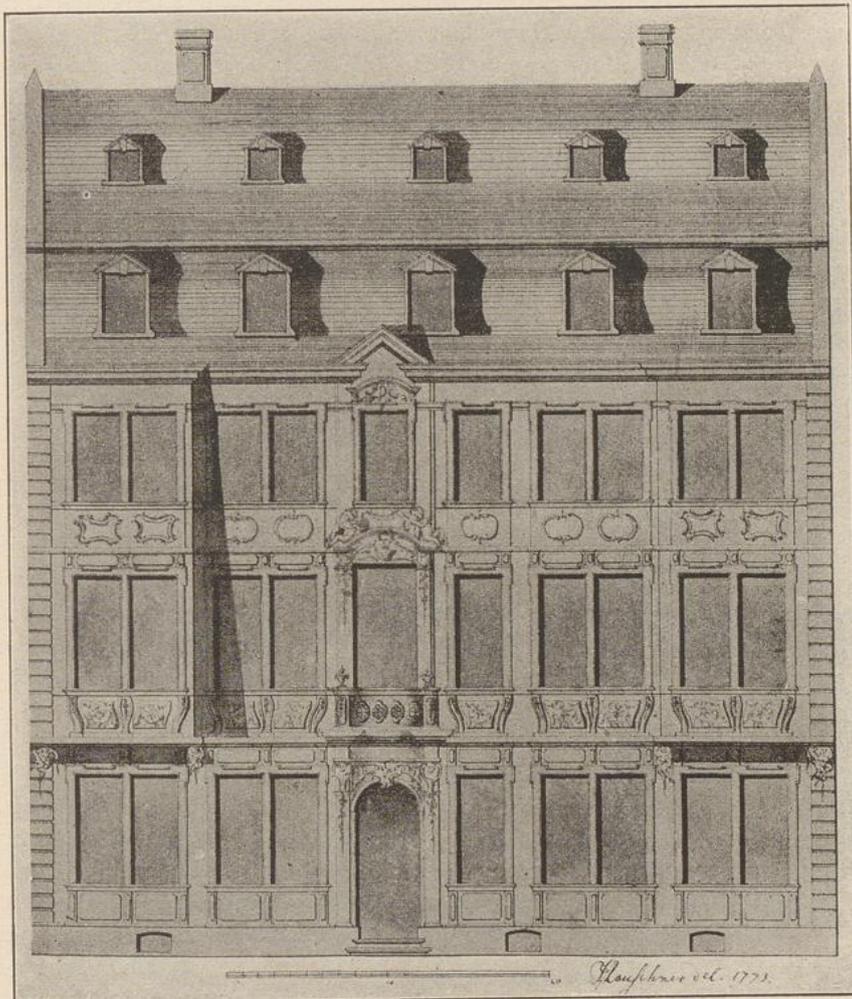


Fig. 122. Engelthaler Hof im Jahre 1773.

Aber nicht durch diesen Blumenschmuck allein entsteht hier die malerische Wirkung. Dieselbe beruht vielmehr in der ungezwungenen Anordnung

¹⁾ Das Original in der Sammlung Heinrich Stiebel. An dem Bilde ist beachtenswerth, dass Dielmann in künstlerischer Freiheit in der Durchsicht zwischen den Häusern des Gässchens, statt des davorliegenden Hauses auf der Ostseite der Fahr-Gasse, den alten Pfarrthurm aufragen lässt.

der unter einander in der Spannung und dem Umriss verschiedenen einfachen Tragebögen, von welchen der einschenklig an den Hauptbau anlehende, in den architektonisch durchaus ruhig gehaltenen Hofraum eine lebhaftere, eigenartige Linie hineinbringt; dabei ist die Verschiedenheit der Bögen nicht willkürlich gesucht, sondern richtet sich streng nach den durch die Vortreppe, das Hauptthor und eine schmale seitliche Einlasspforte gegebenen Anforderungen. Der Abbruch des Altans muss, wenn wir die Datierung des Aquarells und einen bezüglichen Vermerk Reiffensteins vom Juni 1859 berücksichtigen, zwischen den Jahren 1847 und 1859

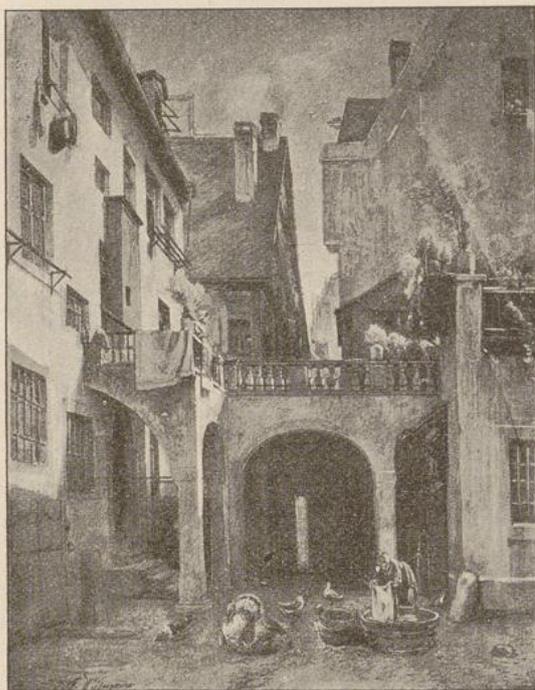


Fig. 123. Engelthaler Hof; innerer Hofraum.

erfolgt sein. Heute steht nur noch der Theil, welcher rechts von der Mitte an dem östlichen Hofflügel vor-springt; es befinden sich daran noch einige schön gedrehte Holzbaluster und der flache, einfache, toskanische Pfeiler des engsten Bogens, daneben der alte Pumpbrunnen. Von den Hofflügeln hat nur der westliche drei Obergeschosse, die beiden anderen deren je zwei. Die Rückseite des Hauptbaues stimmt in dem Aussehen mit den anderen Hof-façaden überein. In der Architektur der Strassenseite könnten die Umrahmungen der Fenster mit den „Ohren“ und ihrer herumlaufenden architravartigen Gliederung stil-kritisch noch dem Neubaue der Aebtissin Schmid vom Jahre 1699 zugeschrieben werden. Dies gilt jedoch nicht von den Brüstungsflächen und der ganzen Gestaltung der Hauptachse; letztere, dem Jahre 1720 angehörend, zeigt einen entschiedenen Einfluss französischen Spät-Barocks, der verhältnissmässig spät in Frankfurt sich geltend machte (vgl. S. 137 oben). Die damalige Vorliebe für gekrümmte Linienführung in den Gliederungen tritt hier recht deutlich hervor, sowohl an dem in flachem Kreisbogen vortretenden schmalen Balkone, dessen Biegung sich der Sturzbogen über der Eingangsthüre und die Stellung von deren seitlichen, flachen, toskanischen Pfeilern an-bequemen musste, an den Verdachungen der Balkonthüre und des darüber

erfolgt sein. Heute steht nur noch der Theil, welcher rechts von der Mitte an dem östlichen Hofflügel vor-springt; es befinden sich daran noch einige schön gedrehte Holzbaluster und der flache, einfache, toskanische Pfeiler des engsten Bogens, daneben der alte Pumpbrunnen. Von den Hofflügeln hat nur der westliche drei Obergeschosse, die beiden anderen deren je zwei. Die Rückseite des Hauptbaues stimmt in dem Aussehen mit den anderen Hof-façaden überein.

In der Architektur der Strassenseite könnten die Umrahmungen der Fenster mit den „Ohren“ und ihrer herumlaufenden architravartigen Gliederung stil-kritisch noch dem Neubaue



Fig. 124.

WOLF; ANSICHT.

liegenden Fensters, als auch namentlich an den Fensterbrüstungen des ersten Obergeschosses, wo der von rechts und links nach der Mittelachse der gekuppelten Fenster gebogene Umriss der flachen Sockel aus der Absicht hervorgegangen zu sein scheint, bei geringer Tiefe durch perspektivische Linien die Wirkung einer grösseren Laibung zu erreichen. Im zweiten Obergeschoße sind die Brüstungen mit einfacheren Rahmenfüllungen ausgestattet.

Was die Achsentheilung der Façade betrifft, so liegt die Eingangsthüre nicht in der Mitte. Zwischen dieser Hauptachse und den zwei Paar gekuppelten Fenstern schiebt sich auf der rechten Seite noch eine Achse mit einem einfachen Fenster; die gekuppelten Fenster an den beiden Enden der Façade sind im ersten und zweiten Obergeschoße zur Bildung von nur 40 cm ausladenden Erkern benutzt. Von den Tragsteinen dieser beiden Erker sind die ursprünglichen nur an dem rechten Flügel erhalten. Sie besitzen nicht die strenge tektonische Durchbildung, welche denselben Bautheilen sonst in Alt-Frankfurt zu theil geworden war; unter dem als Unterplatte vorstehenden Gurtgesims ist ein kleiner Putto, der von einem faltigen Mantel umflattert wird, in schwebender, nicht wie früher in hockender oder stützender, Haltung angebracht, dadurch und durch den kleinen, schwächlichen Maassstab nicht geeignet, um als Sinnbild der stützenden Kraft zu wirken. Die unter dem östlichen Erker (Fig. 119) sitzenden Tragsteine genügen dieser Forderung eher; sie sind gelegentlich der Herrichtung der neuen Ladenerker im Anfange des XIX. Jahrhunderts entstanden und dem Stile des Hauses angepasst. Ebenfalls von besserer Wirkung, aber noch ursprünglich, sind die beiden, die Verlängerung der schräg gestellten Thürpfeiler bildenden und die Verkröpfung des Balkongesimses tragenden, flachen Konsolen. Ausser den Erkern besitzt die Façade eine senkrecht durchlaufende Gliederung in den an den äussersten Enden aufsteigenden flachen Quaderstreifen und in der flachen Mauer- vorlage über dem Eingange, welche im ersten Obergeschoße die vorspringenden Fensterpfeiler bildet, im zweiten Obergeschoße aber als solche zur Geltung kommt und gegen das Kranzgesims anläuft. Den Eindruck einer senkrechten Gliederung rufen auch hervor im Zusammenhange mit den Fenstergewänden die zwischen den Sturz über den letzteren und das darüber hinlaufende Gurtgesims eingeschobenen, mit einfacher Füllung versehenen kurzen Stücke. Am Erdgeschoße ist dies nur noch auf dem westlichen Flügel zu sehen, da bei der Einrichtung der Läden auf dieser Seite die alten Fenstergestelle nicht entfernt wurden.

Alle Verzierungen sind einheitlich in der Art der Brüstungen des ersten Obergeschosses; dort bilden die Grundlage flache, vielfach verschlungene und gebogene Bandstreifen, an deren Seiten konventionelle Akanthusranken entspringen, dazwischen kleine Blumengewinde und Muscheln oder Palmetten. Ebenfalls in nur geringer Erhebung über den Grund sind die Füllungen an der Untersicht der Erker, an den Zwickeln

RAVIA
MDCXXO
RAVIA
IN WETE
ANGELORVM
IN VALE
ANGELORVM
IN WETE
VSTAM • EX CINERE SVSCITAVIT
AVGVSTAM
SIS ABBATISSA
FATO COMB
DMA • IVLIANA SCHMIDIN FVLDEN
VETVSTAM • FECIT • VENVSTAM
ADM RDA
ME VIDIT

und dem an der Stirnseite mit einer Maske besetzten Schlussstein des Thürbogens gemeisselt. Nur mit Akanthus sind die vier länglich runden Durchbrechungen der Balkonbrüstung eingefasst; auch die mit grosser Feinheit geschnitzten Verzierungen der Hausthüre zeigen die an den Brüstungen geschilderten Einzelheiten. Bemerkenswerth ist, dass das Profil der die beiden Thürflügel von dem halbrunden Oberlichte trennenden Oberschwelle sich genau aus demjenigen der beiden in der Laibung der Thüre sitzenden, den etwas überhöhten Rundbogen tragenden, kleinen Konsolen fortsetzt; es ist mit nicht zusammenhängenden, aufrecht gestellten breiten Akanthusblättern besetzt. Etwas derber in der Formgebung ist der Schmuck der beiden Fensterverdachungen: im zweiten Obergeschosse eine hübsche Kartusche, im ersten Obergeschosse Rankenwerk, in dessen Mitte eine männliche Büste, die nicht vollständig sich vom Hintergrunde loslöst. Dieselbe ist eine in rein dekorativer Absicht angebrachte Zuthat, irgend eine Beziehung konnte auch nicht ermittelt werden; die Ausführung ist ziemlich handwerksmässig, ebenso diejenige der beiden auf der Verdachung gelagerten Putten. Der links sitzende hält eine Lyra, der rechts sitzende ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen Seiten die Inschrift zu lesen ist:

EX	DIVM
CINERE	ERIT
POST	FOR
INCEN	TIOR

Bei der Zusammenzählung der durch die grossen Buchstaben dargestellten Zahlenwerthe ergibt sich das Erbauungsjahr 1720.¹⁾

Die oben in dem geschichtlichen Theile schon erwähnte grössere zweizeilige Inschrift ist auf dem Friesse des über dem Rundbogen des Einganges liegenden, dreitheiligen wagrechten Gesimses angebracht; dieselbe wird hierneben buchstäblich wiedergegeben, und zwar mit Hinzufügung von senkrechten, die Begrenzung der Verkröpfungsstücke und deren schmale Laibungen bedeutenden Trennungsstrichen, um die Unterbringung der Worte auf diesen Flächen zu zeigen.²⁾

¹⁾ Bei Horne, Frankfurter Inschriften (Frankfurt 1897), Seite 49 ist unrichtigerweise abgedruckt: TIOR (ohne Hervorhebung des I), wodurch die Zusammenzählung daselbst auch nur 1719 ergibt.

²⁾ Bei Horne (S. 50) ist diese Inschrift ohne Zeilentrennung mit einem unrichtigerweise hinter VALLE gesetzten Striche abgedruckt; ausserdem fehlen bei Horne die Worte: „in Weteravia“ und „augustam“.

Die abgekürzten ersten drei Worte sind zu lesen: *admodum reverenda domina*.¹⁾ Die Inschrift ist nachlässig und ungleich eingemeisselt. Auffällig ist, dass in der unteren Zeile und in dem darunter gesetzten Worte *AVGVSTAM* der kurze Querbalken des Buchstaben *A* gerade und wagrecht läuft, während derselbe in der oberen Zeile die Form eines mit der Spitze nach unten gekehrten Winkels hat (**A**); ferner fehlen in der unteren Zeile, das Wort *SVSCITAVIT* ausgenommen, die Punkte über dem Buchstaben *I*, während dieselben in der oberen Zeile überall gesetzt sind. Auf die aus dieser Verschiedenheit und aus den obigen archivalischen Angaben hinsichtlich der Entstehung der Inschrift sich ergebenden Möglichkeiten hier näher einzugehen, ist im Rahmen dieser Schilderung für die Stilbestimmung des Bauwerkes von keiner Bedeutung.

Im Innern des Hauptbaues ist von dem ursprünglichen Ausbaue nichts mehr erhalten.

HAUS ZUM WOLF IN DER FAHR-GASSE.

Archivalische Quellen: Bauamts-Protokolle (1729, 1730) im Stadtarchiv I; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Getuschte Federzeichnung von Rauschner (1773) in der Gerning-Sammlung des Historischen Museums.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung II.

Ueber die Geschichte dieses Hauses (Lit. A Nr. 167, Fahr-Gasse 16) konnten nur spärliche Angaben festgestellt werden. Es war gegen Ende des XVII. Jahrhunderts das Wohnhaus des ersten Frankfurter Porzellan-Fabrikanten Johann Christof Fehr, wurde 1703 von dessen Erben an Georg Heinrich Walther und 1727 von dessen Erben an Joachim Andreas Wittmann verkauft. Der nächste Besitzer ist dessen Schwiegersohn Dr. med. Johann Friedrich Ochs. Das Jahr der Erbauung konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden; es ist aber stilkritisch mit ziemlicher Sicherheit wegen der ausgeprägten Bauweise des Hauses und durch Heranziehung mehrerer ähnlichen, datierten Bauten (vornehmlich Saalhof 1715 bis 1717; Engelthaler Hof 1720; Lichtenstein 1725) zwischen 1715 und 1730 anzusetzen. Bauherr war wahrscheinlich der Arzt Johann Friedrich Ochs, dessen Name in dem hier wiedergegebenen Bauamts-Protokolle vom 30. Mai 1729 genannt wird: „Ochs: H. Joh. Friedrich, med. Dr., will die Thür und Fenster an seiner Behausung in der Fahrgass zum Wolf verändern. Besichtigt durch den Bauschreiber und Mr. Fuchs, Zimmermann. Montags

¹⁾ Das *N* im Worte *DOMINA* hat in der Inschrift die Form, wie wir auf S. 154 wiedergegeben haben.

d. 30. May 1729. Item will er ein Zwerchhauss setzen; sind anjetzo 14 Fenster und 2 Thüren.“ Die hier gegebene Anzahl von Fenstern und Thüren wird weiter unten noch in Erwägung gezogen werden. Ebenfalls auf Ochs als Erbauer deutet der Titel der 1773 von Rauschner gefertigten Aufnahme des Hauses: „Façade des vormaligen Ochsischen-, nunmehrigen Maessischen Hausses in der Fahrgasse“. Aus dem Häuserverzeichniss von 1761 und verschiedenen Einträgen in den Akten des Bau-Amtes geht hervor, dass das Haus zwischen den Jahren 1761 und 1864 ständig im Besitze der Familie Maes gewesen ist. Ein Bauamts-Protokoll aus dem Jahre 1730 handelt von der Erbauung einer Gallerie „gegen den Hof“; hieraus dürfte ergänzend zur obigen Datierung angenommen werden, dass der jetzige Bau jedenfalls vor 1730 stand.

Im Innern neben der Stiege war früher der aus Mainz stammende römische Inschriftstein eingemauert, den L. Canuleius sich und seinem Sohne setzte; er befindet sich jetzt im Historischen Museum.¹⁾

Ein Vergleich zwischen dem vorher besprochenen Engelthaler Hof und dem Hause Wolf (Fig. 124) zeigt die Verwandtschaft in den Bauformen der beiden Façaden. An dem letzteren haben jedoch die Verhältnisse und Achsenweiten, die allgemeine Anordnung sich freier und vornehmer entwickelt, ebenso die Verzierungen; auch hier sind die beiden toskanischen Thorpfeiler im Grundrisse etwas schräg zur Façade gestellt und sogar die Stirnfläche dieser Pfeiler selbst ist flach ausgebogen.

Die Strassenseite bietet heute nicht ganz mehr den ursprünglichen Zustand, welcher uns in der Zeichnung Rauschners noch erhalten ist. Die heute sichtbaren beiden äussersten Fenster im dritten Obergeschosse wurden laut Akten des Bau-Amtes erst im Jahre 1864 errichtet, wodurch dieses Geschoss über dem Hauptgesimse das Aussehen einer Attika erhielt, während es früher nur drei Fenster breit war und mit einfach im Sinne des jetzigen oberen Giebelstückes geschwungenen Seitenlinien, deren Enden mit Ziervasen besetzt waren, das untere Giebelgeschoss bildete. Die frühere stattliche Giebelanlage indessen scheint erst kurz nach der Erbauung der Façade nachträglich, um deren Wirkung zu erhöhen, hinzugefügt worden zu sein. Diese Annahme stützt sich auf den Wortlaut des oben mitgetheilten Protokolles vom 30. Mai 1729 und die Thatsache, dass nach Rauschners Zeichnung früher im Erdgeschosse, bis auf die Thüre rechts vom Thorbaue, nur Fenster waren: die heutige Ladenthüre links vom Thorbaue und die Tieflegung der Fensterbänke im Erdgeschosse erfolgte nach Akten des Bau-Amtes im Jahre 1864. Ausser den beiden Thüren wären also 1729 gezählt worden: im Erdgeschosse drei Fenster, in den beiden Obergeschossen zusammen zehn Fenster; das vierzehnte Fenster kann nur einer einfachen grösseren Dachgaube in der Mittelachse angehört

¹⁾ Brambach, Corpus inscriptionum Rhenanarum Nr. 1291, woselbst die Litteratur über diesen Stein angegeben ist.

haben, an deren Stelle dann der zweigeschossige Giebelbau, das „Zwerchhaus“ gesetzt wurde. Für erweiternde Zusätze an einem schon bestehenden Baue spricht auch, wie schon erwähnt, die Anlage der Gallerie „gegen den Hof“ im Jahre 1730, von welcher heute noch Theile vorhanden sind, die unten besprochen werden.



Fig. 125. Wolf; Thorbau.

Der Grundgedanke, welcher den Einzelformen des Baues innewohnt, nämlich die Geraden an geeigneter Stelle durch sanft geschwungene Linien oder schmale, rechtwinklig abgesetzte gleichlaufende Streifen zu unterbrechen, ist überall meisterhaft mit vornehmer Mässigung, nirgends aufdringlich oder mit Häufung von Motiven durchgeführt und das letztere

gilt auch von den Ornamenten. Von vortrefflichen Verhältnissen ist der Thorbau (Fig. 125). Bemerkenswerth ist, wie der Flachbogen des Sturzes nicht die ganze lichte Breite des Thores einnimmt, sondern gegen die Laibung in kurze wagrechte Stücke ausläuft. Ein zwischen den beiden flachbogigen Giebelstücken angebrachter, hübsch umrahmter Schild trägt als Flachbild das Hauszeichen, den Wolf. Ausser der derb humorvoll aufgefassten Maske des Schlusssteines besitzt der Thorbau noch figürlichen Schmuck in den auf den Giebelstücken sitzenden Putten, welche sich hier aber durch kein Attribut und durch keine Bewegung als beabsichtigte Sinnbilder ausweisen können; ihre Formgebung ist handwerksmässig. Die aus zwei ungleichen Flügeln bestehende Hausthüre und das geschmiedete Gitter darüber sind von ruhiger, klarer Flächenwirkung. Die übrigen Oeffnungen des durchaus massiven Erdgeschosses haben Stichbogen. Im September 1899 wurde der Mauerpfeiler zwischen der Thüre und dem Fenster rechts vom Thorbau abgebrochen und die so entstandene grössere Oeffnung mit einem weitgespannten Korbogen überdeckt.¹⁾

Die beiden Obergeschosse besitzen unter einander keine wagrecht durchschneidende oder senkrecht durchlaufende Gliederung. Nur an den beiden Enden der Façade steigen Quaderstreifen auf; die massiven Fenster aus rothem Sandsteine stehen jedes für sich in der umgebenden hellen Putzfläche, über welche die Verdachungsgesimse und die Bänke der Fenster des ersten Obergeschosses und im zweiten Obergeschosse die schönen Agraffen in den Stürzen und Bänken kräftiger hervortreten. Das mittlere Fenster im ersten Obergeschosse ist in seiner Verdachung, in den ornamentalen, seitlich von dem Sturze abstehenden Bildungen und in der ornamentalen Füllung der Brüstung gegen die anderen Fenster hervorgehoben; letztere sind paarweise übereinstimmend angeordnet. An den nur sehr wenig vortretenden Ohren der Gewände im ersten und zweiten Obergeschosse hängen dicht anschliessend sehr zierliche stilisierte Blüthengehänge herab. Sehr fein ist auch die Wiederholung der Verkröpfungen vom äusseren Rande des Sturzes an dessen Innenseite; es ist lehrreich die Einzelausführung dieser kleinen, auf eine durch Frankreich beeinflusste Verfeinerung hindeutenden Züge mit den entsprechenden, an den früher genannten barocken Bauten, namentlich am Saalhofe (Fig. 22 und Fig. 23) zu vergleichen. An dem letzteren sind z. B. die Fensterverdachungen mit dem Sturz durch eine einfache geschwungene Linie verbunden: am Hause Wolf sehen wir dies nur an dem mittleren Fenster, an den seitlichen Fenstern ist diese Linie in eine vielgegliederte, aus zwei gegen einander gerichteten Windungen bestehende Stütze umgewandelt. Letzteres Motiv tritt in ähnlicher tektonischer Bestimmung, aber einfacher gehalten

¹⁾ Das Lichtbild zu unserer Abbildung der Façade (Fig. 124) wurde kurz vor dieser Veränderung aufgenommen, dasjenige des Thorbaues (Fig. 125) nach derselben. Die Schlusssteine der beiden Stichbogen wurden dem Historischen Museum überwiesen.

auch am Thorbaue auf, als Abstützung zwischen dem aufgebrochenen Giebelstücke und dem wagrechten Gesimse. Eine weitere Abwechslung in der Behandlung der Fensterstürze zeigt sich im dritten Obergeschosse; der Sturz der drei mittleren (alten) Fenster ist flach geschwungen, jedoch nicht wie das Stück eines Kreisbogens, sondern ähnlich dem Sturze des Thorbaues wie ein gestreckter, nicht gespannter Schiessbogen. Von diesen drei Fenstern des ehemaligen unteren Giebelgeschosses fielen die Bänke, welche nach Rauschner in gleicher Weise wie an den Fenstern des zweiten Obergeschosses mit einer Agraffe besetzt waren, dem Umbaue im Jahre 1864 zum Opfer.

Eine Neuherichtung erfuhr das Dachgeschoss nach einem im Frühjahre 1899 erfolgten Brande, bei dem auch zwei Büsten, welche auf den Absätzen des oberen von einer Ziervase bekrönten Giebelabschlusses gestanden hatten, zu Grunde gingen; die beiden darunter auf den Schneckenwindungen des Giebels stehenden männlichen Phantasiebüsten blieben erhalten, jedoch wurde der Raum zwischen diesen und der Giebellinie zur grösseren Festigung durch ein niedriges Mäuerchen ausgefüllt. Von ebenso zierlicher, reizvoller Anordnung wie die Agraffen der Fensterumrahmungen ist auch die Einfassung des länglich runden Giebelfensters.

Der innere Ausbau des Hauses muss von gediegener Vornehmheit gewesen sein, wie noch einzelne erhaltene Stücke beweisen. Die Steinsäule, welche, im Erdgeschosse am Anfange der nach dem ersten Obergeschosse in zwei geraden Läufen führenden Sandsteintreppe stehend, die Wange des zweiten Laufes und das Podest oberhalb zu stützen hat, gehört der toskanischen Ordnung an und erhebt sich auf einem quadratischen Sockel, dessen Füllungen mit Blumengehängen geschmückt sind; sie trägt als Kämpferstück ein dreitheiliges Kranzgesims von entsprechendem Querschnitte. Das schmiedeeiserne Treppengitter ist nach demselben Motive, aus welchem das Gitter des Oberlichtes am Thorbaue zusammengesetzt ist, entworfen. Im ersten Obergeschosse besitzt das an der Strasse liegende nördliche Zimmer (in neuerer Zeit durch eine Zwischenwand getheilt) noch die gesammte alte Vertäfelung an den Fensternischen und den „Lambris“ und die alten Thüren. Namentlich die zweiflügelige Verbindungsthüre (Fig. 126) nach dem anderen Vorderzimmer mit ihren tiefen, aus dem vollen Brette gehobelten Kehlungen, den seitlichen korinthischen Pfeilern, deren Kapitäle mit Engelsköpfchen geschmückt sind, und dem darüber liegenden mehrfach verkröpften, reich profilirten Kranzgesimse ist künstlerisch wie auch technisch von hervorragender Arbeit und prächtiger Wirkung; da die ursprüngliche Supraporte nicht mehr vorhanden, heute dafür eine neuzeitliche Landschaft angebracht ist, blieb dieser Raum auf unserer Abbildung unausgefüllt. Das die Decke tragende Stuckgesims bildet die Fortsetzung von dem oberen Theile des von den beiden Pfeilern getragenen Gesimses über der Thüre, wie auf Figur 126 zu sehen ist. Ohne architektonische Umrahmung ist die zweite, auf den Flur führende

Thüre, deren Füllungen einfacher sind und denjenigen der Lambris ähneln. An den Decken sind noch Stuckleisten in geometrischer Anordnung vorhanden, wahrscheinlich waren die grösseren Felder mit Malereien geschmückt.

Das Vorderhaus enthält auf jedem Stockwerke zwei Vorderzimmer (ursprünglich) und dahinter nach dem Hofe zu den Treppenraum, den Flur und ein Hinterzimmer; unmittelbar hinter dem Treppenraume, vom Flur aus zugänglich, erstreckt sich ein schmaler nördlicher Hofflügel mit

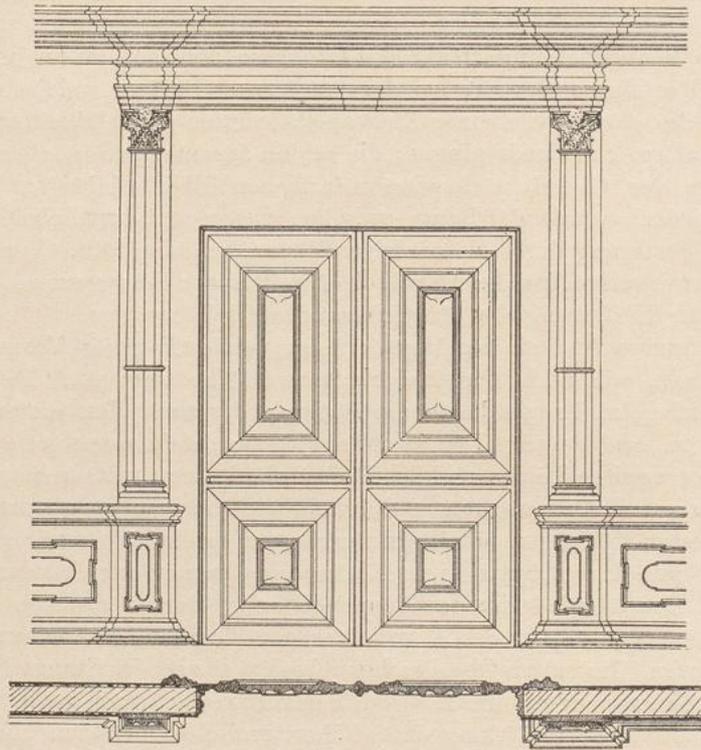
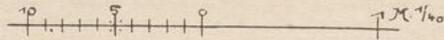


Fig. 126. Wolf; Zimmerthüre im ersten Obergeschosse.



drei Obergeschossen in Fachwerk unter Schieferbelag. An diesen schliesst sich ein kurzer mit dem Vorderhause gleichlaufender, niedriger Querflügel, dessen Erdgeschoss massiv und dessen Obergeschoss, ebenfalls verschiefert, einen schlichten Dreieckgiebel trägt; in dieses Obergeschoss führt von aussen in zwei rechtwinklig gegen einander gerichteten Läufen eine hölzerne, überdachte Treppe, welche dieser Ecke des Hofes ein ungemein malerisches Aussehen verleiht. Die Südseite des Hofes wird nach dem Nachbarhofe zu nur durch eine etwa 4 m hohe Mauer abgeschlossen,

wodurch derselbe trotz seiner geringen Ausdehnung verhältnissmässig viel Licht und Luft erhält.

Die Rückseite des Vorderhauses kommt nur zwei Fensterachsen breit im Hofe zum Vorschein; hier haben im ersten und zweiten Obergeschosse die Fenster barocke steinerne Umrahmungen, etwa wie diejenigen der äusseren Fenster des dritten Obergeschosses an der Strasse.

Von dem Altan im Hofe, der 1730 erbauten „Gallerie“, ist nur ein kurzes, auf zwei vierseitigen toskanischen Pfeilern ruhendes Stück an der Rückseite des Vorderhauses übrig geblieben; rechtwinklig daran stiess der Theil des Altans, welcher am Seitenbaue entlang lief. Letzteres Stück wurde nach Aussage des jetzigen Hausbesitzers im Jahre 1891 abgebrochen, nur die vier einfachen Steinkonsolen in der Fussbodenhöhe des ersten Obergeschosses blieben unversehrt. Bemerkenswerth ist die Kapitälbildung des einen, am Kreuzungspunkte der beiden Altanfluchten stehenden toskanischen Pfeilers, welche der Form eines länglichen, in der Richtung des Vorderhauses laufenden, an beiden Enden mit einem einfachen Profile (Platte und darunter sitzender Karnies) versehenen Sattelholzes nachgeahmt ist, so dass damit das eigentliche Kapitäl verwachsen scheint und nur auf den beiden Stirnflächen als Relief zum Vorschein kommt: eine für den Steinbau sehr interessante, oft versuchte Lösung, welche hier der Architekt oder Steinmetz auf seine Art gestaltete. Im Erdgeschosse des Hofflügels befindet sich eine schöne, von zwei toskanischen Pfeilerchen mit einfachen Füllungen umrahmte Thüre, deren Sturz wie das Pfeilerkapitäl profiliert ist und zu welcher vier Stufen emporführen; die darin sitzende alte Holzthüre ist von einfacher Arbeit.

EHEMALIGES PASQUAY'SCHES HAUS AUF DER ZEIL (SPÄTER PARROT).

Archivalische Quellen: Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Protokoll des Bau-Amtes im Stadtarchiv I.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Im Historischen Museum: Eine getuschte Federzeichnung in der Gerning-Sammlung.

Auch von diesem Hause (Lit. D Nr. 27, Zeil 56) ist uns nichts Bemerkenswerthes überliefert. Es befand sich 1725 im Besitze der reichen Kaufmanns-Familie Pasquay, deren Ahnherr 1679 aus St. Lamprecht hier als Bürger einwanderte. Im Oktober 1725 liess nach dem Protokoll des Bau-Amtes der Handelsmann Peter Pasquay am Hinterhause ein neues Thürgestell und zwei steinerne Kellerstöcke setzen. Ungefähr derselben

Zeit gehörte wohl die Façade des Vorderhauses auf der Zeil an, welches 1899 niedergelegt wurde. Der ganze Giebelaufbau und fünf Fenster des ersten Obergeschosses blieben jedoch vor dem Untergange bewahrt; sie wurden an der Façade des Hauses Untermainkai 12, welche damals im Umbau begriffen war, wieder aufgebaut, wo sie auch jetzt, wie vordem an der Zeil, ihre stattliche Erscheinung bewahrt haben.

Auch in den Akten des Bau-Amtes findet sich nichts Wesentliches für die Entstehung der Façade; immerhin lässt sich aus einigen, hier wiedergegebenen Eintragungen eine Uebersicht über die späteren Besitzer des Hauses gewinnen: „9. März 1781. Die Sezung eines Erkers im 2^m Stock bey H. von Riese auf der Zeil betreffend.“ — „21. July 1790. Den zu erbauen vorhabenden Saal des Gastwirth Vogelhubers neben H. Legations-Rath von Riese auf der Zeil betreff.“ — „22. Mai 1807. Veränderungen eines Fensters in eine Thür bei Handelsmann Mack auf der Zeil, betr.“ — „22. Okt. 1821. Einen Glaskasten an dem Arbauerischen Hauss Litr. D. N^o 27 auf der Zeil betr.“ — Am 9. Juli 1849 wird als Eigenthümer genannt „Johann David Mack Wittib Erben“, am 16. Mai 1856 der Cafetier J. C. Parrot, am 4. Mai 1871 der Privatier Johann Peter August Parrot. In dem letzten Falle handelte es sich um die Entfernung der fünf Stufen hohen Freitreppe vor dem Hauseingange. Das Erdgeschoss war, wie es scheint, schon um die Mitte des XIX. Jahrhunderts zu Läden mit Erkern umgebaut worden.

Die Aufnahme von J. H. Rauschner aus dem Jahre 1773 (Fig. 127), welche die Bezeichnung trägt: „S. T. Herrn Hoffrath Pasquais Hauss auf der Zeile“ gibt trotz der skizzenhaften Wiedergabe der Einzelheiten, wie ein Vergleich mit unserer kurz vor dem Abbruche hergestellten Theil-Aufnahme (Fig. 128) zeigt, eine gute Vorstellung von dem ursprünglichen Zustande der Façade. Gegen das vorher besprochene Haus Wolf und die übrigen dabei erwähnten hauptsächlichlichen Vertreter des Barockstiles in Frankfurt, dem hier, gleich den anderen Stilarten, ein durchaus lokales, den bürgerlichen Verhältnissen entsprechendes Gepräge aufgedrückt wurde, bedeutet das Pasquay'sche Haus nur einen Fortschritt in der dekorativen Entwicklung der Einzelheiten, aber nicht mehr in der Entwicklung der baulichen Motive, wenn es nicht als Neuerung gelten soll, dass der Giebelaufbau schon über dem ersten Obergeschosse anhebt¹⁾ und flach gegen das zweite Obergeschosse angelehnt ist, wodurch letzteres die Wirkung eines Dachgeschosses erhält. Das Weitergehen in den Verkröpfungen und der Biegung kleinerer Linien ist namentlich an dem Sturze und der Verdachung der Giebelfenster ersichtlich.

Die beiden Enden der Façade werden durch einen glatten, aufsteigenden Mauerstreifen abgeschlossen, um welchen das Gurtgesims und

¹⁾ Derselbe ist jetzt am Hause Untermainkai 12 über dem zweiten Obergeschosse aufgebaut.

das Hauptgesims gekröpft sind. Die Brüstungen der Fenster des Erdgeschosses sind im Gegensatz zu denjenigen der übrigen Fenster ohne ornamentale Füllungen. Nach Rauschners Zeichnung wurde das dreitheilige Gesims mit den aufgebrochenen Giebelstücken über dem Eingange durch-

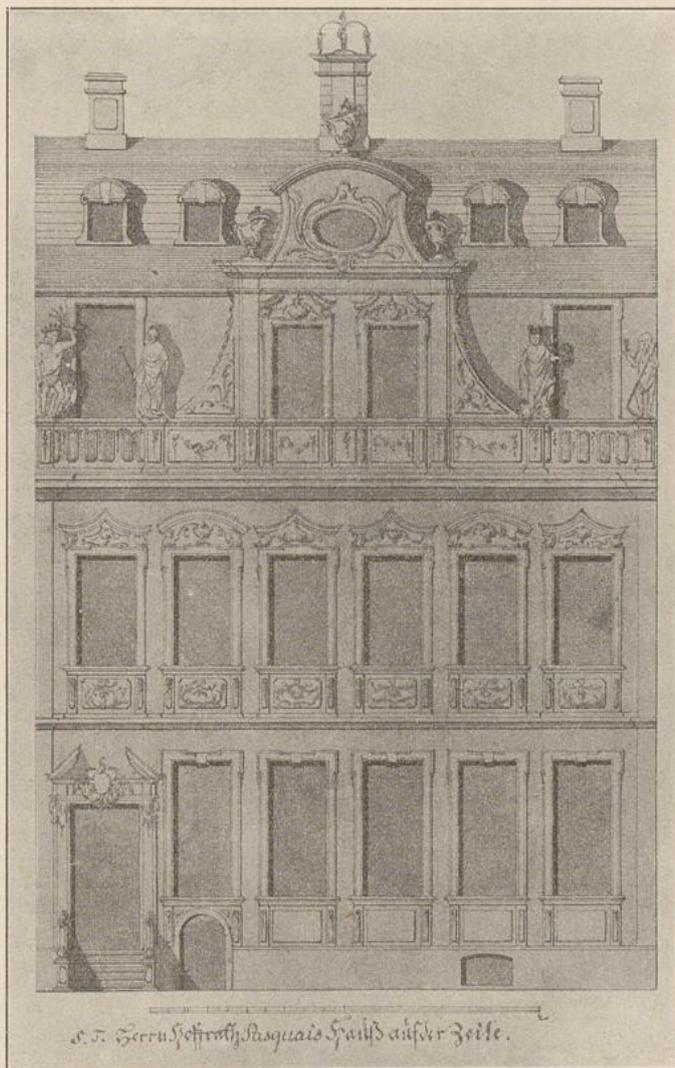


Fig. 127. Pasquay'sches Haus im Jahre 1773.

schnitten von einer grösseren, reich umrahmten Kartusche. Die Ornamente an den Fenstern des ersten Obergeschosses und am Giebelbaue zeigen sämtlich eine gediegene Zeichnung und Ausführung. Weniger befriedigen die auf der Balustrade stehenden Figuren, an ihrem neuen Standorte am

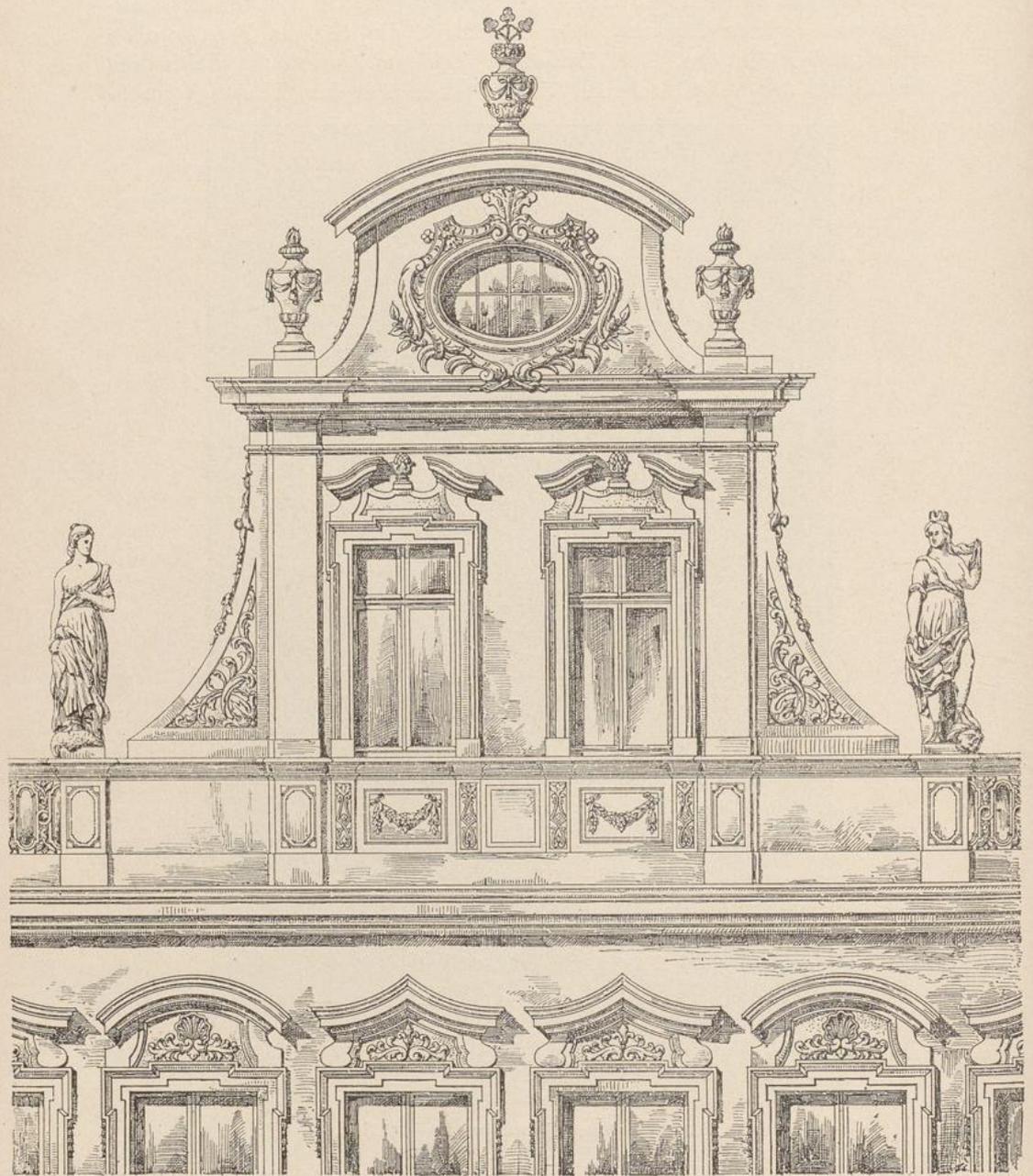


Fig. 123. Pasquay'sches Haus; Theil der Façade.

10 5 0 1 2 M¹/₅₀.



Fig. 129.

BEHAGHELSCHE HAUS; ANSICHT.

Hause Untermainkai 12 nunmehr um ein Stockwerk höher aufgestellt als früher, aber wieder in derselben Reihenfolge; ihre Wirkung wird durch eine zu derbe und unklare Behandlung der Gewänder beeinträchtigt, zudem sind es nach der Mode der damaligen Zeit beliebige Sinnbilder, welche zu dem einstigen Besteller in kaum einer engeren Beziehung gestanden haben werden. Auf der linken Seite steht Zeus mit einem vergoldeten Blitzbündel in der erhobenen Linken, zu seinen Füßen sitzt der Adler, dann folgt eine weibliche Figur, zu deren Füßen sich ein drachenartiges Thier windet (bei Rauschner hält dieselbe ein Scepter in der Rechten); auf der rechten Seite des Giebels steht ebenfalls eine weibliche Figur, welche zwei vergoldete Schlüssel emporhält, während der linke Fuss auf ein Löwenhaupt gesetzt ist; auf dem Kopfe trägt sie ein vergoldetes Diadem. Auf dem rechten Ende der Balustrade erblicken wir Kronos mit Sense und Sanduhr.

Die Eintheilung des Grundrisses und der Hof des ehemaligen Café Parrot waren ohne baugeschichtlichen Werth.

EHEMALIGES BEHAGHELSCHE HAUS IN DER GALLUS-GASSE.

Archivalische Quellen: Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Protokolle des Bau-Amtes von 1746 im Stadtarchiv I; Kaufbriefe im Besitze des derzeitigen Hauseigenthümers.

Ältere Pläne und Abbildungen: Risse bei den Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; getuschte Federzeichnung in der Gerning-Sammlung des Historischen Museums.

Litteratur: Nachweis im Texte.

Die archivalischen Quellen für die Geschichte dieses Hauses (Lit. E Nr. 13; Grosse Gallus-Gasse 12), welches keinen besonderen älteren Namen besitzt, enthalten zwar über die Erbauung selbst nur spärliche Angaben, es geht aber aus diesen mit Sicherheit hervor, dass der Tabaksfabrikant Karl Behaghel der Jüngere den Bau, wie er noch heute erhalten ist, im Jahre 1746 errichten liess, da bei Baubesichtigungen und bei Baustreitigkeiten mit den Nachbarn derselbe wiederholt als neu aufzuführend bezeichnet wird. Die früheste derartige Erwähnung findet sich in dem hier wiedergegebenen Protokolle des Bau-Amtes vom 13. Juni 1746: „Erschienen der hiesige Bürger und Zimmermstr. Liebhardt und Hermann Heyl, Verwalther der Behagelschen Tabacs-Fabrique, nomine des Bürgers und Handelsmanns Carl Behagel, und wollten gefl. gebethen haben, nach beschehener Bau-Amtes Besichtigung, Principali, sein neu zu bauendes Vorder-Haus, auff

der großen Gallen GaÙe, seiner mit dem Herrn Senator von Kellner¹⁾ gemeinschaftlicher Mauer gleich, herauÙrücken — und des Herrn Senator von Stallburgs²⁾ HauÙ gleich bauen zu dürffen, zumahlen da Principalis nicht mehr als 63 Quadrat Schuh von der StraÙe, wie beygehender RiÙ zeige, gewönne, geneigtest zu erlauben.“

Es darf hier mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthet werden, dass der in diesem Protokolle genannte Zimmermeister Liebhardt auch der Planleger des Vorderhauses, namentlich der Façade gewesen ist, da er bei der für den Aufbau entscheidenden Festlegung der Fluchtlinie seinen Bauherrn vor dem Bau-Amte vertritt und nicht der in einem Protokolle vom 4. Oktober 1746 genannte Maurermeister Adam Kuntz, sein Schwiegervater, welchem die Ausführung der Maurerarbeit von Behaghel übertragen worden war; dabei bildet die Bezeichnung Liebhardts als „Zimmermeister“ keinen gegenheiligen Grund für die Annahme, dass er auch als „Architekt“ thätig gewesen sei, denn die letztere Bezeichnung wurde erst etwas später bei den Frankfurter Meistern üblich, wie bei der Geschichte des Rothen Hauses (S. 127) schon dargelegt worden ist. Der bei dem Neubau des Rothen Hauses im Jahre 1767 als Architekt thätige Stadtbaumeister Johann Andreas Liebhardt und der hier genannte sind zweifellos eine und dieselbe Person.³⁾

Bei der Aushebung der Fundamentgräben scheint der Maurermeister Kuntz nicht mit der nöthigen Vorsicht vorgegangen zu sein, denn der Besitzer des auf der westlichen Seite angrenzenden Hauses (Lit. E Nr. 12, jetzt Nr. 14, genannt „Brüsseler Hof“), der Senator von Kellner, beklagte sich beim Bau-Amte, dass die gemeinschaftliche Brandmauer durch unvorsichtiges Unterfahren und mangelhafte Spriessung Risse bekommen habe. Die vier Maurer-Geschworenen besichtigten den Schaden am 1. und 2. Oktober 1746 und berichteten darüber am 5. Oktober vor dem Bau-Amte, „daß sich die gemeinschaftliche Brand-Mauer zwar in etwas gesetzt, und ein RiÙ vom fordersten biß zum hintersten Thör sich zeige, auch die Regen-Cisterne gesprungen seye, welches jeder Zeit, wann eine Mauer unterfahren würde, zu geschehen pflüge; hielten übrigens dafür, wenn die Mauer gesprießt und gespannt worden wäre, daß solches nicht so leicht geschehen können, da doch in dergleichen Fällen, die Praecaution mit sprießen und spannen jeder Zeit gebraucht werden müÙte, glaubten aber, wenn das übrige Behagel-Gebäude stände und geschlossen, auch die gantze Dickung von der Mauer unterfahren wäre, daß keine fernere Gefahr zu besorgen seye“.

¹⁾ August Christian von Kellner.

²⁾ Philipp Jakob von Stallburg.

³⁾ Johann Leonhard Liebhardt, geb. 1677 in Rothenburg a. d. T., gest. 1751 in Frankfurt a. M. als Zimmermeister; dessen Sohn, der spätere Stadtbaumeister, als Architekt an dem Rothen Hause, dem Komödien-Hause, der Bornheimer und der Pauls-Kirche thätig, wurde am 10. Oktober 1713 getauft, am 17. Juli 1759 zum Stadtbaumeister ernannt, am 20. Dezember 1785 entlassen und am 22. Januar 1788 beerdigt.

In der zweiten Hälfte des Oktobers, als die Fundamentierungsarbeiten schon begonnen hatten, stellten sich dem Aufbaue der Façade bezüglich der Fluchtlinie nochmals Schwierigkeiten entgegen. Die Nachbarn wollten nicht ihre Zustimmung dazu geben, dass das geplante, drei Fenster breite Mittelrisalit vier Zoll vorspringe; sie wollten keinen einzigen Zoll genehmigen und das „Herausfahren dieses Avant-Corps“ vom Bau-Amte gänzlich verboten wissen. Da Behaghel auf das damals sehr beliebte architektonische Motiv nicht verzichten wollte, so half er sich damit, dass er die Seitentheile entsprechend hinter die Fluchtlinie zurücktreten liess, und dies ist heute noch an der, bis auf einige, durch Ladenerker im Erdgeschosse hervorgerufene Veränderungen, wohl erhaltenen Façade (Fig. 129) zu sehen, welche wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1747 gänzlich fertiggestellt wurde. Um aber sein Recht an der ganzen Fluchtlinie und an den Brandmauern zu kennzeichnen, liess Behaghel an den beiden Enden der Façade auf zwei Konsolen über dem Erdgeschosse zwei schmale, glatte Mauerstreifen vorspringen.

Die in dem Werke „Frankfurt am Main und seine Bauten“ sich findende Angabe (S. 77 oben), das Haus sei im Jahre 1726 durch Kellner des Rathes erbaut worden, ist durch obige Ausführungen widerlegt und beruht wohl auf einer ungenügenden Durchsicht oder missverstandenen Lesung der betreffenden Akten. Diese irrthümliche Datierung ging dann auch in Sommers Schrift „Die bauliche Entwicklung der Stadt Frankfurt a. M.“ (S. 23) über. Wenn es für die Ermittlung des Bauherrn noch weiterer Beweise bedürfte, so wäre es die Unterschrift der (wahrscheinlich von Rauschner 1773 gezeichneten) Aufnahme des Hauses in der Gerning-Sammlung: „das ehemalige Behagelische nunmehr von Lohnische Haus“, ferner die Wappen des Ehepaares Behaghel-Bassompierre, welche in dem Giebeldreieck der Façade auf zwei gegen einander geneigten Kartuschenchildern angebracht sind; auf der linken Seite ist es ein nach unten gekehrter Winkelhaken (sogenannter Sparren), welcher einen Stern einschliesst, auf der rechten Seite eine gepanzerte Halbfigur mit emporgehobenem rechten Arme.

Behaghel scheint das Haus nicht lange besessen zu haben, denn schon im Häuserverzeichniss von 1761 erscheint Herr von Loën als Besitzer. Am 8. Mai 1778 erfolgte eine Eingabe wegen Errichtung einer Kegelbahn „in dem von Lohnischen-Garten auf der kleinen Gallengaße“; der grosse Garten des Vorderhauses erstreckte sich bis zur alten Schlesinger-Gasse und hatte vermuthlich auf der Westseite der Kleinen Gallus-Gasse einen Zugang. Am 7. Dezember 1799 kaufte die Wittwe Auguste Luise Charlotte von Hohenstein, geborene Fleischbein von Kleeberg, das ganze Anwesen von Rudolph Emanuel von Loën für 65,000 Gulden nach dem 24 Gulden-Fusse, nachdem die Punktation schon am 18. Juli desselben Jahres stattgefunden hatte. Durch Erbschaft gelangte es dann später in den Besitz der Familie von Holzhausen, da eine Tochter der Wittve von Hohenstein den Schöffen Anton Ulrich Karl von Holzhausen geheirathet hatte.

Von diesem ist auch am 24. Februar 1800 eine Vollmacht unterzeichnet worden für den Prokurator Friedrich Siegmund Feyerlein, welcher in Streitigkeiten wegen der Brandmauer die Wittve von Hohenstein gegen den Weinhändler Peter Roth, den Besitzer des Brüsseler Hofes, zu vertreten hatte.

Von weiteren Eingaben an das Bau-Amt sind hier nur diejenigen bemerkenswerth, welche die Veränderungen im Erdgeschosse betreffen; am 19. Juli 1852 wegen Veränderung eines Fensters in eine Thüre, am 5. Juli 1858 ebenso wegen zweier Fenster. Am 18. März 1863¹⁾ verkaufte das Freifräulein Sophie Friederike Henriette Charlotte von Holzhausen das Haus und den Garten für 172,000 Gulden an den Bierbrauer Johann Justus Friedrich Reutlinger, welcher noch in demselben Jahre im Hofe ein Wohnhaus, gleichlaufend mit dem Vorderhause, errichten liess und dahinter im Garten ein Brauhaus und einen Pferdestall.

Nach der Aufnahme des Hauses in der Gerning-Sammlung befand sich ursprünglich die Eingangsthüre in der Mittelachse; dieselbe befindet sich jetzt links daneben. Die breite Thorfahrt in den Hof ist noch an der alten Stelle am rechten Ende der Façade. Sonst besass das Erdgeschoss nur Fenster. Die beiden Obergeschosse und der Giebel haben ihren ursprünglichen Zustand bewahrt. Das Gebäude ist durchaus massiv mit Architekturtheilen aus rothem Mainsandstein und geputzten Mauerflächen.

In der Durchbildung der Façade ist eine Anlehnung an den Stil der Regence bemerkbar, zugleich mit dem Bestreben, eine möglichst monumentale Wirkung zu erreichen. Die drei mittleren Achsen wurden als Risalit stark betont und zu dessen Gliederung ein Motiv der italienischen Hochrenaissance verwandt: auf dem von Quaderstreifen durchzogenen Theile des Erdgeschosses erheben sich über dem Gurtgesimse auf einfachen Sockeln schlanke korinthische Pfeiler, welche die zwei Obergeschosse umschliessen und das Hauptgesims tragen. Darauf setzte man einen breit gelagerten Giebel, welcher sich von denjenigen der beiden vorher besprochenen Baudenkmäler dadurch unterscheidet, dass sein oberer Abschluss als dreieckiges Giebelfeld eine etwas akademischere Auffassung verräth; allerdings sind die Seitentheile in einfach geschwungener Linie noch den älteren einheimischen Beispielen nachgebildet, ebenso die seitliche Verkröpfung des Giebelgesimses, dagegen sind die schmalen, flachen Doppelkonsolen, welche das letztere tragen, wohl unmittelbar französischem Einflusse zuzuschreiben. Die flachen Mauerstreifen, auf welchen diese Konsolen sitzen, erscheinen als Fortsetzung der unteren Pfeiler. Im Gegensatz zu dieser Hervorhebung der senkrechten Linien am Risalite ist an den Seitentheilen der Façade durch Anbringung eines die beiden Obergeschosse trennenden Gurtgesimses die Wirkung der wagrechten Theilung

¹⁾ Die Mittheilung der Daten aus den Kaufbriefen wird Herrn Architekten H. Laube verdankt.

gesteigert worden. Diese beiden Gegensätze, welche nur an der Stelle, wo das Gurtgesims die Pfeiler berührt, auf einander stossen, da jenes sich nicht auch zwischen den letzteren fortsetzt, werden durch die gleichmässige Behandlung aller Fenster mit Stichbogen ausgeglichen und verursachen daher auch keineswegs einen Zwiespalt in der Wirkung, die, wenn auch etwas derb, von gediegener Vornehmheit ist.

Die Schmucktheile der Façade enthalten zwar noch Anklänge an den späten Barock, neigen aber entschieden zum Rokoko, welches damals in Paris schon seinen Höhepunkt erreicht hatte. Am wenigsten vom Rokoko berührt sind die Pfeilerkapitälé, welche, nach Art der römisch-kompositen Ordnung gezeichnet, zwischen den kräftigen Eckschnecken eine Thiermaske und auf der oberen Reihe von Akanthusblättern zwei, Sonnenblumen ähnliche, Rosetten aufweisen. Die Umrahmungen der Fenster und Eingänge sind mit einer Hohlkehle kräftig gegen die Mauerfläche abgesetzt, die Fensterbänke sind durch besondere, auf dem platten Rahmen vorspringende Profilierung ausgezeichnet, an den Stürzen ist die Umrahmung dachartig vorgezogen und zwar im Erdgeschosse so, dass der Uebergang nur durch drei Tropfen vermittelt wird, in den Obergeschossen dagegen durch eine schlanke, vielfach gegliederte Konsole, deren Vordertheil durch kurze, wagrecht über einander liegende Stäbchen nach Rokoko-Art ausgefüllt ist.

Das Motiv der unter flachen Gliedervorsprüngen sitzenden Tropfen war im Frankfurter Barock in bescheidenem Maasse angewandt worden (so z. B. unter den Ohren der Fenstergewände; vgl. auch hierzu oben Fig. 24—25); etwa ein Jahrzehnt nach der Erbauung des Hauses Behaghel gelangte es in Paris in den Anfängen des Zopfstyles, der den Auswüchsen des Rokoko folgte, wieder zu allgemeinerer Verwendung, in Frankfurt hauptsächlich in den beiden letzten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts.

Alle Stürze sind mit kräftig auf Licht- und Schattenwirkung modellierten Agraffen besetzt, von denen diejenigen des Erdgeschosses am reinsten den Rokokostil zeigen (namentlich die breitere Agraffe des Thorbogens); denjenigen an den Obergeschossen des Risalites sind seitliche Blumenwinde hinzugefügt. Zwischen den mittleren Fenstern des ersten und zweiten Obergeschosses sind drei Flachbilder als Hinweis auf den geschäftlichen Beruf des Erbauers angebracht: in der Mitte Merkur als kleiner Putto, umgeben von Sinnbildern des Handels, auf dem linken Felde ein durch Wellen dahinjagendes geflügeltes Ross, welchem drei Windgötter, nur als Köpfe dargestellt, in den Rücken blasen, auf dem rechten ein ornamental behandeltes Seeschiff.

Die Eintheilung des Grundrisses ist in den beiden Obergeschossen die gleiche (Fig. 130); hinter dem Risalite liegt ein dreifenstriges, stattliches Mittelzimmer, auch die übrigen Räume sind reichlich bemessen. Das Treppenhaus ist in den Hof hineingerückt. Bis zum ersten Obergeschosse ist die Treppe aus Sandstein konstruirt, das Podest im ersten Obergeschosse wird, ähnlich wie im Hause Wolf, von einem toskanischen

vierseitigen Pfeiler getragen, dann folgen hölzerne Läufe, deren Wangen reiche Profilierung und ornamentale Schnitzereien aufweisen (Fig. 131) —

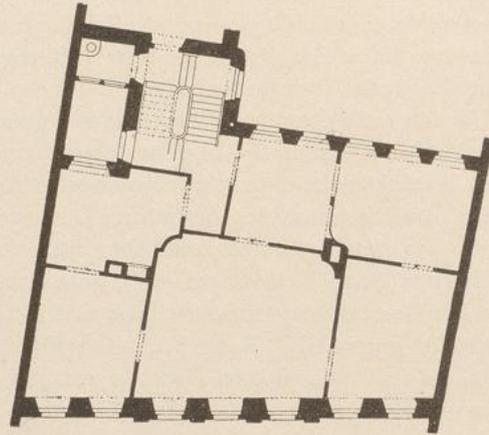
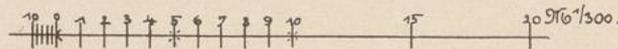


Fig. 130. Behaghelsches Haus;
Grundriss des I. Obergeschosses.



auch die Krümmlinge sind mit einer Rokoko-Ranke verziert — und deren Geländer in abwechselnden Mustern in reizvollem Linienflusse entworfen sind. Sonst sind vom inneren Ausbaue noch erhalten: mehrere ganz einfache Thüren in den Obergeschossen (das Hofthor an der Strasse ist ebenfalls noch das alte) und eine prächtige Stuckdecke nebst zwei Ofennischen in dem Mittelzimmer des ersten Obergeschosses.

Hier gelangt das Rokoko-Ornament unverfälscht mit seinem Beiwerk an Musik-Sinnbildern, Drachen, Putten u. s. w. zur Erscheinung; in der von der Wand zur Decke überleitenden

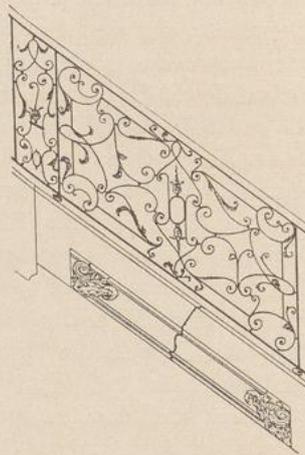
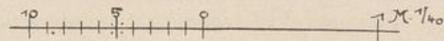


Fig. 131. Behaghelsches Haus;
Treppengeländer und Wange.



Hohlkehle (Voute) sitzen vier Eckstücke, an den Seiten vier Mittelstücke, ein grösseres Feld entwickelt sich um den Mittelpunkt der Decke. Leider haben diese freihändig angetragenen Ornamente durch öfteres Ueberstreichen mit Kalkfarbe ihre ursprüngliche Schärfe der Form eingebüsst.

Die Rückfaçade ist einfach gehalten mit platten herumlaufenden Fensterumrahmungen, in deren Stichbogen ein nur wenig vortretender glatter, nach unten schmaler werdender Schlussstein sitzt; die Ecken werden von flachen, aufsteigenden Quaderstreifen eingefasst. Der an das Treppenhaus anstossende west-

liche Hofflügel (massives Erdgeschoss, darüber drei Obergeschosse in Fachwerk) ist ohne jegliche architektonische Gestaltung und neueren Ursprunges.

Dagegen ist der gegenüber liegende östliche, vier Fenster breite Hofbau, welcher nicht mit dem Vorderhause zusammenhängt, wie die Rückfaçade des letzteren gliedert, massiv zweigeschossig, mit einem Mansardendach und allem Anscheine nach ebenfalls im Jahre 1746 errichtet. Dass ursprünglich ein östlicher Hofflügel nicht erbaut wurde, ist an der viertelkreisförmig vorspringenden, gequadrerten Ecke des Treppenhauses und dem Verlaufe des Gurtprofils daselbst noch erkennbar.

Das bei Battonn VI, 297 erwähnte Gebäude „in der Schlesingergasse“, welches den grossen Garten des Vorderhauses nach der heutigen Alten Schlesinger-Gasse zu abschloss, ist, was das massive Erdgeschoss betrifft, noch im ursprünglichen Zustande erhalten; dieses zeigt dieselben Fensterumrahmungen wie an der Rückfaçade des Vorderhauses. Die beiden Obergeschosse in Fachwerk scheinen später darauf gesetzt zu sein.

GOETHE-HAUS.

Archivalische Quellen: Zinsbücher des Stadtarchivs I, die Protokolle des Bau-Amtes und die Akten des Rathes ebenda; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes; Rechnungen über den Umbau des Hauses 1755 im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Reiffensteins Sammlung im Historischen Museum; Pläne des Hauses von F. v. Hoven und Photographien der Decken und Nischen im Besitze des Freien Deutschen Hochstiftes.

Litteratur: Volger, Goethes Vaterhaus (Frankfurt 1863), woselbst die ältere Litteratur angegeben ist; Pallmann, Das Goethehaus in Frankfurt (1889); Reiffenstein, Bilder zu Goethes Dichtung und Wahrheit, 4. Auflage (Frankfurt 1893); Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 88.

In seiner gründlichen Schrift über Goethes Elternhaus vermochte Volger die Geschichte des Goethe-Hauses auf dem Grossen Hirschgraben Nr. 23, im Grundbuch Lit. F Nr. 74, nicht über das Jahr 1705, aus dem die erste Urkunde über das Gebäude ihm vorlag, zurückzuführen. Eine eingehende Nachforschung im Stadtarchiv hat uns wenigstens zur Ermittlung der früheren Besitzer geführt, wenn sie auch für die Baugeschichte des Hauses ergebnisslos geblieben ist.

Nach dem Abbruch der Stadtmauer zwischen Katharinen-Pforte und Weissfrauen-Kloster im Jahre 1582 wurde der Hirschgraben ausgefüllt und nach Battonns Angabe am 19. März 1584 das erste Haus aufgeschlagen. Doch erwähnt das Protokoll der Rechenmeister die erste Vertheilung von Plätzen erst zum 6. August 1586. Die Plätze wurden vorzugsweise an Welsche, d. h. an die kurz vorher eingewanderten niederländischen Kaufleute und Handwerker vergeben; der Käufer hatte einen jährlichen Zins von 6 Schilling für die Ruthe zu entrichten, konnte jedoch die Abgabe

durch Zahlung eines Kapitals ablösen. Die ersten Erwerber der Plätze scheinen sich zu einer Genossenschaft vereinigt zu haben, denn der Rath stellte ihnen zusammen am 10. November 1586 frei, entweder 6 Schillinge von der Ruthe jährlich oder aber eine einmalige Zahlung von 1500 Gulden zu leisten. Ob der Grund und Boden des Goethe-Hauses bei der ersten Platzvertheilung seinen Käufer fand, ist nicht festzustellen; aus dem Rechenmeister-Protokoll ist überhaupt über den Verkauf dieses Grundstückes nichts zu entnehmen. Seine Eigenthümer müssen auf andere Weise ermittelt werden.

In jener ersten Hausurkunde von 1705 wird erwähnt, dass das Haus eine jährliche Gebühr von 2 Gulden auf das Bau-Amt zu entrichten habe. Es war dies eine sogenannte Sessgebühr für die Benutzung der Antauche hinter dem Hause, welche dessen Abfälle aufnahm; sie wurde auch als Grabenzins bezeichnet und von allen Häusern auf der Westseite des Hirschgrabens in gleicher Höhe bezahlt. Aus den erhaltenen Grabenzins-Büchern des Bau-Amtes lässt sich leicht der zur Zahlung Verpflichtete, d. h. der Hauseigenthümer feststellen.

1705 treffen wir die Kinder des Licentiaten Schneider und des Wormser Bürgermeisters Koop im Besitze des Hauses oder Doppelhauses, welches beide Väter an den Schöffen Fleckhamer verkaufen. Das Grabenzinsbuch und die Baurechnungen nennen aber als Eigenthümer vor Fleckhamer nicht Schneider und Koop, sondern die Erben des Dr. med. Johann Ludwig Witzel. Dieser war 1692 gestorben; eine seiner Töchter war seit 1695 an Schneider, die andere seit 1693 an Koop verheirathet. Dr. Witzel hatte das Haus 1671 von den Kindern des Antoni von Hanswich erworben, welche 1661—1670 als Eigenthümer erscheinen. Eines dieser Kinder war sicher Matthaeus von Hanswich, der 1678 als Goldarbeiter Bürger wurde. In den Währschaftsbüchern ist der Uebergang des Hauses an Dr. Witzel nicht eingetragen. Die Sessgebühr wurde erst am 9. August 1661 für das Haus eingeführt; wahrscheinlich erhielten die Eigenthümer damals erst die Erlaubniss, ihre Abfälle in die Antauche leiten zu dürfen; eine gleiche Erlaubniss für das Haus Lit. F Nr. 73 erhielt dessen Besitzer 1651, der Eigenthümer von Lit. F Nr. 72 aber erst 1668, beide für dieselbe Sessgebühr.

Von hier ab versagen also die Grabenzinsbücher; die Eigenthümer und Nachbarn des Hauses müssen aus anderen archivalischen Quellen ermittelt werden.

Von dem Vater der letzten zweifellos sicheren Eigenthümer, von Antoni von Hanswich (auch Haenswich) wissen wir, dass er aus Lübeck als wohlhabender Handelsmann in Frankfurt einwanderte und 1639 Bürger wurde, dass er in diesem Jahre sich mit Elisabeth, der Tochter des Matthis von Hinsberg verheirathete, dass er 1646 eine zweite Ehe mit der Wittwe Agatha Reinier, einer geborenen Overbeck, einging, 1655 noch lebte und 1659 als gestorben erwähnt wird. Die Familie von Hinsberg (auch Hens-

berg) ist mit dem Patriziergeschlecht von Hynsperg nicht verwandt; es waren Kaufleute und Goldschmiede, welche aus den Niederlanden stammten. Als erster von ihnen wurde der reiche Juwelier Matthias von Hinsberg 1588 Bürger; die Juweliere Jakob von Hinsberg, welcher 1602, und Matthias von Hinsberg, welcher 1607 als Bürgerssohn Bürger wurde, sind zweifellos seine Söhne; der letztere ist ebenso zweifelfrei der Schwiegervater Hanswichts. Matthias sen. starb 1600, Jakob 1649, Matthias jun. 1640, wie Lersner dem Grabmal der Familie entnommen hat.

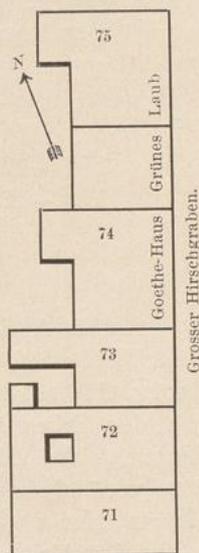
Der ältere Matthias von Hinsberg hat bald nach seiner Einwanderung ein Grundstück auf dem Hirschgraben erworben; im ältesten Zinsbuche der Stadtkämmerei ist er 1592 Besitzer „einer neuen Behausung auf dem Hirschgraben nächst an Herrn Philipps von Knoblauchs Behausung“; das Grundstück, dessen erster Bebauer höchst wahrscheinlich Hinsberg gewesen ist, hatte einen Umfang von 85½ Ruthen und zinste für die Ruthe 6 Schillinge oder im Ganzen 21 Gulden 9 Schillinge jährlich. 1596 legte Matthias diesen Grundzins mit dem zwanzigfachen Betrage ab; sein Haus verschwindet aus dem Grundzinsbuch, um erst 1661 im Grabenzinsbuche als Eigenthum seiner Urenkel, der Hanswichtischen Kinder, wieder aufzutauhen.

Der Nachweis, dass das Hanswichtische Grundstück identisch mit dem des Matthias von Hinsberg ist, kann aus den Bau-Protokollen erbracht werden, denn in sonstigen Quellen wird es nicht erwähnt; hieraus ergeben sich auch die wenigen baugeschichtlichen Notizen, die über das Goethe-Haus im XVII. Jahrhundert erhalten sind.

Am 20. Februar 1619 entscheidet das Bau-Amt in einer Streitigkeit zwischen Matthias von Hinsberg und der Wittve Friedrich Brettingers; letztere ist aus den Grundzins-Büchern zweifellos als die Besitzerin der südlich anstossenden Grundstücke Lit. F Nr. 73 und 72 nachzuweisen. Südlich von diesen, also auf F 71, kann Hinsbergs Haus nicht gestanden haben, denn dieser Platz war damals im Besitze des Zimmermanns Adler; Hinsberg kann nur das nördlich an Brettinger anstossende Grundstück F 74 besessen haben.¹⁾

Am 24. August 1622 erhält Hinsberg die Erlaubniss, in seinem Haus auf dem Hirschgraben eine Thüre nach der Gasse machen zu lassen.

Am 7. Oktober 1626 wird eine Anleite angeordnet zwischen Hinsberg und Hans Jakob Porsch, der eine Mauer höher bauen will; Porsch ist der Besitznachfolger der Wittve Brettinger, also Eigenthümer von F 73 und 72.



¹⁾ Vgl. beifolgende, nach dem Ulrichschen Stadtplane von 1811 entworfene Skizze.

Am 25. August 1627 erhält Hinsberg die Erlaubniss, in seinem Haus auf dem Hirschgraben „hinten im Haus den alten Gang abzuthun und höher aufzubauen, dessgleichen ein Schornstein am Wäschhäuslein zu erhöhen.“

Kurz vorher, am 12. April 1627, hatten Johann Speutz und Matthis von Hinsberg eine ihnen und ihren Frauen gehörende Wohn- und Braubehausung auf dem Hirschgraben an den Bierbrauer Thomas Haselbeck verkauft; Speutz war Besitzer des „Grünen Laubes“, also von F 75, und der Sohn von Vincenz Speutz, welchem am 11. Januar 1592 die Rechenmeister erlaubten, in seiner neuen Behausung auf dem Hirschgraben ein Schild auszuhängen und dieselbe zum Grünen Laub zu nennen; die Tochter von Vincenz war mit Matthis von Hinsberg jun. verheirathet. 1651 ist die Wittve Haselbecks im Besitze des ganzen Hauses zum Grünen Laub.

Am 3. August 1661 entscheidet das Bau-Amt in einer Beschwerde des Vormundes der Kinder von Antoni von Hanswich, also von Hinsbergs Schwiegersohn, gegen die Wittve Haselbeck, damals nach dem Grabenzinsbuch die Besitzerin des ganzen Grundstückes F 75. Den Kindern Hanswichts gehörte aber damals sicher das Grundstück F 74, das spätere Goethe-Haus.

Aus dieser Kette von Notizen geht folgende Reihe von Vorbesitzern des Goethe-Hauses hervor:

- 1592—1600 Matthis von Hinsberg sen.,
- 1600—1640 dessen Sohn Matthis jun.,
- 1640— ? dessen Schwiegersohn Antoni von Hanswich,
- 1661—1670 dessen Kinder,
- 1670—1692 Dr. med. Johann Ludwig Witzel,
- 1692—1705 dessen Erben, die Kinder von Lic. Johann Esaias Schneider und Justus Balthasar Koop, Bürgermeister in Worms,
- 1705—1727 Schöffe Philipp Heinrich Fleckhamer von Aystetten,
- 1727—1733 dessen Erben: Wittve Maria Eleonora Faust von Aschaffenburg, Johann Erasmus von Denhard, Philipp Karl, Johann Max und Georg Friedrich Baur von Eysseneck.

Am 1. April 1733 kauft Goethes Grossmutter Cornelia, die Wirthin zum Weidenhof, welche nach dem Tode ihres zweiten Gatten Friedrich Georg Goethe den Wirthschaftsbetrieb aufgegeben hatte, das Anwesen von den Erben Fleckhamers um 6000 Gulden Frankfurter Währung als Wohnsitz für sich und ihren Sohn Johann Kaspar. In der Punktation, dem vorläufigen Kaufvertrage vom 17. Januar 1733 ist zwar nur von einem Hause „einerseits neben Herrn von der Wahl und andererseits neben dem Feinerischen Brauhause gelegen“ die Rede, aus dem Wortlaute des endgültigen Kaufbriefes vom 1. April 1733 jedoch — es verkaufen die Erben „ihre auf dem Großen Hirschgraben allhier zwischen Herrn

Feinern oder dem so genannten Grünen Laub einer-, andererseits aber Frauen von der Wale gelegen, größere und kleinere Behaußung“ — geht hervor, dass das Kaufobjekt aus zwei ungleich grossen Häusern bestand, welche dicht zusammengebaut waren und im Inneren eine einzige Behausung ausmachten. Schon der Kaufvertrag zwischen den Witzelschen Erben und Fleckhamer vom 18. Februar 1705 enthält diese Angabe und zwar in der gleichen Fassung, ferner schon ein Miethvertrag Fleckhamers mit dem Schuhmachermeister Stauff vom 1. April 1706, worin letzterem die „Nebenbehaußung, uff 3 Jahr lang, jährlich vor fünfzig Gulden Zinß“ vermietet wird. Von dem muthmasslichen Aussehen der beiden Häuser wird weiter unten die Rede sein.

Fünfzehn Jahre lang bewohnte die Wittve Goethe das Haus mit ihrem Sohne allein, bis zu dessen Vermählung mit Katharina Elisabeth Textor; hier erlebte sie auch noch die ersten Lebensjahre Johann Wolfgang's und verschied über 85 Jahre alt am 26. März 1754. Ein Jahr darauf nahm der Rath Goethe einen Umbau der beiden Häuser vor, welcher dem Goethe-Hause diejenige Gestalt gab, in der es uns bis heute erhalten geblieben ist. Am 25. Mai 1782 verschied Johann Kaspar Goethe. Die Frau Rath bewohnte das Haus noch dreizehn Jahre; vermuthlich vermietete sie einen Theil der Räume. Am 1. Mai 1795 verkaufte sie es „unter ausdrücklicher Bedingung und Vorbehalt der Einwilligung ihres Sohnes, Herrn Geheimen Rathes Freiherrn von Goethe zu Weimar, und Herrn Geheimen Rathes Schlossers, dermahlen zu Anspach, ihres Tochtermanns — an Herrn Johann Gerhard Blum und dessen dermalige Braut Jungfer Susanna Marie Soldan“ für 22,000 Gulden. Der Weinhändler Blum leistete 4000 Gulden Anzahlung, der Restbetrag wurde mit vier vom Hundert jährlich verzinst. Gegen einen bestimmten Miethzins verblieben der Frau Rath einige Zimmer, bis dieselbe eine neue Wohnung gemiethet hatte. Bereits am 17. Februar 1796 verkaufte Blum das Haus mit einem Nutzen von 6000 Gulden an die Wittve Anna Katharina Roessing, geborene Brennel, nach deren Tode es wegen Erbschafts-Auseinandersetzung am 17. Mai 1821 auf Anordnung des Stadtgerichtes öffentlich versteigert wurde und für 27,018 Gulden in den Besitz der Senators-Wittve Jeannette Roessing, geborenen Walz, gelangte; der gesammte jährliche Miethswerth war auf 1440 Gulden geschätzt worden. Jeannette Roessing vererbte das Goethe-Haus auf ihre beiden Töchter Thekla Roessing und Frau Dr. Blum. Der damals noch fast unversehrte Zustand des Hauses sollte aber nicht mehr lange andauern, da sich Dr. Blum genöthigt sah, „das Haus zeitgemäss für die Seinigen nutzbar zu machen. Derselbe überreichte am 20. April 1857 dem Bauamte einen Bauplan, vermöge dessen die eisernen Fenstergeräme entfernt und ein Laden in dem Haus eingerichtet werden“ sollte. Er erhielt ohne Widerspruch einen Baubescheid; um die Fensteröffnungen im Erdgeschosse zu vergrössern, wurden die Brüstungen herausgebroschen, auf der Südseite wurde ein Laden eingerichtet und zu diesem

Zwecke das mittlere der drei südlichen Fenster zu einer Thüre verändert. Dasselbe geschah mit dem mittleren Fenster auf der nördlichen Seite, als im Jahre 1861 der Besitz für 40,000 Gulden von dem Tapezierer Johann Georg Clauer erworben wurde. Im Inneren des Erdgeschosses wurden damals einige Wände versetzt, in den geräumigen Vorplätzen der beiden Obergeschosse Holz- und Glaswände aufgestellt um bewohnbaren, abgeschlossenen Raum zu gewinnen; auch der Dachstock und der Hof mussten Veränderungen erleiden. Schon im Jahre 1858 waren Verhandlungen über den Ankauf durch den Verein für Geschichte und Alterthumskunde angeknüpft worden, welche zu keinem Ergebnisse geführt hatten, da zu der Kaufsumme von 37,000 Gulden dem Vereine die Mittel fehlten und anderweitige Beiträge nicht zu erwarten waren. Das Jahr 1863 endlich sollte dem so schwer bedrohten Dichterhause Schutz und Rettung bringen. Der Obmann des Freien Deutschen Hochstiftes, Dr. Otto Volger, kaufte das Goethe-Haus sammt einigen darin noch vorhandenen Erinnerungsgegenständen auf eigene Gefahr für den Preis von 57,100 Gulden, um es auf diese Art für das Hochstift als Sitz und Eigenthum sicher zu stellen; im selben Jahre ist es dann in den ausschliesslichen Besitz des Hochstiftes übergegangen. Das Freie Deutsche Hochstift war im Laufe der Jahre unaufhörlich bemüht, dem denkwürdigen Hause den Zustand zurückzugeben, welchen es von seinem Bauherrn, Johann Kaspar Goethe, erhalten hatte; die mannigfachen, entstellenden Umbauten wurden vollständig wieder entfernt und auch die innere Einrichtung auf Grund sorgfältigster Quellenstudien stilgemäss wieder ergänzt.¹⁾ So wurde nun dem Dichterhause eine bis in das Kleinste dringende Baupflege zu theil, wie sie ähnlich kein zweites Bürgerhaus aus der Zeit der Reichsstadt aufzuweisen hat. Als würdiges und beziehungsreiches Denkmal für den Dichter verkündet es weihevollere Erinnerungen an Goethes Jugend, als Alt-Frankfurter Baudenkmal vermittelt es der stattlichen Anzahl von Besuchern, welche aus allen Theilen der Welt zusammenströmen, die unmittelbare Bekanntschaft mit der anheimelnden, einfach gediegenen Anlage und Ausstattung des vornehmen Frankfurter Bürgerheims aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts; die Kenntniss desselben ist allerdings schon längst zum Gemeingut aller Goethe-Freunde geworden durch die Schilderung, welche der Dichtergreis selbst von der Stätte entwirft, an der seine Jugend sich so reich entfaltete, deren Einzelheiten ihm unauslöschlich in der Erinnerung lebten, so dass er hier sicherlich der „Dichtung“ entzathen konnte.

Eine bildliche Ueberlieferung des Aussehens der beiden zusammenhängenden Häuser, welche Cornelia Goethe 1733 erworben hatte, ist nicht vorhanden. Merians Plan, auf welchem der Hirschgraben schon mit einer stattlichen Häuserreihe zu beiden Seiten besetzt erscheint, versagt leider, da die Strasse, von oben in der Vogelschau gesehen und fast senkrecht

¹⁾ Nachweise darüber in den Berichten des Hochstiftes.

im Bilde aufsteigend, nur den Blick auf die Dächer bietet und hier auch, infolge des kleinen Massstabes, die betreffende Stelle nicht mit Sicherheit unterschieden werden kann. Volger hat in seiner scharfsinnigen, die ihm bekannten archivalischen¹⁾ und gedruckten Quellen benutzenden Untersuchung eine Reihe von sicheren Angaben über diese beiden Häuser zusammengestellt und Reiffenstein, der wie kein anderer dazu berufen war,

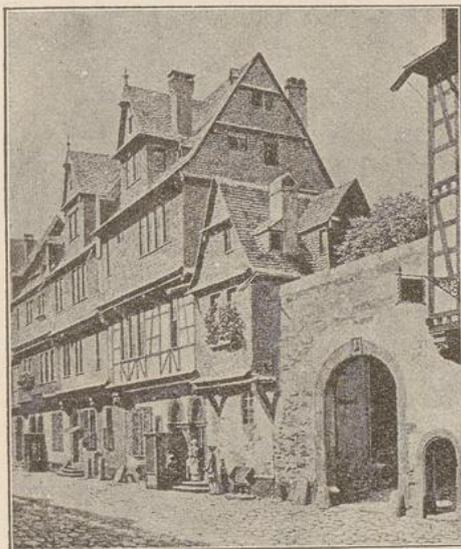


Fig. 132. Goethe-Haus um das Jahr 1733; nach Reiffenstein.

hat als „malender Geschichtsforscher“ auf Grund der Volgerschen Beweisführung²⁾ eine Rekonstruktion entworfen (Fig. 132), die so vortrefflich im Geiste der Frankfurter klein-bürgerlichen Baukunst jener Zeit empfunden ist, dass wir in der That annehmen dürfen, dass dieselbe sich, was die allgemeine Anordnung betrifft, mit dem einstmaligen Zustande deckt und nur etwa in Einzelheiten vielleicht davon abweicht. Von den bei Volger ausführlich behandelten Feststellungen fassen wir nur das im Rahmen unserer Darstellung für die bauliche Erscheinung Wesentliche kurz zusammen, ohne die zahlreichen Einzelheiten zu be-

rühren, welche oft mehr oder weniger dem Gebiete der allgemeinen Goethe-Forschung angehören: Die grössere Behausung lag nach Süden und nahm die Breite der fünf südlichen Fensterachsen des heutigen Baues (Fig. 133) ein, somit stand das kleinere Nebenhaus an Stelle der zwei nördlichen

¹⁾ „Die Hausurkunden des Goethehauses wurden im Herbstmonate des Jahres 1852 auf dem Dachboden dieses Hauses in einem alten hölzernen Kasten aufgefunden, woselbst sie von den Zeiten des Herrn Rath Goethe her gelegen hatten“ (Volger, S. 26, Anm. 1.) Dieselben sind leider, nachdem Volger sie benutzt hatte, spurlos verschwunden.

²⁾ Dass Reiffenstein der Volgerschen Analyse zustimmte, beweist der Umstand, dass er einen eigenen ersten Rekonstruktions-Versuch aus dem Jahre 1858 verwarf (das Blatt befindet sich jetzt im Historischen Museum) und dafür den oben abgebildeten in seine „Bilder zu Goethes Dichtung und Wahrheit“ aufnahm, von welchem der erste Versuch erheblich abweicht. Leider hat er dabei versäumt, Volgers ungemein fleissige Arbeit zu erwähnen. Reiffenstein hatte im Spätherbste des Jahres 1858 eine öffentliche Ausstellung von acht Denkblättern zu Goethes Jugendgeschichte veranstaltet, darunter befand sich obige erste, nicht zutreffende Rekonstruktion, welche auch damals im Frankfurter Konversationsblatte (16. November, S. 1091) beschrieben wurde; gegen letzteren Bericht, als „gegen das urkundlich Beweisbare fast mit jedem Worte“ verstossend, wendet sich Volger auf S. 17, Anm. 2.

Fenster. Letzteres hatte keinen Eingang an der Strasse, sondern war vom Hofe des Haupthauses aus zugänglich; dies war jedenfalls so seit dem Jahre 1705 (da frühere Urkunden Volger nicht zur Verfügung standen); die oben wiedergegebene Notiz in den Bauamts-Protokollen aus dem Jahre 1622 lässt indessen die Möglichkeit offen, dass damals auch in das Nebenhause eine Thüre gebrochen wurde, welche später wieder zugemauert worden sein kann, es sei denn, dass das Haupthaus zwei Thüren besass,

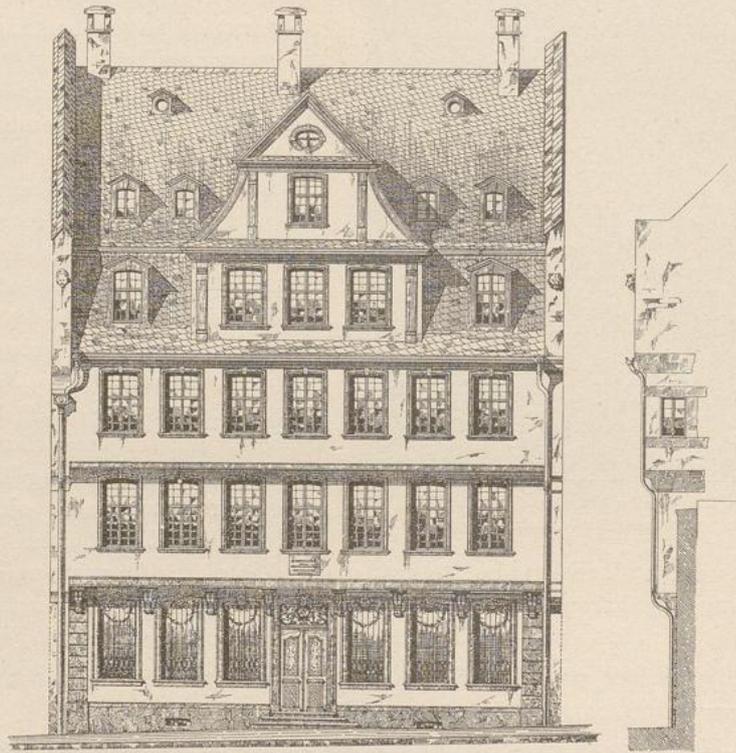
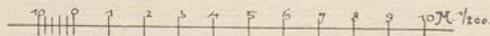


Fig. 133. Goethe-Haus; Ansicht; Theilansicht der nördlichen Brandmauer.



von denen eine, wie Reiffenstein angenommen hat, den inneren Zugang zu dem „Geräms“ bildete: die eigentliche Hausthüre, zu der einige Stufen emporführten, lag dicht an dem Nebenhause. Das Geräms nahm den Raum der jetzigen Hausthüre und des südlich davon gelegenen Fensters ein; es war ein grosser, käfigartiger Vorbau aus hölzernem Gitterwerk — Goethe nennt ihn „Vogelbauer“ — „wodurch man unmittelbar mit der Strasse und

der freien Luft in Verbindung kam“. ¹⁾ „Die Frauen sassen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Strassen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen.“ Durch das Geräms erhielt der „untere weitläufige“, wohl etwas düstere Hausflur, der „Hausehren“, ²⁾ eine zweckmässige, Luft und Licht zuführende Vergrösserung. Von dem Flur aus führte eine „thurmartige“ Wendeltreppe zu den oberen „unzusammenhängenden Zimmern“. Da die ersten Obergeschosse der beiden „durchgebrochenen“ Häuser in verschiedener Höhe lagen, was auch in der Höhenlage der Fenster an der Strassenseite zum Ausdruck gekommen sein wird, so musste diese „Ungleichheit der Stockwerke“ innen durch Stufen ausgeglichen werden. Südlich vom Geräms lag das Küchenfenster und unter diesem vermuthlich der Abfluss des Wassersteins nach der Strasse zu. Die beiden Kellerlöcher an der Strasse sassen wahrscheinlich an derselben Stelle wie heute. Das Erdgeschoss der beiden Häuser war massiv aus Bruchsteinen mit Putz, die Obergeschosse, deren das Haupthaus zwei, das Nebenhaus nur eines hatte, waren aus Fachwerk und bildeten Ueberhänge. Ueber dem Haupthause erhob sich ein mit der Strasse gleichlaufendes Satteldach bis zur selben Höhe der heutigen Firstlinie, mit einem der Strasse zugewandten Zwerchhaus. Das Nebenhaus war gleichfalls mit einem Satteldache überdeckt, welches senkrecht zur Strassenflucht gerichtet sich an die nördliche Giebelwand des Haupthauses anlehnte und dessen Zwerchhaus auf der an dem Hofe des Grünen Laubes liegenden Seite sass. Das an der Strasse schmale Nebenhaus hatte eine beträchtliche Tiefe, indem es sich längs der ganzen nördlichen Nachbargrenze erstreckte; seine Ausdehnung blieb beim Um- und Neubaue des Jahres 1755 durch Wiederverwendung seiner Fundamente erhalten und ist an den heutigen Grundrissen (Fig. 134 und 135) noch erkennbar (am besten am Kellergrundrisse, welcher indessen hier nicht zur Abbildung gelangt). Das Haupthaus war von dem südlich angrenzenden Hause F 73 durch eine hohe, heute noch im ursprünglichen Zustande befindliche Brandmauer geschieden.

Die Ausstattung der beiden Façaden mit architektonischen Gliederungen kann nur eine bescheidene gewesen sein und zwar in den Formen der deutschen Renaissance, wenn wir annehmen, dass die Behausung von dem

¹⁾ Die Bezeichnung „Geräms“ war nicht blos für derartige Lauben gebräuchlich, sondern wurde auf jede Art von Fenstervergitterung aus Holz oder Eisen angewandt. Laut einer Versteigerungsanzeige in den Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten vom 25. April 1758 sollte am 1. Mai in der Behausung des Herrn Rath Goethe unter einer Anzahl von Geräthen auch versteigert werden: „verschiedenes Holzwerk, und bei diesem ein noch brauchbares Gegitter vor eine Hauss-Thüre“; zweifellos ist dieses Gegitter das durch den Umbau überflüssig gewordene Geräms. Die Versteigerungsanzeige ist ausführlich abgedruckt bei Volger S. 90.

²⁾ Von dem lateinischen Worte area.

älteren Matthis von Hinsberg gegen Ende des XVI. Jahrhunderts erbaut wurde und bis zum Ankaufe durch Cornelia Goethe ohne Veränderungen geblieben war. Wahrscheinlich wurden die beiden Thüröffnungen in der Front des Haupthauses eingefasst von einfachen Sandsteinpfeilern, welche toskanische Kapitäle trugen und durch profilierte Rundbogen überdeckt waren; auch die dem Eingange an der Strasse gegenüber liegende, in den Hof führende Thüre an der Rückseite des Hauses wird die gleiche Umrahmung besessen haben. Unter dem Ueberhange des ersten Ober-

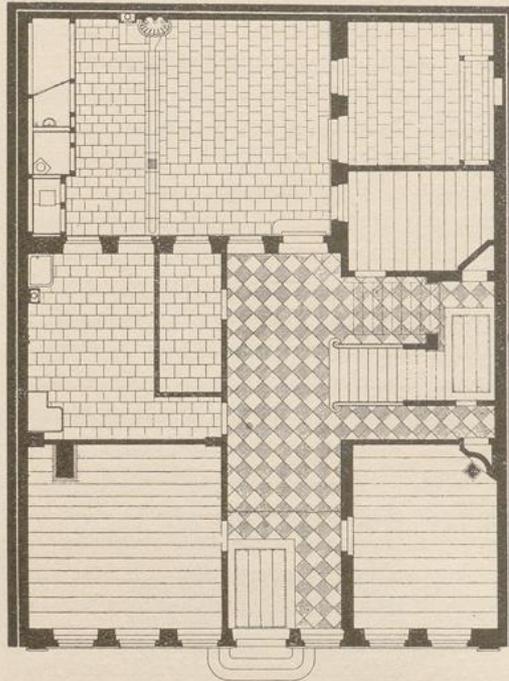
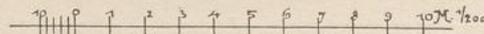


Fig. 134. Goethe-Haus: Grundriss des Erdgeschosses.



geschoßes befanden sich an beiden Enden der Front des Haupthauses Tragsteine (vielleicht auch dazwischen noch einer oder mehrere), während der Ueberhang des zweiten Obergeschosses, ebenso wie derjenige des Nebenhauses von hölzernen Knaggen gestützt wurde; die Schlusssteine der Rundbogen und die Tragsteine waren vermutlich mit Masken besetzt. Ein Rest des Schmuckes der Tragsteine dürfte wohl in denjenigen Stücken erkannt werden, welche an dem jetzigen Baue, dem Umbaue aus dem Jahre 1755, eingemauert wurden und zwar an ungewöhnlichen und auffallenden Stellen, die zu dem Schlusse berechtigen, „dass diese Steine Ueberbleibsel sind, welche man nicht unbenutzt lassen wollte, während sie zu dem neuen Gewande des Hauses

1) Volger und Pallmann haben diesen dritten Kopf irrthümlich ebenfalls für einen Löwenkopf gehalten. Das Stück kann bequem von dem mittleren Fenster des Mansardstockes aus gesehen werden; es ist in der Stilisierung von den beiden Löwen dadurch etwas verschieden, dass das Kopfhaar unter den Ohren und die Augenbrauen in sehr flach behandeltes akantusartiges Blattwerk auslaufen, welches an den anderen Köpfen überhaupt nicht vorkommt.

an der entsprechenden Stelle der südlichen Brandmauer. Alle drei Stücke sind tief in das Mauerwerk eingelassen und dicht eingeputzt, so dass von der Steinfläche, auf welcher dieselben sassen, kaum noch etwas zu sehen ist, ausser einem Stücke der ehemals am meisten vorspringenden oberen Platte und des darunter folgenden Karnises, vor welchem die Köpfe schräg nach unten schauten; diese Profilierung ist besonders gut noch an dem Löwenkopfe der nördlichen Brandmauer erhalten und könnte als Beweis gelten, dass die Köpfe zu den Tragsteinen des alten Hauses gehört

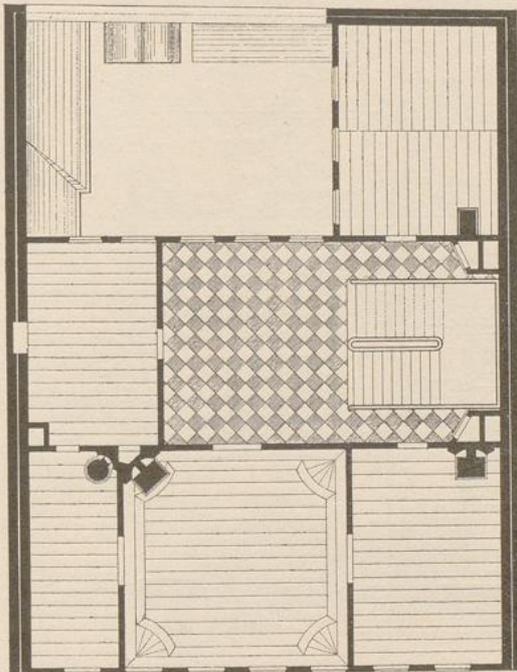
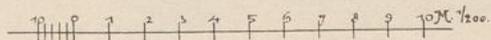


Fig. 135. Goethe-Haus; Grundriss des I. Obergeschosses.



haben, nicht aber, wie Volger annimmt, zu den Schlusssteinen der Rundbogen. Durch diese Annahme gelangt Volger, um alle drei Köpfe als Schlusssteine an der alten Façade unterzubringen, zu der Folgerung, dass auch das Küchenfenster an der Strasse von einer „Kappe“ (gemeint ist damit ein Rundbogen) überdeckt gewesen sei. Auch diese Ansicht kann nicht getheilt werden, wenn man die bauliche Bestimmung derartiger Rundbögen in Erwägung zieht. Ausser bei breiten Thorfahrten, wo sie hauptsächlich nur als tragende Ueberdeckung dienten, wurden die Rundbögen im XVI. Jahrhundert in Frankfurt fast ausnahmslos angewendet bei Geschäfts- und Lagerräumen im Erdgeschoße, welche unmittelbar mit der Strasse in Verbindung stehen und bei geschlossener Thüre durch das rundbogige Oberlicht noch ausreichende Beleuchtung erhalten sollten. Da nach Goethes Ueberlieferung und Volgers Untersuchungen der Character der alten grösseren Behausung durchaus derjenige eines Wohnhauses ist und die Lage der Küche, welche die Breite der beiden südlichen Fenster des heutigen Baues im Erdgeschoße einnahm, unzweifelhaft feststeht, so ist, im Hinblick auf ähnliche Anordnung an anderen Frankfurter Baudenkmalern, mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die Küche nach der Strasse ein breites, gekuppeltes Fenster mit geradem Sturze gehabt hat, aussen mit einfacher herumlaufender Profilierung, ganz wie es Reiffenstein auf seiner Rekonstruktion dargestellt

haben, nicht aber, wie Volger annimmt, zu den Schlusssteinen der Rundbogen. Durch diese Annahme gelangt Volger, um alle drei Köpfe als Schlusssteine an der alten Façade unterzubringen, zu der Folgerung, dass auch das Küchenfenster an der Strasse von einer „Kappe“ (gemeint ist damit ein Rundbogen) überdeckt gewesen sei. Auch diese Ansicht kann nicht getheilt werden, wenn man die bauliche Bestimmung derartiger Rundbögen in Erwägung zieht. Ausser bei breiten Thorfahrten, wo sie hauptsächlich nur als tragende Ueberdeckung dienten, wurden die Rundbögen im XVI. Jahrhundert in Frankfurt fast ausnahmslos angewendet bei Geschäfts- und Lagerräumen im Erdgeschoße, welche unmittelbar mit der Strasse in Verbindung stehen

hat. Eine zweite Annahme Volgers, welche sich auf die muthmassliche Zahl und Anbringung der Tragsteine bezieht, dürfte ebenfalls kaum zutreffend sein: dass nämlich der an dem jetzigen Baue unter dem unteren steinernen Podeste der Haustreppe, in einer Flucht mit dem vierseitigen

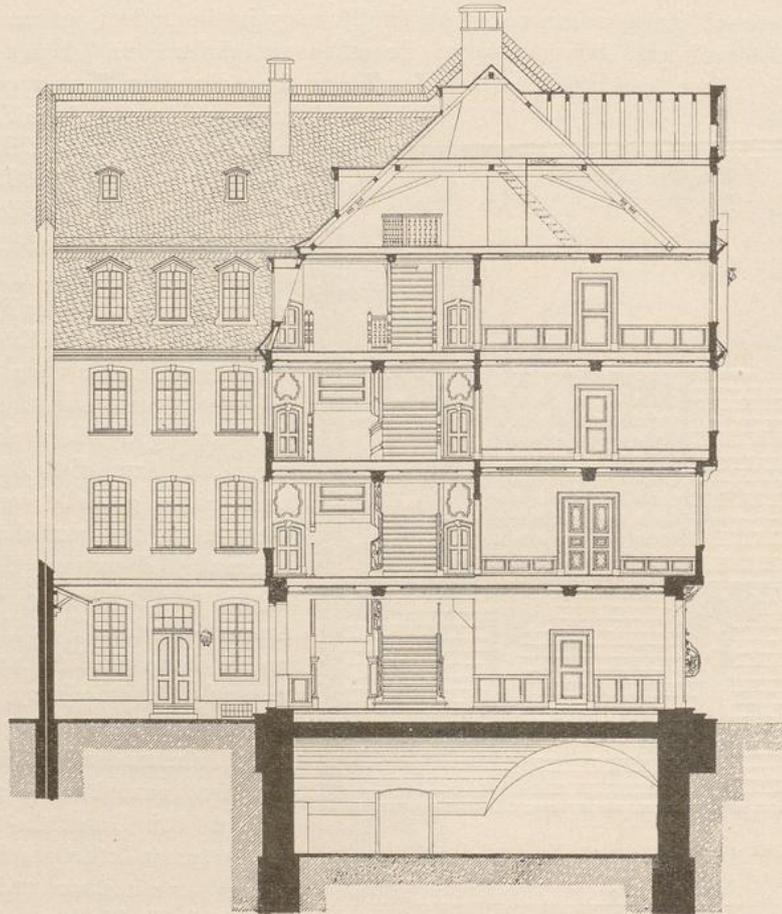


Fig. 136. Goethe-Haus; Ansicht des Hoffügels und Querschnitt.



Stützpfiler des Treppenlaufes, in der nördlichen Brandmauer sitzende Tragstein (auf Fig. 137 sichtbar), dessen glatte Stirnfläche karniesartig flach gebogen und mit einem Akanthusblatt geschmückt ist, ursprünglich an der Façade des älteren Baues gesessen habe und an seiner jetzigen Stelle auf Anordnung des „sorglichen Hausherrn“ eingefügt worden sei, „wo derselbe, mit jenem für die Verzierung einer Aussenseite berechneten

Schmucke, im Dunkel verborgen sich befremdend genug ausnimmt, um sogleich auf seine Herkunft aufmerksam zu machen“. Die Form des Steines mit einer den unteren Theil der Seitenflächen ausfüllenden länglich runden, gedrückten Schneckenwindung und namentlich das durchaus in der Art des

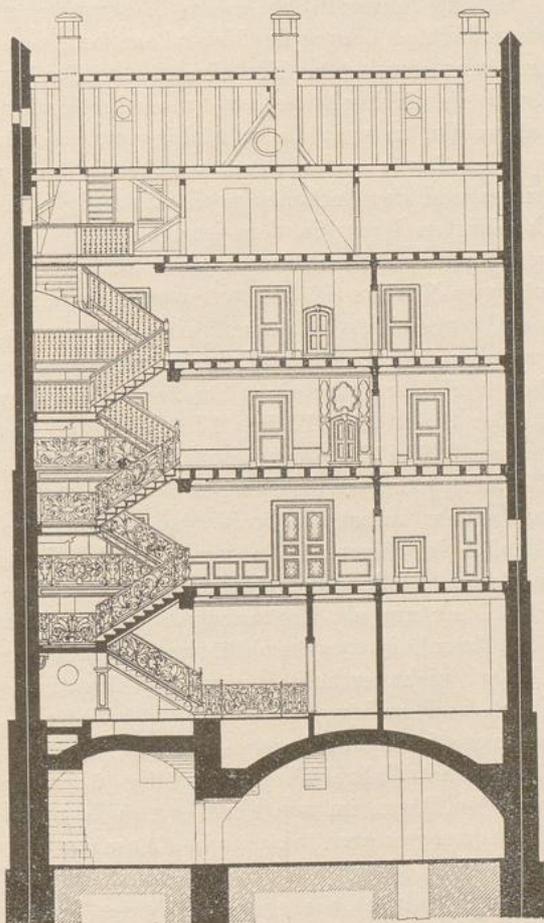


Fig. 137. Goethe-Haus; Längsschnitt.



Barock-Rokoko modellierte Akanthusblatt mit seinen sich nach der Seite biegender schlanken, spitzen Blattzipfeln weisen jedoch zweifellos darauf hin, dass der Stein dem älteren Baue nicht angehört. Alsdann ist aber auch kein wesentlicher, gegentheiliger Grund vorhanden für die Annahme, dass der Stein beim Neubau für seine jetzige Stelle planmässig angefertigt wurde, um so mehr, als die von Volger (und auch von Pallmann S. 14)¹⁾ angeführte Dunkelheit unter dem Treppenpodeste nur bei sehr trübem Wetter besteht und sonst durch das in nächster Nähe liegende Oberlicht der Hofthüre und das daneben befindliche Fenster diese Ecke durch direktes und reflektiertes Licht noch hinreichend erleuchtet wird, was die Erbauer wohl schon bei der Planlegung voraussehen konnten; eine beabsichtigt vernachlässigte Ausgestaltung eines derartigen Bau-

glieders an einer weniger gut beleuchteten, der Aufmerksamkeit etwas entzogenen Stelle lag im Allgemeinen nicht in der Denkungsweise der Alt-

¹⁾ Pallmann glaubt, dass der Stein, „dessen Verzierung an diesem vom Tageslichte kaum beleuchteten Platze zwecklos erscheint“, „kaum älter als das jetzige Haus ist“ und „ein von dem Herrn Rath verworfenes Muster der Tragsteine für die Vorderseite des Erdgeschosses, dem der sparsame Bauherr an dieser Stelle ein Plätzchen anweisen liess“.

Frankfurter Bauherrn und Baumeister, welchen übertriebene Sparsamkeit und allzu nüchterne Ueberlegung ebenso fern lag, als unnöthiger Prunk.

Aus allen Belegen über den Umbau geht zweifellos hervor, dass es dem Rath Goethe vor allem darauf ankam, die, durch das kleine, niedrige Nebenhaus nur unzulänglich bebaute Grundfläche seines Besitzes nach Möglichkeit gänzlich auszunutzen, dadurch dass er das Nebenhaus beseitigte und um dessen Breite das Haupthaus erweiterte. Ein eigentlicher Neubau entstand daher nur auf der Stelle des Nebenhauses, während das Haupthaus nur theilweise umgebaut wurde, so weit als es nöthig war um ein regelmässiges, zusammenhängendes Ganze zu erhalten, welches in seiner neuen Eintheilung des Grundrisses und des Aufbaues noch abhängig blieb von dem alten, nicht völlig beseitigten Baue; in dem jetzigen Baue sind uns also wesentliche Theile von Goethes Geburtshaus noch erhalten. Der Bauherr musste auch einen völligen Neubau des Haupthauses vermeiden, um den Ueberhang im zweiten Obergeschosse nicht aufgeben zu müssen, welcher daselbst den Zimmern eine beträchtliche Vergrösserung gegen das Erdgeschoss verlieh, nämlich längs der Front einen Streifen von 1,20 m Breite. Nach der vom Rathe der Stadt am 27. Juli 1719 in Folge des grossen Brandes erlassenen und am 6. Mai 1749 erneuerten Bauverordnung war bei Neubauten nur ein Ueberhang im ersten Obergeschosse gestattet und zwar in engen Strassen mit einem halben, in breiten mit einem Fuss Ausladung¹⁾. Das Bau-Amt nahm in diesem Falle von der Erfüllung dieser Verfügung Abstand, da der an Stelle des Nebenhauses neu hinzutretende nördliche Flügel thatsächlich nur als Ergänzungsbau betrachtet werden konnte, und man hätte die Erlaubniss zur Durchführung des zweiten Ueberhanges in dem neuen Flügel nicht ertheilt, wenn das Haupthaus im Verlaufe des Baubetriebes nach und nach von unten her gänzlich ausgewechselt worden wäre. Allerdings stimmt mit dieser Auffassung Goethes eigene Schilderung in „Dichtung und Wahrheit“ nicht völlig überein: „Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äusseres architektonisches Ansehen und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Teile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichsam einzuschalten, sodass, wenn zuletzt gewissermassen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte“. Mit Recht hat Volger auf Grund der ihm vorliegenden archivalischen Quellen und sorgfältiger Beobachtungen am Baue selbst diese Stelle folgendermassen beurtheilt: „Goethe hebt die Erneuerung möglichst stark hervor, setzt aber selbst da, wo er nur be-

¹⁾ Schon 1418 und 1455 hatte der Rath Verordnungen erlassen, welche die Ueberhänge etwas beschränkten. Vgl. Sommer, Die bauliche Entwicklung der Stadt Frankfurt a. M., S. 20; Volger S. 58.

dingungsweise von einer „Reparatur“ spricht, bei welcher „zuletzt von dem Alten nichts übrig blieb“ ein mässigendes „gewissermassen“ dazu. Auch entsteht bei einer solchen Verbesserung, wo Alles frisch verputzt und dabei für helles Licht gesorgt wird, der Eindruck der Neuheit in solchem Grade, dass man leicht vergessen kann, wie sehr in dem neuen Gewande noch das Alte erhalten vor uns steht“.

Volger hat wohl alle wichtigeren Fragen hinsichtlich des Umbaues vom Jahre 1755 im wesentlichen gelöst; seine Forschungen können aber in mehreren Punkten noch bedeutend ergänzt werden durch ein archivalisches Material, von dessen Vorhandensein er keine Kenntniss gehabt hatte, nämlich durch die jetzt im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar befindlichen ausführlichen Baurechnungen über den Umbau des Goethehauses, welche uns ein abgerundetes Bild des Baubetriebes in allen Einzelheiten ermöglichen.¹⁾ Von diesen für Alt-Frankfurts Baugeschichte und Kulturgeschichte klassischen Dokumenten, die für jene Zeit in ihrer Vollständigkeit kaum ein Gegenstück finden dürften, sei hier nur das Wichtigste wiedergegeben.²⁾

Schon bei Lebzeiten von Cornelia Goethe hatte der Rath an einen Umbau seines Besitzes gedacht, was wir aus Goethes eigenen Worten schliessen dürfen: „Solange die Grossmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wusste wohl, dass er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde.“ Wir können jedoch diese in den letzten Worten enthaltene Nachricht über den Beginn des Umbaues nicht wörtlich zu dessen Bestimmung anwenden, sondern derart verstehen, dass man nur die Vorarbeiten, Berathungen mit den Handwerkern und Aehnliches sogleich vornahm; denn nach den archivalischen Quellen wurde der Bau erst ein Jahr nach dem Tode der Grossmutter, im Frühjahr 1755 begonnen.

Die Gewährung der Bauerlaubniss auf dem Bau-Amte erfolgte in verhältnissmässig kurzer Zeit. Am 7. März 1755 liess der Rath Goethe auf dem Bau-Amte den Riss zu dem beabsichtigten Bau einreichen und am 14. März zeigte er daselbst an, dass er zu dessen Ausführung sein

¹⁾ Das Freie Deutsche Hochstift besitzt eine nach den Originalen im März und April 1887 hergestellte, durch Dr. Heinrich Pallmann kollationierte, vollständige Abschrift, welche zu der vorliegenden Arbeit benutzt worden ist; der Faszikel enthält 118 Nummern, welche den Jahren 1754 bis 1766 angehören. Volger war nur eine Rechnung des Maurermeisters Springer bekannt, welche die Ergänzung der nördlichen Brandmauer betraf und zu den oben erwähnten Urkunden des Goethehauses gehörte. Vgl. Volger S. 79.

²⁾ Diese Rechnungen wurden in den letzten Jahren mehrfach als Grundlage zur allmählichen Wiederherstellung der Einrichtung des Goethehauses neben den übrigen zahlreichen Hilfsmitteln benutzt; darauf Bezug habende Hinweise und wenige kurze Auszüge finden sich in den, in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes enthaltenen Berichten der Goethehaus-Kommission.

Nebenhaus abbrechen und „solches seinem daneben stehenden Hauß gleich machen und zwischen das erstere und das Siegnerische Zum grünen Laub genannte Hauß eine Brand-Mauer, nach unterm 7. hujus übergebenen Rißen aufführen lassen wolle;“ am 23. März erschienen auf dem Bau-Amte im Namen des Bauherrn der Maurermeister Johann Ulrich Springer und der Zimmermeister Johann Michael Muntzer und „bathen, auf allschon beschehener löbl. Bau-Amts Besichtigung domino principali nach unterm 7. hujus übergebenem Riß, nunmehr das kleine Neben-Hauß abbrechen und dem größeren gleich aufführen zu lassen gen. zu erlauben,“ worauf das Bau-Amt beschloss: „Nachdem dies kleine Nebenhaus nur einen Ueberhang, der grössere Bau aber zwey dergleichen würrklich hat, als wird Implorant mit diesem den 2^{ten} Ueberhang dieses Neben-Häußgens betreffend, ad inelytum Senatam verwiesen.“ Schon am 25. März entschied der Senat: „Solle man hierunter willfahren.“ Dieser Beschluss ging an das Bau-Amt zurück, welches am 4. April die folgende „Resolution“ fasste:

„Es wird in Gefolg oballegirten Eins Hoch Edlen Raths Conclusi Herrn Imploranten in seinem Gesuch willfahrt, und in diesem neuen Hauß den 2^{ten} Ueberhang wegen der Breitung und E vitirung des Mißstandes dieser Straase, dessen daneben stehendem gleich, nach unterm 7^{ten} Mart. c. a. übergebenen Riß machen zu lassen nunmehr erlaubet.“

Gleichzeitig waren auf dem Bau-Amte wegen der neu aufzuführenden nördlichen Brandmauer mit dem Nachbarn im Grünen Laube, dem Bierbrauer Johann Wilhelm Siegner, welcher dieses am 1. Juli 1748 von dem Gastwirthe David Feiner gekauft hatte, noch weitläufige Verhandlungen geführt worden. Die hierauf sich beziehenden Schriftstücke aus dem Urkundenbuche des Grünen Laubes hat Volger ausführlich abgedruckt. Nach einem Beschlusse des Bau-Amtes vom 11. April wurde eine Einigung dahin erzielt, dass Siegner, um in Zukunft ein Baurecht für seinen, an das kleine Nebenhaus anstossenden Hof zu erlangen, sich nur dazu herbeiliess, „die Brandmauer bis zur Höhe von 14 Schuhen über dem Boden, dem schon bestehenden Stücke gleich, mit aufführen zu helfen, und verpflichtete sich zur Bezahlung der auf ihn fallenden Hälfte der übrigen Kosten erst für den Fall, dass er demnächst durch einen Bau jene Mauer mit benutzen würde.“

Die eigentlichen Baupläne, von denen nichts mehr erhalten ist, entstanden wohl aus der gemeinsamen Arbeit der beteiligten Handwerker und wurden, wie damals üblich, wahrscheinlich von dem Maurermeister aufgezeichnet. Die Frankfurter Meister besaßen für derartige Umbauten, die sich in jener Zeit öfters wiederholten, eine grosse Geschicklichkeit und technische Erfahrung; die wenigen, bescheiden und sparsam angewandten Gliederungen und Ornamente wurden bei einem solchen bürgerlichen Baue in den Einzelheiten immer noch von dem Steinmetzen und dem Zimmermeister selbst entworfen, so dass ein Architekt als alleiniger Planleger,

sowie als Zeichner der Werkpläne und besonderer Bauleiter gar nicht nöthig war.¹⁾ Aber auch dem Bauherrn ist an der Plangestaltung ein hervorragender Antheil zuzuschreiben; jedenfalls ist die Anordnung der Räume wohl ganz das Werk des Herrn Rath; er hatte auch die Führung des Baues übernommen, wie wir von Goethe erfahren: „Mein Vater hatte die ganze Einrichtung desselben ersonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich sein sollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut.“ „Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können: denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut.“ Dass Johann Kaspar Goethe den Handwerker gegenüber recht vorsichtig und selbständig verfuhr, beweist die Inanspruchnahme eines ausgezeichneten Sachverständigen, welchem er die gesammten Kostenanschläge zur Begutachtung vorlegte. Nach der Erzählung Wilhelm Meisters (im Anfange des IV. Kapitels des I. Buches) war dieser Beistand des Bauherrn „ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Bauens viele wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war.“ Dieser Mann, an dessen thatsächlicher Bethätigung im Hinblicke auf den autobiographischen Hintergrund des ersten Buches dieses drei Jahrzehnte vor „Dichtung und Wahrheit“ begonnenen Romanes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ nicht gezweifelt werden konnte (der im letzten Absatze des V. Kapitels und am Anfange des VI. Kapitels auch als „Lieutenant“ bezeichnet wird), dessen Namen aber bis jetzt der Forschung unbekannt geblieben war, ist nach einem Dokumente bei den Baurechnungen kein Geringerer als Johann Friedrich von Uffenbach,²⁾ der als hervorragender Bau-Ingenieur in den Jahren 1741—1744 die schwierige Wiederherstellung der alten Mainbrücke geleitet hatte und sonst auch vielfach sachverständiger Berater bei den baulichen Unternehmungen der Stadt gewesen war, zum Beispiel 1741 beim Bau der neuen Kaisertreppe.³⁾ Uffenbach, der wiederholt hohe Stellungen in der Verwaltung seiner Vaterstadt bekleidete und sich nach der Sitte der damaligen Architekten und Ingenieure wegen seiner Kenntnisse in der Kriegsbaukunst 1737 den Titel eines Grossbritannischen Oberstlieutenants erworben hatte, ohne anscheinend Berufssoldat gewesen zu sein,

¹⁾ Erst 1767 wird in der Grundsteinsurkunde des Rothen Hauses auf der Zeil, des damals grössten und vornehmsten Gasthofes der Stadt, der Stadtbaumeister Liebhardt ausdrücklich als „Architekt“ erwähnt (vgl. oben S. 127, ferner S. 166); diese Bezeichnung wurde erst um jene Zeit bei den Frankfurter Meistern üblich.

²⁾ Geboren am 6. Mai 1687 in Frankfurt, gestorben daselbst am 10. April 1769. Vgl. über ihn Jung in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. XXXIX, 132.

³⁾ Vgl. hierzu Bd. II, 167 und 270 ff.

ebenso den Titel eines kaiserlichen Stückhauptmanns, stand zur Zeit des Umbaus des Goethehauses in einem Alter von 68 Jahren. Dass er in Goethes Schilderung damals als „junger“ Bürgerlieutenant erscheint, mag mit der dichterischen Gestaltungsfreiheit entschuldigt werden; dieser Unterschied zwischen der Wirklichkeit und der in dichterischer Form gegebenen Ueberlieferung bleibt natürlich gänzlich ohne Einfluss auf die aus einer archivalischen Quelle geschöpfte Thatsache¹⁾. Das schriftliche Gutachten Uffenbachs sei hier unverkürzt wiedergegeben, da es einen interessanten Einblick in die Bauarbeits-Verhältnisse der damaligen Zeit gewährt:

„Wohlgebohrner Hochgeehrtester Herr

Nachdeme die mir übergebene Überschläge derer Handwerksleuten, welche hiebey wieder zurückkommen, lange und reiflich übersehen und zum theil berechnet, so habe am Ende gefunden, daß solche billig und gar wenig übersetzt seyen, so viel man nemlich aus einer kurtzen Anzeige abnehmen kan.

Die Zimmerleute haben immer einen Schlupfwinkel in dem Ankauf des Holzes, dessen Preiß nach allerley Vorfällenheiten verändern. Und wenn man die ersten beyde Posten vornimmt, so pfeget sonst die Rechnung so gemacht zu werden, daß ihnen v. 100 Schu Eichenwand-Holz an Fuhr und Arbeitslohn 3 Xr. gebühret, das in gegenwertiger Summa 58 fl. 40 Xr. beträgt, hier aber 66 fl. angerechnet ist. Ferner 6^{ter} Böden, davon einer in circa 18 fl. kostet und für dessen Fuhr und Arbeitslohn man 13 fl. rechnet, das zusammen 31 fl. und dieses 19 mahl 589 fl. beträgt. Das übrige in diesem Überschlag leydet als billig angesetzt wenig Abzug.

In des Steinhauers Überschlag habe gar keinen Widerspruch und alles der Billigkeit nach angesetzt gefunden, wenigstens, wie alhier der Werth zu seyn pfeget.

Der Maurer ist schlupfriger, und hat die Angaben so verblüht und ohne Bestimmung des Maßes gesetzt, daß ohnmöglich darüber geurtheilet werden kan. In denen letztern Posten könnte zwar der Riß einige Erläuterung geben, allein der Abzugsbetrag scheint kaum der Rechnungsmühe werth. Folglich muss mit dießem secundum aequum et bonum gehandelt werden.

¹⁾ Es sei hier gestattet, noch eine für die Goethe-Forschung wichtige Folgerung aus den obigen Belegen zu ziehen. Da nach der Erzählung Wilhelm Meisters der Lieutenant die Einrichtung, Vorführung und nachherige Erklärung des Puppenspieles besorgt hatte, so besteht kein Zweifel, dass es der „tief und vielseitig gebildete“ Uffenbach war, „kein sammelnder Gelehrter, sondern eine praktische Natur voll Lebensfrische und Lebensfreudigkeit“, wie ihn Jung charakterisiert, der Freund der Goetheschen Familie, welcher damit auf die geistige Entwicklung des Knaben Wolfgang einen wesentlichen Einfluss ausgeübt hat. Goethe gedenkt Uffenbachs auch in „Dichtung und Wahrheit“ (II. Buch, I. Theil); er erwähnt jedoch nur in wenigen Zeilen dessen musikalische Begabung, nicht aber dessen Beziehungen zum Hausbaue und zum Puppentheater.

In diesem wenigen bestehen meine Anmerkungen, die ich zwar erweitern könnte und sollte, wenn mir nur die Zeit vergönnet wäre. Ich verharre übrigens mit allem Hochachten und möglicher Dienstgeflissenheit

Eurer Wohlgebohrnen

Ffurt. d. 17 Apr.
1755.

ergebenster Diener
J. Fr. von Uffenbach.“

Von den Voranschlägen der Handwerker ist derjenige des Zimmermanns nicht mehr in den Weimarer Akten vorhanden, dagegen diejenigen des Maurers und des Steinmetzen, welche in Kürze ein recht anschauliches Bild der bei dem Umbaue vorzunehmenden Arbeiten geben und deshalb ebenfalls hier zum Abdrucke gelangen.

		fl.	Xr.
	„Bey S: T: Herrn Rath Göthe soll an Maurer-Arbeit gemacht werden: Eine Mauer mit Fundament in die Höhe nach dem Riß, dieselbe beträgt 27 Ruthen 44 ¹ / ₂ Schuh	379	14
15 br.	Wegen dem kleinen Keller hinten eine Zwerg-Mauer,		
12 hoch	am alten Keller zum Wiederlager die Mauer zu machen		
20 Schuh l.	und das neue Stück Gewölb, wie auch fornen die Stiege		
15 br.	weg zu brechen und die Oefnung zuzuwölben	65	—
	Den alten Keller tiefer zu graben und das neue Stück	20	—
	Im alten Keller die Stiegen weg zu brechen und ein		
	Stück gewölbt, die Stiegen zu versetzen und das Stück		
	Gewölb-Gurdt wieder neu zu machen	58	—
	Aus dem großen in den kleinen Keller eine Thüre		
	zu brechen und wieder auszumauren, fornen die Thür zum		
	Schrank zu mauren	19	36
	Den Brunnen abzuheben und einen Canal hinten		
	durch das Gewölb zu brechen, zur Pomp fornen wegen		
	dem Fegen die Oeffnung zu wölben, den Brunnen zu fegen	24	45
	Fornen das steinerne Stock-Werk zu setzen	63	—
	Im Hof an der Wasch-Küche und der großen Küche		
	im Winckel herum das Stockwerk zu setzen	98	45
	9 Feuerrechter zu machen	270	—
	In circa 400 Gefach auszumauern à 18 Xr.	122	24
	Unten die Schwellen-Mauren zu machen	20	—
	In den Keller, ersten Vorplatz, Küchen und Waschküchen, 2 ^{ten} Stock den Vorplatz, 3 ^{ten} Stock den Vorplatz		
	mit Platten zu legen 3829 Schuh	114	45
	An der alten Brandmauer zu tünchen	26	—
	Hinten das s. v. Privet wegzubrechen, 42 Schuh		
	Röhren-Stein mit den Steinen bis ins 3 ^{te} Stock neml: zu		
	3 Sitz, mit den Steinen, Fuhr- und Arbeits-Lohn	84	—
	1 Wasserstein zu setzen	2	—
	1 Wasch-Kessel zu setzen mit Materialien	5	—
	latus	1372	29

	fl.	Xr.
Transport	1372	29
1 Stiegen-Tritt zu legen	1	30
Vor dem Haus die Tritt zu legen	2	—
An Krachsteinen zu setzen	16	20
Die Keller-Stock zu setzen	4	30
Vor abzubrechen, den Schutt auf die Gassen zu schaffen	73	—
Vor die Ofen-Platten zu legen	7	—
Vor 4 Keller-Löcher zurechtzumachen	12	—
Facit	1488	49

Ffurth. d. 14. Martii 1755.

Johann Ulrich Springer
Maurer-Mstr.

Haben Herren Rath mir Unterschribenen per Abschlag bezahlt
fünzig Karolinen, welche ich wol empfangen hab.

Franckfurth d. 17. Juny 1755.

Johann Ulrich Springer Maurer.

Haben Herren Rath mir Unterschrieben per Abschlag bezahlt
fünzig Karolinen, welche ich wol empfangen hab.

Franckfurth 12. Augustj 1755.

Johann Ulrich Springer Maurer.

1756 d. 20. Januari hir empfangen 400 fl., sage firhundert gulden
in altten Batzen, welches ich wol empfangen hob

Johann Ulrich Springer Maurer.“

„Ueberschlag

	fl.	Xr.
Vor S: T: Herrn Rath Göthe über ein steinernes Stock von masiven tüchtigen und besten Steinen, besteht in 8 Pfeiler, 6 verzierte Fenster, eine große Thür mit Ge- simbs nebst 8 verzirte Consolen, und Brust-Toffel under die Fenster, mit Fühlung nebst Runtstab, Trütt und Schwöl, betragt aller masiven Steinmetzen- und Bilthauerarbeith des ganzen Stocks ohne Versetzen	410	—
Die liegente Keller-Thür ist der laufente Schu . . .	—	20
Die zwey Fenster ihn die Brantmauer der Cupicschu ein Offenloch von 3 Stück	—	45
eins von 4 Stück ist		
ein glades Camin, der laufente Schu	—	14
ein Camin mit steinen Gesimbs der laufente Schu . .	—	24
ein laufenter Schuh Hertstein, fein geschlieffen . .	—	16
glade Fenstergestell von gemeinen Steinen, vonn welche ihm Hoff solen gebraucht werden der lauf. Schu .	—	14
Trackstein, alwo daß Hauptgesims durch lauffet der Cupicschu	—	24
Horstein der Cupicschu	—	20

Vor ein 6 Gibs oder Kuth, die Fugen zu vergibsen	fl. Xr.
solte ein Gesell ahm Versetzen, wie auch ahn alten	— 5
Steinen zurechtzumachen gebraucht werden, so wird des	
Tags zahlt	— 45
Erfurth ten 21 Mertz	Ihro unterthönigster Diener
1755.	Joseph Therbu ¹⁾
	Steinmetzenmeister.

Den 2^{ten} Juny ber Abschlag empfangen zwanzig vünff Carolin empfangen, solches wird bescheiniget
1755. Joseph Therbu
Steinmetzenmeister.

Den 14^{ten} Juny ist mir der Reste mit 156 fl. 40 Xr. vor daß ganze masive steinene Stock, biß daher alle Taglohne, die 3 Brantmauer-Trackstein nöbst dem Krundstein zu meiner unterthönigst Dancksagung richtig bezahlt worden, solches wird bescheinigt
Joseph Therbu
Steinmetzenmeister.“

Ausser diesen Voranschlägen befinden sich bei den Weimarer Akten die ausführlichen Baurechnungen und zwar von allen Handwerkern, an welchen fast von Tag zu Tag das Fortschreiten der Bauarbeiten in allen Einzelheiten zu beobachten ist; diese Rechnungen sind so umfangreich, dass hier nur die wichtigsten Belege daraus auszugsweise wiedergegeben werden können.

Die Rechnung des Zimmermeisters Johann Michael Muntzert umfasst sieben Folioseiten und schliesst am 31. März 1756 mit einem Gesamtbetrage von 2165 Gulden 35 Kreuzer, über welchen Muntzert am 8. Mai 1756 quittiert. Vom 7. April 1755 bis zum 17. Februar 1756 waren die Zimmerleute mit nur kurzen Unterbrechungen theils auf der Baustelle, theils auf dem Zimmerplatze beschäftigt; vom 7. bis 9. April brachen sie das Nebenhaus ab „daran gearbeitet 4 Gesellen, jeder 2 1/2 Tag, thut 10 Tag, à 40 Xr. . . . 6 fl. 40 Xr.“ Am 9. und 10. Mai wurden an der Strassenseite des Haupthauses 9 lange und 17 kurze Spriessen angesetzt, am 16. Mai der neue untere Durchzug beschlagen und ins Haus gelegt. Am 21. Mai kam unter den Kragstein am südlichen Nachbarhause ebenfalls eine Spriesse. Am 2. Juni wurde im Erdgeschosse die alte Mauerlatte heruntergenommen und die neue am 4. und 5. Juni eingezogen. Von dem alten Dache über dem Haupthause wurde nur das Zwerchhaus abgebrochen, das neue Zwerchhaus und das Dach über dem ganz neu aufgeführten Nordflügel wurden zwischen dem 18. und 25. August aufgeschlagen.

Die Maurerrechnung schliesst am 22. März 1756 mit 2302 Gulden und 59 Kreuzer, von welchen bis zu diesem Tage ein Restbetrag von

¹⁾ Therbu stammte aus Pest; seit 1741 Parlierer am Brückenbau, wurde er 1747 als Steinmetzmeister in das Bürgerrecht aufgenommen. 1747—1753 verfertigte er die Brückenbrüstung mit den beiden Portalen. Vgl. Bd. II, 273, Anm.

790 Gulden 15 Kreuzer noch fällig war, der aber erst am 18. Oktober 1756 nur mit 432 Gulden 45 Kreuzer „abgethan“ wurde. Die Maurerrechnung ist sehr gewissenhaft und übersichtlich abgefasst. Vom 7. bis 12. März beginnen zwei Gesellen und zwei Handlanger am Abbrechen im Nebenhause; dann steigt die Zahl der Arbeiter, bis es vom 5. Mai bis zum 25. August durchschnittlich 8 Gesellen und 8 Handlanger sind, von da ab bis zum 22. September etwa 18 Gesellen und ebenso viele Handlanger, dann fällt deren Zahl auf je 13, am 30. September auf 4 und vom 13. Oktober bis zum Schlusse am 28. Februar arbeiten nur noch zwei Gesellen und zwei Handlanger. Am 20. Oktober wurde mit dem Verputzen der Wände begonnen, am 22. Dezember mit dem Verlegen der rothen und weissen Bodenplatten, welche von dem Plattenhändler Stendler geliefert wurden.

Der Steinmetz hatte keine Gesamtrechnung geliefert. Drei auf den Umbau bezügliche Einzelrechnungen, deren Posten nicht immer nach dem Gegenstande, sondern oft nur nach der Arbeitszeit berechnet sind, bilden die Fortsetzung zu den auf dem Voranschlage notierten Abschlagszahlungen und belaufen sich zusammen auf 596 Gulden 51 Kreuzer; sie umfassen den Zeitraum vom 16. Juni 1755 bis 5. Januar 1756. Bemerkenswerthe Posten sind: „11. Aug. — 3 mit Gesimps verzirte Bolunster, under dem Herth, nöbst Bögen und Fählung . . . 7 fl. 30 Xr.“ — „X bris — die steinerne Steegen nach bevorstehendem Riß accortirth per 200 fl.“

Ausser Therbu war noch der „Steinhauer“ David Renfer von Bockenheim am Baue beschäftigt; seine am 13. Dezember 1755 bezahlte Rechnung erreicht jedoch nur den geringen Betrag von 35 Gulden 20 Kreuzer.

Die Schlosserarbeiten wurden von zwei Meistern ausgeführt. Johann Philipp Schneider besorgte hauptsächlich nur die gröbereren Beschläge, zusammen für 115 Gulden 40 Kreuzer. (2 Hönckeisen an die Stög wigt $20\frac{1}{2}\text{fl}$ a 6 Xr. — 2 fl. 9 Xr., und 9 Nagl darzu a 2 Xr. — 18 Xr.) Alle andere, namentlich die Kunst-Schlosserarbeit lieferte Johann Wilhelm Zipper. Von seinen Rechnungen entfallen sechs auf den Umbau mit einem Betrage von 1368 Gulden 15 Kreuzer, für welchen er aber infolge mehrerer Abzüge nur 1268 Gulden 20 Kreuzer erhielt; einige Preise von Stücken, die heute zum Theil noch erhalten sind und wegen ihrer vortrefflichen Ausführung Anerkennung verdienen, seien hier mitgetheilt:

Aus einer vom 20. September 1755 datierten Rechnung:

	fl.	Xr.
„6 Geremß vor Fenster wige 993 fl à 7 Xr. thut .	115	51“
„eine neue Bombe wigt 128 fl à 10 Xr. daß fl thut	21	20“

aus einer Rechnung vom 12. Januar 1756:

„ein Oberlicht über die Hausthür wiegt 85 fl à 16 Xr.	22	8“
„5 Stubenthüren mit englisch Beschlag von Messing		
à 10 fl.	50	—
5 Stubenthüren mit frantzösisch poliert Beschlag halb		
Messing à 7 fl. thut	35	—
eine gantz eißen poliert	6	—“

Johann Philipp Friedrich Fehringer, Johann Peter Krafft und Georg Daniel Bender. Die eisernen „runden“ und „Tresour-Oefen“ wurden bezogen von Peter Aull und gesetzt durch den Häfner Heinrich Ludwig Schäffer (die Herdplatte lieferte Johannes Zickwolff). Die Einrichtung des Röhrenwerkes der Küchenpumpe und der „Regenpumpe“ im Hofe verfertigte der Stadt-Brunnenmeister Johann Jakob Göltzer; „Johann Georg und Benedict Schneidewindt Wb. Stück- u. Glocken-Gießer“ lieferten dazu „einen messingnen faßonirten Bumb-Knopff“ und „einen feinen starken Holländischen Hanen“ zusammen für 10 Gulden 54 Kreuzer. An Baumaterialien bezog der Bauherr unmittelbar: Bretter, von Simon Friedrich Küstner, Johann Reinhardt Kaross, Johann Nikolaus Diener und Kilian Müllers seel. Sohn, Nägel und Eisenwerk von F. Spirlet und Johann Andreas Zahn seel. Wb. und Sohn. Leider ist von den Rechnungen der Stuckaturer, die namentlich an der Decke und Ofennische des Mittelzimmers sowohl im ersten als im zweiten Obergeschosse thätig waren, nichts mehr erhalten.

Im Anfange des Frühjahres 1756 war der Neubau bis auf die Ausstattung einzelner Räume fertig geworden „und zwar in ziemlich kurzer Zeit“, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit erzählt, „weil Alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. —“ „Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppen frei, die Vorsäle luftig¹⁾ und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu geniessen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht und diente zugleich zur Beschäftigung und Unterhaltung.“ Bei der Einrichtung der Zimmer wurde zuerst die Aufstellung der Büchersammlung und der Gemäldesammlung vorgenommen. „Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im ganzen; vorzüglich trugen grosse Spiegelscheiben das Ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen, zunächst aber wegen meist runder Fensterscheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm alles gut gelungen war; und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, dass nicht immer der Fleiss und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man kein glücklicheres Leben denken können, . . .“.

Die Ausstattung der Zimmer war im Frühjahre 1757 im wesentlichen beendet; sie war nach dem Sinne des Bauherrn behaglich und gediegen, nur die drei Vorderzimmer des ersten Obergeschosses wurden als Empfangsräume mit einer gewissen Pracht eingerichtet. Der Rath überliess im Jahre 1759 nur ungerne diese „seine wohlaufgeputzten und meist ver-

¹⁾ Im Anfange des neunten Buches von Dichtung und Wahrheit wiederholt Goethe: „Die Treppe ging frei hinauf und berührte grosse Vorsäle, die selbst recht gut hätten Zimmer sein können; wie wir denn die gute Jahreszeit immer daselbst zubrachten.“

schlossenen Staatszimmer“ den fremden militärischen Bewohnern. Graf Thoranc indessen war rücksichtsvoll genug und liess „nicht einmal seine Landkarten“ an die Wände nageln, „um die neuen Tapeten nicht zu verderben.“ Diese Tapeten hatte der Rath aus der berühmten Wachstuchfabrik des Malers Nothnagel bezogen, von deren Betrieb uns in Dichtung und Wahrheit eine anschauliche Schilderung erhalten ist. „Wer damals baute oder ein Gebäude möblierte, wollte für seine Lebenszeit versorgt sein, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüsthlich.“ Nothnagel¹⁾ fabrizierte „alle Arten von Wachstuch“, „von dem rohsten an, das mit der Spatel aufgetragen wird und das man zu Rüstwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feineren und feinsten, auf welchen bald chinesische²⁾ und phantastische, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landschaften durch den Pinsel geschickter Arbeiter dargestellt wurden.“ Gerade von diesen feineren Sorten hatte der Rath bestellt, wie wir aus einer bei den Weimarer Akten befindlichen Rechnung ersehen können, die ihres Inhaltes und ihrer Seltenheit wegen hier unverkürzt wiedergegeben wird:

„Franckfurth d. 24^{ten} Januarij 1757

S: Tit: Herr Rath Goethe allhier gelieben und gefertigte nach dero Verlangen nachfolgende in Oehlfarben gemahlte Tapeten:

	fl.	Xr.
Eine Garnitoure auf weißen Grundt mit Blumen-Poquetgen gemahlt, hält 4 ^{1/4} Stück à 11 fl. veraccordirt beträgt	45	7
Eine Garnitoure Facon Peckin auf perlenfarben Grund, hält 5 Stück weniger 2 Ehlen, das Stück à fl. 11 veraccordirt beträgt	53	40

¹⁾ Vgl. über ihn auch: Hüsgen, Artistisches Magazin S. 326 ff.; Gwinner, Kunst und Künstler S. 356 ff., daselbst ein ausführliches Verzeichniss seiner Radierungen. Nothnagel war geboren im März 1729 in Buch im Herzogthum Sachsen-Coburg; im Jahre 1747 kam er nach Frankfurt als Gehülfe des Tapeten-Malers Johann Nikolaus Lentzner, nach dessen Tode er am 11. Mai 1750 dessen Wittwe heirathete. Kaiser Leopold II. verlieh seinem Geschäfte den Titel „Kaiserliche privilegirte Nothnagel'sche Fabrik“. Nothnagel erhielt schon frühzeitig die Stelle eines Bürgercapitains. Neben seinem Geschäfte, welches nach allen Theilen Europas Verbindungen unterhielt und mehr als fünfzig Arbeiter beschäftigte, vernachlässigte er nicht seinen eigentlichen Künstlerberuf; er zeichnete, malte und radierte Porträte, Landschaften und kleinere Historien- und Genrebilder. Er starb in Frankfurt am 22. Dezember 1804.

²⁾ Im Jahre 1770 wollten diese Tapeten dem jungen Goethe, nachdem er in Leipzig „von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen“ hatte, nicht mehr gefallen. Er wandte seine neuen Anschauungen „unvorsichtig im Gespräch“ auf das eigene Haus an, und es gab eine heftige Szene zwischen Vater und Sohn, als letzterer „einige schnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewisse chinesische Tapeten verworfen hatte.“ D. und W. II. Theil, 9. Buch.

	fl.	Xr.
Ferner zwey Superportes, blau in blau gemahlt,		
jedes à 2 fl. 30 Xr. beträgt	5	—
Zwey ditto mit roccattien Früchten und Blumen in		
Couleuren gemahlt, jedes à 1 fl. 30 Xr. beträgt	3	—
fl. 91 30 Xr.	Summa	106 47
8 —		
fl. 99 30 Xr.		

Johann Andreas Benj. Nothnagel

Hierauf empfangen 8 Carolinen à 10 fl. 50 Xr. den 9. Febr. 1757.
Ist zu Danck bezahlt.“

Die einfacheren Wachstuch-Tapeten bezog der Rath von vier verschiedenen Firmen, deren Rechnungen ebenfalls noch erhalten sind und zu dem Schlusse berechtigen, dass Nothnagel wahrscheinlich nur für die feinste Waare in Frankfurt ohne Konkurrenz dastand, während die einfacheren Tapeten auch in einer Anzahl von anderen Geschäften geführt wurden. Einige dieser Rechnungen seien hier der Ergänzung halber ebenfalls mitgetheilt:

„Franckfurth d^{er} 17^{ten} Juny Ano 1755

S: T: Herr Rath Gäthe

Geliebe an Lorentz Franz Beer alh.

6 Stek mit blaue Grund gantz gemahlte Wachß-		
tuch à 6 ¹ / ₂ fl.	Rth. 26	—
5 Stek mit graue Grund gemahlte Grisset-Wachß-		
tuch à fl. 6	„ 20	—
	Rth. 46	—

Danckbar bezahlt.

L. B. Fr. Beer.“

„Franckfurther Herbstmes Anno 1775

S: T: Herrn Rath Gäthe geliebe empfangen

5 Stek mit gelbe Grund gemahlte Wachßtücher

à fl. 6¹/₂ fl. 32 30 Xr.

Mit Danck bezahlt

Dh Diener

Lorentz Frantz Beer“

Eine Nota von H. C. Webel Senior, ausgestellt zur Ostermesse 1756, beläuft sich auf Rth. 21,60 Xr. für „5 Stücke N. 11. L^{te}a T grün Etoffe Wax Tapeten à 6¹/₂ fl.“, eine solche von Peter und Johann Balthasar Grunelius über 18 Gulden 40 Kreuzer für „4 Stück blaue Grund gantz gedr. Wax Tuch a fl. 4²/₃“ wurde am 22. April 1756 bezahlt; ferner lieferte am 28. Juli 1756 Peter Klemens Rübeck für 22 Gulden 15 Kreuzer „4 Stück No. 55 douplfond, 3 stek No. 54 blau do.“, das Stück zu 4³/₄ Gulden. Aber auch schon vor dem Umbaue hatten die Zimmer der Familie Goethe solche Wachstapeten besessen. Dies kann aus einer Stelle des ersten Buches von Dichtung und Wahrheit gefolgert werden, an welcher Goethe

davon spricht, dass sein Vater beim Beginne des Baues glaubte, trotz aller grossen Unbequemlichkeiten des Baubetriebes mit seiner Familie vereint im Hause bleiben zu können. „Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und, ohngeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unsern Betten gelangte: so entschloss er sich, obgleich ungerne, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.“ Auf diese Verwendung von alten Tapeten bezieht sich vielleicht auf einer vom 13. April 1755 datierten Rechnung des Tapezierers Johann Leonhard Müller der erste Posten: „2 Zümer abgebrochen à fl. — 30 Xr“. Dass aber auch die gewöhnlichen Papiertapeten bei dem Neubaue Verwendung fanden, ist aus einer Rechnung desselben Meisters, datiert vom 27. Juli 1756 ersichtlich, nämlich „Ein Zimmer mit Pappir gemacht à 1 fl. 20 Xr.“; hingegen heisst es darauf „Item 1 Zimmer u. Camin tappezirt — 1 fl. 30 Xr“. Schon im alten Hause waren Papiertapeten gewesen; dies lehrt eine vom 20. Juli 1754 datierte Rechnung von „Peter Cramer Jünger“ über „5 Stück papierne Tapeten No. 1766 à 2 fl. — fl. 10 — Xr.“ Die für die weiteren Tapezierarbeiten nöthigen Posamentierwaaren wurden von Jacob Ströhlein bezogen, die Möbelstoffe von Johann Georg Koch zum Paradeis: am 25. Juni 1756 „15 ellen grün würcke Tuch à 10 Xr. — 2 fl. 30 Xr.“, am 26. Juli desselben Jahres „38 Ehlen dunckelgrün geworren Tuch à 9¹/₂ Xr. — 6 fl. 1 Xr.“, am 23. Mai 1758 „2 Stück bleumourant halb Cotton à 6 fl. 15 Xr. — fl. 12:30“.

Trotzdem es die unserer Darstellung gezogenen Grenzen überschreitet, sei hier als werthvolle Ergänzung zu den oben mitgetheilten Dokumenten, aus den Weimarer Rechnungen auch einiges über das Mobiliar der Goetheschen Wohnung mitgetheilt. Die feineren Schnitzmöbel hatte der Rath bei dem in damaliger Zeit sich eines guten Rufes erfreuenden, in Neuwied ansässigen Kunstschreiner Abraham Röntgen gekauft, von dem noch die zwei hier folgenden, interessanten Rechnungen vorhanden sind:

„Acht und vierzig Gulden vor ¹/₂ Dutzend kirschbaumen mit Schnitzwerk versehene francösische Lehnen-Seßel meiner Arbeit habe nicht nur durch Herrn Rath Goethe dahir wol empfangen, sondern verspreche auch hirdurch, nach dem davon mit zurückgenommen Muster annoch ¹/₂ Dutzend dergleichen gegen accordirte 54 fl. längstens auf zukünftige Osterm. 1757 zu liefern, den einen erstgedachten Seßel aber nächstfolgende franckf. Herbstmesse a. c. franco wieder hierher zu senden, und dereinst, wenn das neue halbe Dutzend g. g. geliefert werden solle, alle 12 Stück sauber zu bohnen.

Geschehen Franckf. am 10^e July 1756.

1757 Oster-Meß zu Danck bezahlt.

Abraham Röntgen von Neuwied.“

„In gedachten eicheln Stuhl Verspreche aufs Neue von dato über 4 Wochen hirher zuzenden Franco, Frankf. am 18. Sept. 1756.

Abraham Röntgen.“

„Eine doppelte Sonnen-Louisd'or à 20 fl. 50 Xr. als den Belauf vor zwey Consol-Tische von Nußbaum-Holtz mit Bildhauer-Arbeit ist mir heut dato richtig eingehändigt worden.

Frankfurth am 18^{ten} Sept. 1756. Abraham Röntgen“

Die Spiegel wurden von drei verschiedenen Firmen geliefert. Von Johann Christoph Göltz werden am 25. Februar 1756 berechnet: „2 Spiegel in weiß garnirter Rahmen von 25 Zoll samt Schrauben und Seil Rth. 48—.“ Der „Spiegelfactor“ Georg Friedrich Lindt erhielt 55 Gulden 30 Kreuzer für am 12. August 1756 gelieferte „2 Spiegel in weiß garnirte Rahmen von 22 Zoll à fl. 27³/₄“. Eine Rechnung von Johann Kaspar Fiedler vom 30. August 1756 lautet über „2 Spiegel mit Glas-Rahmen — fl. 50“; derselbe lieferte ferner am 10. September 1756: 2 Pfeilerspiegel (24 Zoll h. 15 br.), 2 ebensolche (24 Zoll h. 13 br.), 2 große Pfeilerspiegel mit Glasrahmen (26 Zoll h.) zusammen für 100 Gulden. Verhältnissmässig spät wurden die besseren Beleuchtungskörper angeschafft. Zur Ostermesse 1763 wurden bei Gebrüder Zahn gekauft „2 Stück Kroneleichter mit 4 Lichtern, jedem mit gläserne Arm fillich garnirth“ zu 44 Gulden; bei denselben in der Herbstmesse desselben Jahres zwei Kronleuchter mit 6 Lichtern zu 7 Louis d'or. In der Ostermesse 1763 kaufte der Rath auch noch von G. Lobstein aus Erlangen „1/2 Dutzend Zierath, Wandleuchter mit Arm“ für 18 Gulden.

Für die bauliche Beschreibung des Goethehauses ist in den obigen Belegen schon so vieles enthalten, dass hier in Kürze unter Anlehnung an die gegebenen Abbildungen nur auf das Wichtigste noch hingewiesen wird; eine ausführliche Aufzählung und eine Erklärung der einzelnen Räume hinsichtlich ihrer ursprünglichen Bestimmung und Ausstattung kann ebenfalls hier keinen Platz finden, es sei dafür auf die Schriften von Volger und Pallmann verwiesen.

Die architektonische Erscheinung des Goethehauses gehört jenem Umschwunge an, welcher gerade um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts in der, der auswärtigen Stilentwicklung nur langsam und in bedächtiger Zurückhaltung folgenden Frankfurter bürgerlichen Baukunst sich vollzog und sein Vorbild hatte in dem Régencestil, der um 1715 in Paris vom Barock zum Rokoko überleitete. Das letztere gelangte erst in Frankfurt an den Façaden zur bescheidenen Verwendung, nachdem es schon in Paris den Höhepunkt überschritten hatte. Der neue Typus, der hier nun entstand und ein lokales Gepräge aufweist, dürfte als Barock-Rokoko bezeichnet werden, für welches Frankfurt schon einen klassischen Vertreter in dem Thurn und Taxisschen Palais, dem 1732—36 erbauten Meisterwerke des Robert de Cotte aufzuweisen hatte, welches in der strengen

Einfachheit seiner Strassen-Façade der Sinnesweise der einheimischen Baukunst entgegenkam und vielfache Anregung bot. Der Grundzug der neuen Richtung liegt in der Verwendung von Rahmenwerk zur grossen und klaren Gliederung der Façaden-Fläche, von aufsteigenden flachen gequaderten Lisenen und kräftigen Gurt- und Hauptgesimsen. Die Ausbildung der Fenster geschieht nur durch knappe Umschliessung der Oeffnung mit einfacheren oder reicheren herumlaufenden Rahmenprofilen, die im Sturze einen Stichbogen bilden, welcher entweder mit einem glatten Schlusssteine oder mit einer zierlichen Rokoko-Agraffe verziert wird, die ungemein zur Belebung der strengen Gliederung des Ganzen beiträgt. Diese Formen wurden zu gleicher Zeit von dem Steinbaue auf den Holzbau übertragen, naturgemäss in vereinfachter Form, in welcher eine grosse Anzahl älterer Holzfaçaden des veränderten Geschmacks wegen mit einem neuen Gewände versehen wurde. Die Ausstattung der sieben Fenster breiten, durchaus symmetrisch angeordneten Strassenseite des Goethehauses (Fig. 133) ist, bis auf das massive Erdgeschoss, von der grössten Einfachheit; an aufsteigender Gliederung besitzt dieselbe nur je einen flachen, gequaderten Lisenenstreifen an den beiden Seiten des Erdgeschosses und an dem über dem zweiten Obergeschosse sich erhebenden Zwerchhause flache Holzpfiler mit nach unten sich verjüngendem Schafte, welche noch einen alterthümlichen, an das XVII. Jahrhundert erinnernden Charakter aufweisen. Die wagrechten Gliederungen bestehen, ausser dem glatten, einmal abgesetzten Sockel, in den einfachen Verschalungen der Stirnseite der Balkenlage unter den beiden Obergeschossen, in dem mehrfach (mit vorspringender Hängeplatte) in herkömmlicher Anordnung gegliederten Hauptgesimse und zwei ähnlichen Gesimsen an dem Zwerchhause, dessen Aufbau ebenfalls sehr bescheiden gehalten ist: im Mansardgeschoss hat er glatte senkrechte Eckkanten neben den Holzpfeilern, darüber im Dachgeschosse einen giebelartigen Abschluss aus flach geschweiften Seitentheilen, die sich gegen die oberen Holzpfiler anlehnen, über welchen sich ein, durch ein länglich-rundes Gaupfenster ausgefülltes Dreieck erhebt. Die der Form nach übereinstimmenden Mansarden- und Dachfenster zeigen das damals in Frankfurt allgemein angewandte Schema, nämlich eine profilierte Satteldach-Abdeckung, deren Winkel gestützt wird von einem, auf den Stichbogen des Fensters schlusssteinartig aufgesetzten, flachen, glatten Brettchen. Die dicht unter dem First liegenden, kleinen Gaupfenster sind kreisrund. Ein einfaches Zwischengesims trennt das Satteldach von der schrägen Mansardenwand.

Die Fensterumrahmungen der Obergeschosse sind unter einander gleichartig; sie bestehen aus einfach flach profilierten, an dem Pfostenwerke befestigten Leisten. Die Fensterbank springt überall (auch im Erdgeschosse) mit eigenem Profile vor. In den Stichbogen findet sich die Nachahmung eines Schlusssteines als flaches, nach unten sich verjüngendes Brettchen, während in den massiven stichbogigen Fensterstürzen des Erdgeschosses der Schlussstein durch eine schlichte Rokoko-Agraffe vertreten

wird, die aus einem aufrecht stehenden, symmetrischen Akanthusblatte besteht und an den Sturz angearbeitet ist. Auch die acht Tragsteine im Erdgeschoss sind sehr massvoll gezeichnet und entbehren noch des eigentlichen Rokoko; sie haben ein hohes Kopfgesims, darunter einen dicken Wulst, vornen mit senkrechten Rillen, seitlich mit flachen Voluten, und darunter einen scharf eingezogenen, nach unten schmaler werdenden, am Ende volutenförmig nach oben aufgerollten Theil, dessen Vorderseite mit mehreren flachen, über einander liegenden Schuppen besetzt ist.

Eine etwas reichere Ausstattung ist dem Hauseingange, dem einzigen Eingange, welchen das Goethehaus besitzt, zu Theil geworden. Die Umrahmung entspricht derjenigen der Fenster; nur liess der Herr Rath auf dem Thürsturze „jenes so viel besprochene und den zukünftigen Ruhm des Hauses weissagende Wappen anbringen, welches derselbe aus dem Wappen des Textorschen Geschlechts, dem seine Gattin angehörte, und vielleicht einer Abänderung eines vom Grossvater überkommenen Petschaftes zusammengesetzt zu haben scheint. Als Helmkleinod erscheint ein Arm, welcher eine Axt schwingt, bei Textor wie bei Goethe. Das Textorsche Wappen zeigt im Schilde einen wachsenden Mann mit gezücktem Schwerte in der Rechten und fliegenden Bändern im Nacken. Diesen behielt Rath Goethe in der oberen Hälfte des Schildes bei, in die untere legte er einen schräg links aufsteigenden Balken, auf welchem drei Leyern nach der Länge über einander stehen. Man kann vermuthen, dass dieses Sinnbild eine Abänderung der etwa im grossväterlichen Petschaft befindlich gewesenen Zeichen des Schmiedhandwerkes, nämlich dreier Steigbügel oder Hufeisen, sein möge.“¹⁾ Dieses Wappen überschneidet, ebenso wie die Akanthus-Agraffen an den Fenstern, oben und unten den Sturz, an welchen es angearbeitet ist. Unter dem Sturze befindet sich ein Oberlichtfenster mit einem kunstvoll geschmiedeten Eisengitter, in dessen Mitte unter einer fünfzackigen Krone der Namenszug J C G des Erbauers angebracht ist, daneben auf beiden Seiten auf schlanken Vasen sitzende Papageien zwischen Ranken und Blumenwerk. Die beiden Flügel der Hausthüre sind in zwei längliche Felder getheilt, deren unteres, flach vorspringend, einen Sockel und ein Deckgesims besitzt und von einem Parkett-Muster ausgefüllt wird; der obere Theil hat eine umrahmte glatte Füllung mit Rokoko-Umriss. Thüre und Oberlicht sind durch eine kräftige Oberschwelle getrennt. Reines Rokoko zeigen die schönen Messingbeschläge der Thüre, die beiden Schlüsselbleche und Zugknöpfe. Die Käfiggitter vor den Fenstern des Erdgeschosses sind im unteren Theile stark ausgebaucht (auf Fig. 136 sichtbar) und sind aus Stab- und Flacheisen geschmiedet. Am oberen Theile tragen dieselben als Verzierung ein halbkreisförmig hängendes Ranken-Gewinde, im unteren Theile zwischen den

¹⁾ Volger S. 85; er bemerkt hierzu noch: „Goethe selbst erwähnt dieses Wappen nie, und er liess es selbst geschehen, dass dem ihm später verliehenen Adelswappen nicht die mindeste Erinnerung an das Wappen seines Vaters einverleibt wurde.“

Stäben eine wagrechte Reihung von länglich-runden Gliedern, an den Seitentheilen in einander laufende Voluten. Diese eisernen Gitter sowie dasjenige über der Hausthüre waren von Anfang an schwarz gestrichen nach folgender Notiz aus einer vom 23. Januar 1756 datierten Rechnung des Weissbindermeisters Fehringer: „vor die 6 Gerähms 2 mahl schwarz à 30 Xr — 3 fl.“, „das Gerähms über der Haußthür davor — 24 Xr.“ Alle Architekturtheile der Strassenseite hatten einen rothbraunen Anstrich, die Putzflächen dazwischen einen solchen von einem sehr hellen Orange gelb, sämtliche Fensterrahmen und die Dachkändel waren mit „Silberfarbe“ gestrichen. An den beiden Enden der Traufrinne neben den Brandmauern sind die ursprünglichen, einfach verzierten Einlauftrichter in die Abfallrohre noch erhalten, welche der Spengler Nicolai verfertigt hatte.

Unter dem mittleren Fenster des ersten Obergeschosses wurde am 22. Oktober 1844, an dem Tage, an welchem das von Schwanthaler geschaffene Standbild Goethes enthüllt wurde, eine einfache weisse Marmortafel angebracht mit der Inschrift:

In diesem Hause
wurde
Johann Wolfgang Goethe
am 28. August 1749
geboren.

In der nördlichen Brandmauer befindet sich in der Höhe des zweiten Obergeschosses ein kleines Fenster (Fig. 133), welches der Arbeitsstube des Herrn Rath angehört und dessen Goethe in Dichtung und Wahrheit gedenkt: „an der Seite nach dem kleinen Hirschgraben zu hatte sich mein Vater in die Mauer ein kleines Guckfenster, nicht ohne Widerspruch der Nachbarn, angelegt; diese Seite vermieden wir, wenn wir nach Hause kommend nicht von ihm bemerkt sein wollten.“ Aus den bei Volger abgedruckten, vor dem Beginne des Baues geführten Verhandlungen des Bauherrn mit dem Nachbarn, dem Bierbrauer Siegener geht hervor, dass Siegener dem Rath Goethe sogar die Erlaubniss gegeben hatte, neben jedem der beiden Ueberhänge ein solches Seitenfenster anzulegen, von denen jedoch nur dieses obere zur Ausführung gelangte. In dem oberen Theile dieses Brandmaurgiebels sitzt noch ein kleines länglich rundes Fenster, welches zur Lüftung des Dachbodens dient.

Die Vertheilung der Räume im Innern ruft, trotzdem die Abmessungen an sich nicht allzu gross sind, den Eindruck einer behaglichen Weiträumigkeit hervor, namentlich durch die zweckmässige Anlage der Treppe und die daran schliessenden, von dem Hofe aus durch drei nach Westen gerichtete Fenster beleuchteten, luftigen Vorplätze. Gerade im XVIII. Jahrhundert ist die bürgerliche Baukunst Frankfurts hervorragend durch ihre ausgezeichneten Grundriss-Lösungen und das Goethehaus bildet darin keine Ausnahme. Im Erdgeschosse (Fig. 134) ist der Hausflur zu Gunsten der

dem Treppenaufgange gegenüber liegenden Küche und des vor dieser, an der Strasse liegenden Zimmers, der sogenannten „blauen Stube“ etwas schmaler gehalten als in den Obergeschossen, welche im Grundrisse nach demjenigen des ersten Obergeschosses (Fig. 135) übereinstimmen.

In dem Keller-Grundrisse ist uns die Ausdehnung der zwei alten Häuser durch die massive Scheidewand und die Umfassungswände der ehemaligen Keller derselben noch erhalten. Der kleinere, nördliche, tonnengewölbte Keller entspricht der Breite des früheren Nebenhauses (auf Fig. 137 im Schnitt sichtbar); seine ursprüngliche Treppe ist ebenfalls noch vorhanden, ihr Eingang ist unter dem unteren Steinpodeste der heutigen Haustreppe dicht an der nördlichen Brandmauer verborgen. Diese Treppe dient auch als Zugang zu dem grösseren, südlichen, ebenfalls mit einem Tonnengewölbe überdeckten Keller, da die 85 cm dicke Scheidewand zu diesem Zwecke beim Neubaue mit einer 1,40 m breiten Thüröffnung durchbrochen wurde (nach Norden glatte Sandstein-Einfassung mit Stichbogen). Die breite Schrotttreppe, welche in den Keller des ehemaligen Haupthauses führte und zu Küfereizwecken diente, musste bei dem Neubaue verschoben werden und zwar etwas nach Süden, da die neue Hausthüre genau in die Mitte der Strassenseite rückte; hierdurch musste die alte Kelleröffnung auf der einen Seite zugemauert und auf der anderen Seite im Kellerhalse erweitert werden. Diese neue Schrotttreppe wurde im Jahre 1861 gänzlich beseitigt und ihre Fallthüröffnung mit einem Backsteingewölbe geschlossen. Der alte, 1,46 m im Lichten breite Steinrahmen der neu eingesetzten, blinden Fallthüre ist im Hausgange dicht hinter der Hausthüre noch erhalten. Aus der Zeit vor dem Neubaue stammt auch der im grösseren Keller in der südöstlichen Ecke liegende Hausbrunnen mit einfachem, kreisrunden Brunnenkranze aus rothem Sandstein. Er befindet sich unmittelbar unter der ehemaligen Küche des Haupthauses; als die Küche beim Neubaue von der Strassenseite nach der Hofseite verlegt wurde, veränderte man entsprechend das heute noch vorhandene ursprüngliche Saugrohr, welches die an die südliche Brandmauer angelehnte Küchenpumpe speist. In der Nähe dieses Brunnens ist, offenbar zur Unterstützung des Gewölbes, ein 58 cm starker, quadratischer Backstein-Pfeiler in einem Abstände von 2,30 m von der südlichen Wand aufgemauert, dessen Entstehungszeit nicht festgestellt werden konnte. An der nordöstlichen Ecke des kleineren Kellers, da wo im Winkel der Strassenseite des Nebenhauses mit dessen nördlicher nach dem Grünen Laube gerichteter Mauer die Stelle lag, von der aus der Neubau mit der Errichtung der neuen Brandmauer begonnen wurde, befindet sich in letzterer 1,66 m über dem Kellerboden der 31 cm hohe und 45 cm breite Grundstein aus rothem Mainsandstein, welcher als Inschrift die Buchstaben L F¹⁾ trägt und darunter die Jahreszahl 1755. An seiner feierlichen Einmauerung nahm der junge Wolfgang Theil. Den Hergang der Grund-

¹⁾ lapis fundamentalis.

steinlegung, eines damals auch bei anderen bürgerlichen Häusern nicht unterlassenen, althergebrachten schönen Brauches, erzählt dieser selbst in einem lateinischen Gespräche zwischen ihm und seinem Vater, welches er im Dezember 1757 als achtjähriger Knabe zur Uebung im häuslichen Unterrichte unter dessen Leitung mit deutscher Uebersetzung verfasste.¹⁾ Im Maurerschurz an der Seite des Steinmetzen, umringt von den Maurer-
gesellen durfte der junge Sohn des Bauherrn die Kelle bei der Legung des Steines führen; die übliche Ansprache hielt der Altgeselle, hatte aber dabei das Missgeschick in seiner Rede stecken zu bleiben und deshalb von den Zuschauern ausgelacht zu werden.

Die Treppe, deren Verlauf aus den beigegebenen Grundrissen und Schnitten genügend ersichtlich ist, besteht in den beiden unteren, zum ersten Obergeschosse emporführenden, geraden Läufen aus rothem Main-
sandstein; die weiteren, ebenfalls geraden Läufe sind aus Holz, ebenso die oberen Podeste. Alle Zufälligkeiten, welche sich bei der Anlage einer Treppe durch den Anschluss der Wangen und Stufen an die Podeste und Vorplätze ergeben, sind hier sorgfältig gelöst. Der unterste Treppenlauf und Podest wird auf der rechten Seite durch eine Wand getragen, die eine kreisrunde Oeffnung hat, um den Raum unter der Treppe, wo die Fallthüre der Kellertreppe liegt, zu erhellen. Als Stütze für die beiden Läufe und das Podest ist ein rechteckiger Sandsteinpfeiler mit einem Deck-
gesims, einfachem Sockel und einer Füllung angeordnet, dazu als Gegenstück an der westlichen, gegenüber liegenden Wand ein flacher, gleich gegliederter Pfeiler. Der mit einem Akanthusblatte geschmückte Trag-
stein, welcher an der nördlichen Wand dem Pfeiler entspricht, ist oben schon erwähnt worden; seine tragende Funktion ist hier mehr sinnbildlich aufzufassen, da das aus zwei dicken Platten bestehende Podest, unter deren Mittelfuge er sitzt, in der nördlichen Mauer schon genügendes Auf-
lager hat. Die schönen aus Bandeisen geschmiedeten Gitter der Läufe und der Brüstungen an den Podesten und Vorplätzen sind in abwechselnden Mustern (vgl. Fig. 137) entworfen und in Form und Technik vortrefflich. Von besonders schöner, klarer und fließender Zeichnung ist das den vorderen Hausflur dicht hinter den Thüren zu beiden Vorderzimmern ab-
schliessende 96 cm hohe Gitter, in welchem an den beiden Seiten kleine Klappthüren den Zugang zur Treppe gewähren; es ist nicht das ursprüngliche, stammt aber aus der gleichen Zeit und wurde 1887 aus den Be-
ständen des Historischen Museums zur Verfügung gestellt; die Messingknöpfe und die Klappthüren sind ergänzt. Die in einer Rechnungsnotiz oben erwähnten, vom Schlossermeister Zipper gelieferten, 14 cm hohen, messingenen Knöpfe auf dem Treppengeländer und auf diesem Gitter sind von vasenartiger Form. In den Geländern des vom Vorplatze des ersten

¹⁾ Diese schriftlichen Uebungen im Originale bilden bekanntlich einen kostbaren Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek. Vgl. Weismann, Mittheilungen aus Goethes Knabenzeit.

Obergeschosses nach oben führenden hölzernen Treppenlaufes erblicken wir rechts den Namenszug des Hausherrn J C G, links denjenigen der Hausfrau C E G. Vom Vorplatze des zweiten Obergeschosses an bis in den Dachstuhl besteht das Treppengeländer aus den vom Drechslermeister Reuter gefertigten, mit Knäufen und Ringen gegliederten, schönen gedrehten Holzsäulchen. Die hölzernen Treppenläufe haben auf der Unterseite eine mit einfachen Füllungen versehene Verschalung; die beiden oberen Podeste werden von je zwei weit vorspringenden Traghölzern gestützt, deren Köpfe stark profiliert sind (vgl. Fig. 137).

Die gediegene Ausgestaltung der Zimmerthüren und der „Lambris“-Vertäfelungen in Eichenholz und der Kaminthüren auf den Vorplätzen ist, wie auf den beiden Schnitten Fig. 136 und 137 zu sehen, selbst in dem ersten Obergeschoße sehr schlicht gehalten. Nur das Mittelzimmer im ersten Obergeschoße, die Staatsstube (6,30×6,10 m), besitzt drei Flügelthüren, sonst sind im ganzen Hause nur einflügelige Thüren mit kräftiger Umrahmung. Auch die Decken sind sehr einfach: sie haben alle eine glatte Voute, die mit einem Rundstabgesims aus der Wand entspringt, und sind mit einfachen Stuckleisten in Felder nach Massgabe der Untzüge eingetheilt. Die Decke der Staatsstube hat zwei derartige Felder, deren Ecken und Mitte von Rokoko-Ornament eingenommen wird, auch der Durchzug ist an der Unterseite dekoriert; in diesem Zimmer ist die Ofennische ebenfalls mit Stuck-Ornamenten verziert, sie hat ein Zwischengesims, die seitlichen Stirnflächen tragen schmale längliche Füllungen. Einen ähnlichen Schmuck an Decke und Ofennische hat das Mittelzimmer des zweiten Obergeschosses, die Gemäldestube. Die Einfassung der Kaminthüren aus rothem Sandstein wird von einem Stichbogen überdeckt, dessen glatter Schlussstein in der Vorderfläche gebogen ist. Im ersten und zweiten Obergeschoße finden sich über diesen Kaminen glatte Füllungen, deren Stuckleisten einen mehrfach durch Kreisstücke unterbrochenen Umriss bilden.

Von grösster Einfachheit, ohne indessen nüchtern zu wirken, ist die Architektur der fünf Fenster breiten westlichen Hoffaçade und der rechtwinklig daran stossenden drei Fenster breiten, nach Süden gerichteten Façade des Hinterflügels (Fig. 136). Sämmtliche Fenster und die beiden Thüröffnungen haben platte, unprofilirte, mit Stichbogen gedeckte Umrahmungen, welche im Erdgeschoße ohne Schlussstein glatt herumlaufen; in den Obergeschossen dagegen, wo dieselben aus aufgelegten Leisten bestehen, haben sie eine glatte Schlussstein-Verzierung und besonders profilierte Bank. Die über jeder Fensterachse sitzenden Mansardfenster und der Anstrich dieser beiden Hoffaçaden sind wie an der Strassenseite, dagegen besitzen dieselben nur einen einzigen Ueberhang (8 cm) über dem Erdgeschoße; das Hauptgesims ist ähnlich demjenigen der Strassenseite, aber etwas niedriger. In den Obergeschossen des Seitenflügels befindet sich je ein, von dem schmälern Streifen des Vorplatzes neben der

Treppe aus zugängliches, dreifenstriges Zimmer, im Erdgeschosse liegt vom Hausflur aus zugänglich das einfenstrige frühere Gesindezimmer, daneben die Waschküche, die nicht wie sonst üblich gewölbt ist, sondern eine gerade Decke besitzt, und in welche vom Hofe aus eine einfache Thüre führt, die derjenigen in der westlichen Hofseite gleich ist. Die Waschküche besitzt keine Unterkellerung (das Gleiche war wohl bei dem ehemaligen Nebenhause der Fall). Auf der Südseite wird der Hof begrenzt von der hohen, mit dem Nachbarhause gemeinschaftlichen Brandmauer, gegen welche sich in ihrer ganzen Länge ein niedriger, schmaler Holzschuppen lehnt, in dem ein Holzstall und nach der Küche zu ein „Selägemach“ untergebracht war, auf der Westseite von der 4 $\frac{1}{2}$ m hohen Grenzmauer gegen den Nachbargarten, an welcher der aus der im Hofe liegenden Regenzisterne gespeiste Pumpbrunnen aus rothem Sandstein seinen Platz fand. Schuppen und Brunnen waren in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, dann 1853 und 1861 mehrfach verändert oder versetzt worden. Ihr heutiger Zustand entspricht wieder dem ursprünglichen, welcher glücklicher Weise auf einer Radierung noch erhalten ist. Das Blatt trägt die Inschrift: „Der Hof in Goethe's väterlichem Hause. Im großen Hirschgraben zu Frankfurt am Mayn Lit. F. No. 74, der goldnen Federgasse gegenüber. Nach der Natur gezeichnet von L. Rösel am 28. August 1823. Geätzt von W. Rabe.“¹⁾ Der Brunnentrog ist von einfacher Form, aussen mit muschelartiger Riefelung; die von einem doppelt geschwungenen Spitzdach überragte, flache Nische wird von zwei seitlichen schmalen Pfeilern mit Füllungen begrenzt, auf deren Deckgesims die obere halbkreisförmig abschliessende Muschel sitzt. Das inmitten der Nische als Wasserspeier dienende Medusenhaupt, in dessen Mund der Messingkrahnen eingesetzt ist, ist von sorgfältiger, schöner Arbeit. Vor diesem Brunnen spielte sich auch jener heitere, in Bettina von Arnims „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ (I. Theil) enthaltene Vorgang ab, als die Frau Rath den im Jahre 1790 zur Krönung Leopolds II. in Frankfurt weilenden Prinzessinnen Friederike und Luise von Preussen „den Genuss verschaffte, sich im Hofe am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen und die Hofmeisterin durch alle möglichen Argumente abhielt, die Prinzessinnen abzurufen, und endlich, da diese nicht Rücksicht nahm, Gewalt brauchte und sie im Zimmer einschloss.“

Der malerische Anblick der Brunnenecke wird noch ergänzt durch ein rechts von der Nische in der Höhe des Brunnendaches auf einfachen Steinkonsolen angebrachtes, schiefergedecktes, kleines Pultdach, welches etwa 1 m vorspringt und wohl zum Schutze von darunter aufbewahrten Geräthen diente. Unter demselben führt jetzt eine im Jahre 1897 durchgebrochene Pforte in den ehemaligen, von einer alten Linde beschatteten

¹⁾ Reiffenstein hat diese Radierung zu seiner in den „Bildern zu Goethe's Dichtung und Wahrheit“ abgebildeten Rekonstruktion des Hofes benutzt.

Nachbargarten, um die Verbindung herzustellen zwischen dem Goethehause und dem im Juni desselben Jahres eingeweihten, die Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes und das Goethe-Museum enthaltenden Erweiterungsbau, welcher sich in der Verlängerung des nördlichen Seitenflügels erstreckt und nach Plänen des Architekten Franz von Hoven errichtet ist. Zur Einfassung dieser Pforte konnte man die Originalstücke derjenigen verwenden, welche ehemals freistehend den Eingang in den dem Grossvater Wolfgangs, dem Gasthalter zum Weidenhof, Friedrich Georg Goethe gehörenden Garten vor dem Friedberger Thore (früher Haideweg Nr. 14, jetzt Gauss-Strasse Nr. 20) bildete.¹⁾ Die Thürgewände sind glatt; nur der in flachen Bogen geschwungene, über den Pfosten wagrecht auslaufende Sturz besitzt ein Deckgesims; auf seiner Vorderseite trägt er die Inschrift: 17 F G 25.

EHEMALIGER RUSSISCHER HOF AUF DER ZEIL.

Archivalische Quellen: Hausurkunden im Stadtarchiv I; Protokolle des Bau-Amtes und Bausachen ebendasselbst; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Risse bei den Akten des Bau-Amtes und bei den Bausachen des Stadtarchivs; Aufnahmen des Architekten Paul Horig, veröffentlicht in einer Mappe (4^o), enthaltend zehn Tafeln in Lichtdruck, ohne Titel und Jahr;²⁾ Photographieen im Historischen Museum.

Litteratur: Battonns Oertliche Beschreibung VI, 112; Hüsgen, Artistisches Magazin (1790), S. 448; Goethe, Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797; Gwinner, Kunst und Künstler (1862), S. 528f.; Holthof, Der „Russische Hof“ in Frankfurt a. M. = Die kleine Chronik, Frankfurter Wochenschrift (1888), Nr. 44; Holthof, Zur Baugeschichte des ehemaligen „Russischen Hofes“ in Frankfurt a. M. = Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, III. Folge, Bd. V (1896), S. 348; Post und Telegraphie in Frankfurt a. M., Denkschrift zur Einweihung des neuen Reichs-Post- und Telegraphen-Gebäudes etc., bearbeitet bei der Kaiserlichen Ober-Postdirektion (1895), S. 60–62; Horig, Der Russische Hof zu Frankfurt a. M. = Süddeutsche Bauzeitung, Jahrgang 1896, Nr. 42 und 44; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 79 ff.; Sommer, Die bauliche Entwicklung der Stadt Frankfurt a. M., S. 24.

Weitere Quellenangaben finden sich in den Anmerkungen zum Texte.

¹⁾ Die Stücke wurden dem Hochstifte durch den zeitigen Besitzer dieses Grundstückes, den Bethanienverein, zugewendet. Die schöne, schmiedeeiserne Rokoko-Gitterthüre, welche in die Pforte eingesetzt wurde, gehört nicht ursprünglich dazu; sie wurde von Herrn Camillo Bolongaro gestiftet. Vgl. Bericht der Goethehaus-Kommission in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes, XIII. Band, Jhrg. 1897, S. 88. Eine Abbildung der Pforte im ursprünglichen Zustande findet sich in Reiffensteins Bildern zu Dichtung und Wahrheit.

²⁾ Die Originalzeichnungen zu diesen Tafeln sind zur Herstellung unserer Abbildungen benutzt.

Unter den Baudenkmalern, welchen in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die Zeil, namentlich auf der nördlichen Seite, ihr vornehmes, „grosstädtisches“ Aussehen verdankte, war der Schweitzersche Palast, der nachmalige Russische Hof (Zeil 48/50; im Grundbuche Lit. D. Nr. 19 und 20) bei weitem das hervorragendste, zugleich überhaupt der bedeutendste Bau der einheimischen, bürgerlichen Architektur jener Zeit. Noch unberührt von Veränderungen war er in seinem ursprünglichen Zustande auf unsere Zeit gekommen, aber ein verhältnissmässig nur kurzes Dasein von gerade 100 Jahren war ihm beschieden; denn er fiel, trotz aller Einwendungen, welche aus den Kreisen der Denkmalpflege, dagegen geltend gemacht wurden, dem im Jahre 1891 begonnenen Vorderbau des von der neuzeitlichen, rasch fortschreitenden Verkehrsentwicklung geforderten Reichspostgebäudes zum Opfer. Die folgenden Ausführungen und Abbildungen mögen darthun, welchen unersetzlichen Verlust der Abbruch dieses durch geschichtliche und kulturgeschichtliche Erinnerungen und durch hohe künstlerische Vollendung gleich ausgezeichneten Bauwerkes für Frankfurt zu bedeuten hat. In keinem der bisher über dieses Gebäude veröffentlichten Berichte sind die wichtigen Akten des Bau-Amtes zur Forschung herangezogen worden; es geschieht dies in den folgenden Ausführungen zum ersten Male.

Aus Battonn erfahren wir, dass an der Stelle, an welcher der Schweitzersche Palast später sich erhob, ursprünglich zwei getrennte Gebäude gestanden hatten, von denen das grössere, östliche, zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1529 erwähnte, den Namen Viehhof hatte; diese architektonisch unbedeutenden Gebäulichkeiten sind auf dem Belagerungsplane und auf dem Merianschen Plane deutlich wiedergegeben. Es befanden sich darin die Stallungen für das an den Markttagen hierher gebrachte Vieh, ausserdem eine Gastwirthschaft. Als im Jahre 1784 der Viehmarkt von der Zeil verlegt wurde, wodurch sich die Lage dieser breit angelegten, nunmehr weniger geräuschvollen Strasse zugleich wesentlich hob, hatten die Stallungen des Viehhofes keinen Zweck mehr. Im Jahre 1786 wurde das Grundstück von dem reichen Handelsmanne Franz Maria Schweitzer¹⁾

¹⁾ Ueber dessen Lebenslauf entnehmen wir der Arbeit Holthofs (a. a. O. S. 356) die folgenden Notizen: „Er war als junger Mann aus Italien gekommen. Als er am 1. November 1751 um Aufnahme in den Frankfurter Bürgerverband nachsuchte, gab er über sich und seine persönlichen Verhältnisse Folgendes an. Er sei am 27. Oktober 1722 in Verona geboren; sein Geschäft bestehe in dem Handel mit italienischen Seidenwaaren; er sei verlobt mit Paula Maria Francisca Allesina (Alessina), geboren am 2. Dezember 1725 in Frankfurt (Mutter: eine Brentano, geb. 12. Juli 1705 dahier). Er gedenke keine eigne Handlung hier zu errichten, sondern bleibe mit der Allesina'schen Handlung in Compagnie und in seines Schwiegervaters Hause, bezw. an dessen Tisch. Dazu machte er sich anheischig, sogar für die aus seiner Ehe zu gewärtigenden Kinder, niemals hierselbst eine sogen. italienische Handlung anzufangen, wie die Brentano, Guaita u. s. w. Sein Vermögen sei dormalen kein grosses, gleichwohl sei er erbötig, für den Fall, dass ihm das Bürgerrecht zu Theil werde, die höchste Schätzung

käuflich erworben, welcher sogleich zwei damals viel beschäftigte, namhafte Frankfurter Meister mit der Lieferung von Plänen für einen auf dieser Stelle zu errichtenden Neubau beauftragte, von deren gemeinsamer Arbeit sich noch zwei grosse, sorgfältig gezeichnete Grundrisse bei den Akten des Bau-Amtes vorfinden: derjenige des Erdgeschosses ist unterzeichnet „Delineavit. Johann Daniel Kaysser MaurerMeister“, auf der Rückseite „1786. zu dem Schweizerisch. Bau auf der Zeil gehoerig“, derjenige des ersten Obergeschosses „Delineavit. Johann Adam Kaysser Z:Meister“, auf der Rückseite „1786. zu dem Schweizerisch. Bau gehoerig“. Diese Pläne, auf die wir unten noch zurückkommen, mussten jedoch bald wieder abgeändert werden, denn Schweitzer gelang es, zur Vergrösserung des Bauplatzes das westlich anschliessende Nachbargrundstück Lit. D Nr. 20 (ohne besonderen Hausnamen) am 15. Juni 1787 von dem Bürger Philipp Friedrich Behrends, der den Titel eines „Vicepräsidenten des Schöffenrathes zu Batavia“ führte, um den Preis von 6875 Konventions-Thalern zu kaufen. Nach dem Kaufvertrage behielt sich Behrends das Recht vor, noch bis zum 1. November 1787 in dem verkauften Hause wohnen zu dürfen. Durch diesen Ankauf hatte sich die Strassenbreite des Bauplatzes von etwa 21 Meter (83 Schuh) auf 31 Meter erhöht. Schweitzer scheint nun für diese vergrösserte Aufgabe die Leistungen der einheimischen Meister als nicht mehr ausreichend erachtet zu haben,

mit jährlich 54 fl. zu zahlen. Sein Schwiegervater werde daneben als Beisasse die 100 fl. Schreibgebühr weiter entrichten, auch für ihn 1000 Reichsthaler ad aerarium zahlen. — Auf dieses Gesuch ging damals der Rath nicht ein, und Schweitzer leistete infolge dessen am 10. Dezember 1751 nur den Beisasseneid. — Am 20. Mai 1766 kam Schweitzer nochmals um das Bürgerrecht ein, nachdem er 15 Jahre lang Beisasse gewesen war und ihm aus seiner Ehe acht Kinder geboren worden. Er berief sich dabei namentlich auf die Fürsprache des beim Frankfurter Rath sehr viel vermögenden Grafen von Pergen“ (kaiserlichen Gesandten in Mainz). „Der Rath lehnte auch diesmal das Gesuch ab, änderte aber sieben Tage später — nachdem wahrscheinlich inzwischen der Graf von Pergen ein Wörtlein hatte fallen lassen — seinen Entschluss und nahm Schweitzer am 27. Mai 1766 unter die Zahl der hiesigen Bürger auf (nach Dietz, Frankfurter Bürgerbuch S. 86, zahlte er 2000 fl. Bürgergeld am 29. Mai 1766; er war Theilhaber der Seiden- und Modewaarenhandlung Silvestro Alesina & Sohn der Aeltere unter der Neuen Kräme). Schweitzer scheint mit seinem steigenden Reichtume auch das ganze Ansehen überkommen zu haben, das vor ihm sein Schwiegervater Allesina genoss. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts galt er als das anerkannte Haupt der in Frankfurt ansässigen italienischen Familien, der Guaita, Mussi, Belli, Barozzi, Bolongaro, Crevenna, Bonati, Berna, Brentano u. s. w., deren Kreis in dem Schweitzerschen Palazzo auf der Zeil auch seinen natürlichen Mittelpunkt fand. Schweitzer starb am 16. Dezember 1812 als kurbayerischer Commerzienrath und im Besitze des persönlichen Adels (seit 1816; vgl. Dietz, Bürgerbuch). . . . Die Schreibweise seines Familiennamens gab er bei seiner Vernehmung vor dem Frankfurter Melde-Amte am 1. November 1751 als Sueitzer an, doch nannte sein Vater Bartolomeo in Verona sich Suaicara. Letztere Namensform ist deshalb interessant, weil sie sich als eine ursprünglich deutsche — Schweikard — und dann erst italianisirte zu erkennen gibt.“

denn er wandte sich zur Erlangung von neuen Plänen an den berühmten, damals gerade mit der Stadt Frankfurt in lebhafter Unterhandlung wegen des Neubaus der Hauptkirche¹⁾ stehenden, kurpfälzischen Hofarchitekten Nicolas de Pigage²⁾, ähnlich wie gerade ein halbes Jahrhundert vorher Fürst Anselm Franz von Thurn und Taxis den französischen Hofarchitekten Robert de Cotte für den Entwurf seines Palais gewonnen hatte.³⁾ Die Nennung des Pigage als Planleger verdanken wir allerdings nur einer litterarischen Ueberlieferung durch Hüsgens „Artistisches Magazin“⁴⁾;

¹⁾ Vgl. Bd. I, S. 286.

²⁾ Vgl. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon (München 1841) Bd. XI S. 294; Gurlitt, Geschichte des Barockstiles etc. (Stuttgart 1888) S. 463; Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz (Düsseldorf 1894) III. Bd. S. 60, 85, 688. — Herr Architekt Rudolf Tillessen in Mannheim hatte die Güte, uns über Pigage einige, aus dem Grossherzoglichen Generallandesarchive in Karlsruhe, sowie aus Akten im Besitze des Herrn Actuars von Pigage in Mannheim, eines Urgrossneffen des berühmten Architekten, geschöpfte Notizen zur Verfügung zu stellen, welche wir mit den obigen Quellen zu den folgenden Angaben vereinigen.

Nicolas de Pigage, geboren 1721 in Lothringen, studierte zuerst auf der Kgl. Akademie der Baukunst in Paris, später bei seinem Vater Anselm Pigage in Lunéville, wo der letztere Hofbaumeister des Königs Stanislaus von Lothringen war. Nachdem er Frankreich, Italien und England bereist hatte, wurde er 1748 zum Hofarchitekten des Kurfürsten von der Pfalz ernannt, kehrte 1749 nach Mannheim zurück, wo er anfangs mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden als Intendant der Gärten und Wasserkünste fungierte. Er kam rasch zu Ehren und war bald unumschränkter Herrscher in Bauangelegenheiten. Er wurde Baudirektor, Kammerrath und 1768 gleichzeitig mit seinem Vater von Kaiser Josef II. in den erblichen Adelsstand erhoben. Er baute den linken Flügel des Mannheimer Residenzschlosses aus. Selbständig zeigt er sich zuerst an der berühmten Gartenanlage zu Schwetzingen. Sein künstlerisch am höchsten stehendes Werk ist das Schloss Benrath (1756—1760) bei Düsseldorf. Er baute ferner die Schlösser in Bolanden und Zweibrücken und sämtliche Bauten des Kurfürsten Karl Philipp Theodor in Düsseldorf. Trotz aller Anfechtungen scheint er sich die Huld seines kurfürstlichen Herrn erhalten zu haben und hatte sich die letzten Jahre seines Lebens nach Benrath zurückgezogen, wo er auch 1796 gestorben ist. Er war Mitglied der Akademie von S. Luca in Rom und der Akademie in Paris. Seine Arbeiten bewegen sich zum grössten Theile in einem fein empfundenen, gemässigten Louis-Quinze-Stile mit nur sparsamer Anwendung von Rocaille-Formen. In späterer Zeit, etwa um 1775, greift er auch zu antikisierenden Formen. Nach der Uebersiedelung des Kurfürsten nach München im Jahre 1778 scheint übrigens sein Einfluss geringer, er selbst etwas in Vergessenheit gerathen zu sein. Pigage verfasste auch einen Katalog der berühmten Gemäldegallerie in Düsseldorf, die im Jahre 1805 nach München gebracht wurde.

³⁾ Vgl. Bd. II, S. 403 ff.

⁴⁾ S. 448, Anm.: „Dieses prächtige Gebäude ist nach dem Riss und unter der Direktion des Herrn v. Pigage, Chur-Pfälzischen Hof-Baumeister, aufgeführt und erst dieses Jahr ins Rauhe fertig worden, nachdem man drey Jahre damit zugebracht hat, und wohl eben so lang zur inneren kostbaren Ausführung nöthig haben wird. So viele Gebäude, ja wirklich schöne Bäu daneben stehen, womit die Zeil in unsern Tagen ausgeschmückt wurde, und gewiss einstens, statt der noch übrigen elenden Feuernester, künftig ausgeschmückt werden wird; so wird dieses Haus doch immer sein Haupt mit vorzüglichem Stolz darunter erheben. Die Architektur ist das erhabenste

in allen benutzten Archivalien befindet sich davon keinerlei Andeutung. Wir dürfen indessen in diesem Falle den, erfahrungsgemäss nicht immer sicheren Angaben bei Hüsgen Glauben schenken, da die Drucklegung des „Magazins“ in das Jahr 1790, nämlich mitten in die Bauzeit des Schweitzerschen Palastes fällt, welche Hüsgen miterlebte; er hatte daher wohl Gelegenheit, sich über die Einzelheiten genau zu erkundigen. Die Frage, wie weit Pigage mit Plänen am Baue betheilig war, wird weiter unten noch erörtert werden. Zunächst ist es nothwendig, seine Anwesenheit bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Neubau der Paulskirche aktenmässig¹⁾ näher festzustellen.

Pigage erhielt am 1. Februar 1787 vom Rathe eine Aufforderung und verspricht am 10. Februar zu kommen. Darauf bittet ihn der Rath, erst am 26. desselben Monats zu kommen. Pigage antwortet darauf in einem französischen Schreiben, datiert aus Schwetzingen am 13. Februar. Am 8. März 1787 zeigt Pigage auf dem Frankfurter Bau-Amte seinen eigenen Entwurf, den er in Frankfurt angefertigt hatte, vor; er wollte den „nächsten Sonntag“ nach Mannheim zurück. Vor dem Magistrate sagte er unter Anderem aus, „dass der hiesige Stadtbaumeister²⁾ ein gescheidter Mann in der Baukunst sei und viele praktische Kenntnisse besitze, dabei habe er zu erinnern, dass er einen Zimmer-Gesellen namens Fuss vom Baumeister zum Zeichnen erhalten, welcher viele Wissenschaft besitze, und wollte er anrathen, diesen Menschen hier beizubehalten“. Am 9. März bittet er, „seinem Amanuensi, welcher die hier entworfenen Risse gezeichnet, einige Louisd'or . . . zuzustellen“. Durch ein Senatsdekret vom 7. März wurde Pigage aufgefordert, „er solle auch noch öfters deshalb von Mannheim herüberkommen“. Es ist wahrscheinlich, dass Pigage dann nochmals Ende Mai in Frankfurt war.

Schon am 12. Mai 1786 hatte Schweitzer mit dem Besitzer des auf der Ostseite des Viehhofes anstossenden Darmstädter Hofes,³⁾ dem Landgrafen von Hessen, ein Uebereinkommen wegen der Brandmauer er-

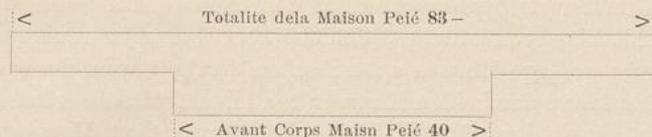
Werk des menschlichen Geistes; wo sie sich also nicht in angemessener Grösse zeigt, da mangelt es an Einsicht am Beutel, oder der Riss-Fabrikant ist ein elender Tropf. Weder ein noch anderes kann hier zum Vorwurf dienen; der grosse Geschmack hat sein Siegel darauf gedrückt; der kleine Geschmack rede, was er wolle.“

¹⁾ Akten des Rathes Ugb A 30 No. 1 über die Niederlegung der Barfüsser-Kirche und den Neubau 1782—1813.

²⁾ Seit 1786 Hess; gemeint ist hier aber der alte, am 20. Dezember 1785 entlassene Liebhardt (vgl. oben S. 166, Anm. 3). Pigage fällt über den letzteren ein sehr günstiges Urtheil. In einem Briefe vom 30. März 1787, in welchem er sich sehr beklagt, dass man seine (Pigage's) Pläne verworfen habe, setzt er seiner Darstellung, dass das von Liebhardt geplante Hängewerk nicht bestehen könne, hinzu: er sei trotzdem von der „Geschicklichkeit des Bau-Meister Liebhardts so vollkommen überzeugt, dass er solchen in seiner Kunst nicht nur hier, sondern in ganz Deutschland für den Geschicktesten halte“.

³⁾ Vgl. über dessen Bau Bd. II, S. 455—466.

zielt,¹⁾ das auch bei der späteren Ausführung des neuen Pigage'schen Planes Geltung behielt. Durch eine bei den Akten des Bau-Amtes befindliche Zeichnung wird der Vermuthung Raum gegeben, dass die beiden Meister Kaysser entweder schon einen auswärtigen Mitarbeiter sich gefallen lassen mussten, oder dass auch schon für dieses kleinere, erste Projekt noch vor dem Ankaufe der Behrend'schen Behausung ein derartiger alleiniger Planleger berufen worden war. Die Zeichnung besteht in dem folgenden Schema²⁾ der Front mit der französischen Aufschrift:



Die Rückseite dieses Blattes trägt den Vermerk: „Prs: d. 16. Sbr: 1786. Den vorhabenden Avant-Corps des Handelsman Schweizer auf der Zeil am Alten-Vieh-Hof betreff.“ Da zu diesem Aktenstücke jedes weitere ergänzende Material fehlt, so muss hier davon abgesehen werden, Vermuthungen über den Urheber, welche sich auch aus dem fehlerhaften Französisch — peié statt pied — ergeben könnten, weiter zu erörtern. Von Wichtigkeit ist es dagegen, feststellen zu können, dass das auf dieser Zeichnung (nur in seinem Flächeninhalte) angedeutete „Avant-Corps“ schon in derselben Länge und Ausladung auf den Kaysserschen Grundrissen³⁾

¹⁾ Schweitzer scheint damals zuerst nur einen entsprechenden Umbau des Viehhofes geplant und auch thatsächlich begonnen zu haben. Darauf hin weist zunächst eine kleine, ein einfaches, glattes gekuppeltes Fensterpaar darstellende Zeichnung bei den Akten des Bau-Amtes mit dem Vermerke: „Prs: d. 1. May, 1786. Zwey in der Mauer des Schweizerischen Hauses in den Berensischen Hof auf der Zeil gehende Fenster betreff.“ Hierzu gehört wohl auch eine Bauamts-Akte vom 15. Mai 1786, welche verfügt, dass Schweitzer erlaubt werde, „nach übergebenem Riss seinen vorhabenden Bau gesez- und ordnungsmässig erga praest: praest: zu errichten.“ Sichere Schlüsse können leider aus dem unbestimmten Wortlaute dieser Aktenstücke nicht gezogen werden.

²⁾ Auf der Zeichnung sind einige punktierte Triangulationslinien, welche als unwesentlich auf obigem Schema weggelassen sind.

³⁾ Die Uebereinstimmung der Länge des Avant-Corps auf obigem Schema mit demjenigen der Kaysserschen Pläne, welche leider ohne beigegebenen Massstab und eingeschriebene Maasse sind, geht aus dem Verhältniss dieser Länge zur Front (nämlich 1:2) hervor; da durch den Ankauf der Behrend'schen Liegenschaft die Frontlänge sich um die Hälfte (von etwa 21 m auf 31 m) vergrösserte, so wurde obiges Verhältniss, eben weil die Länge des Avant-Corps unverändert blieb, in der Ausführung 1:3.

Da wir durch obigen Beleg („Totalité de la Maison = 83 Peié“ = etwa 21 m) das sichere Maass der anfänglichen Frontlänge haben, so lässt sich damit eine bei den Bauamts-Akten an den Anfang des Faszikels geheftete Zeichnung aus unserer Untersuchung ausscheiden, welche offenbar irrthümlich an diese Stelle gerathen ist. Sie stellt dar ein massives Erdgeschoss, in der Mittelachse mit zwei gekuppelten Eingangsthüren, auf jeder Seite daneben ein breites, dreifach getheiltes Fenster, alle Umrahmungen glatt und rechteckig, an den Fenstern eine besondere Bank, unter jedem

vorgesehen ist und dass es schliesslich, genau wie auf den letzteren gezeichnet (wiederum in denselben Abmessungen), als ein von vier Säulen getragener Altan zuletzt in den Plan des Pigage übergegangen und zur Ausführung gekommen ist (Fig. 138 und 139).

Allem Anscheine nach wurden Pigage bei seinem Aufenthalte in Frankfurt in der ersten Hälfte des Jahres 1787 von Schweitzer die Pläne der Meister Kaysser und etwaiger anderer Architekten zur Begutachtung vorgelegt; der durch seine fürstliche Praxis an reichlichere Raumbemessung gewöhnte Künstler rieth wahrscheinlich dem reichen Bauherrn zum Hinzukaufe des Nachbargrundstückes, behielt aber bei seinen eigenen, neuen Plänen, welche wenige Monate später schon fertig waren, im wesentlichen die Grundrissmotive der beiden Kaysser bei. Das früheste erhaltene Blatt¹⁾ dieser Entwürfe, leider ohne Unterschrift, wurde (laut Vermerk auf der Rückseite) am 24. September 1787 dem Bau-Amte eingereicht: es zeigt in sorgfältiger, farbig getuschter Darstellung die Façade und den Grundriss des Erdgeschosses, beide genau mit der Ausführung übereinstimmend; nur eine ganz unwesentliche Verschiedenheit besteht darin, dass die Mittelfenster in den beiden Obergeschossen auf der Zeichnung in einer rechteckigen, glatten, wenige Centimeter tiefen Putzrücklage sitzen, die auch vielleicht bei der Erbauung mit ausgeführt, aber in späterer Zeit, wie unsere Aufnahme (Fig. 140) zeigt, wieder zugeputzt worden ist. Der Grund zur Eingabe jener Zeichnung war eine weitläufige Verhandlung mit der Stadt wegen Bewilligung des von dem Avant-Corps in die Strasse entfallenden Streifens und Festsetzung des davon zu erhebenden Zinses. Dieser „noch anverlangte Platz“ wurde am 26. Oktober vom Stadtbaumeister Hess begutachtet; dann wurde deswegen am 29. Oktober und am 2. November nochmals vor dem Bau-Amte verhandelt, bis endlich am 12. November 1787 Schweitzer erlaubt wird, nach dem am 24. September desselben Jahres übergebenen Risse zu bauen; über die entsprechende Abgabe hatte man sich jedoch noch nicht geeinigt. Schweitzer sollte je 37 Gulden 30 Kreuzer sowohl für das Avant-Corps als für den Balkon zahlen. Unter einem Avant-Corps verstand man damals ein bis an das Dach reichendes Risalit: Schweitzer erhob desshalb am 19. November in einer an den Senat gerichteten „Vorstellung“²⁾ gegen die doppelte Zahlung Einspruch mit der

der beiden Fenster in dem glatten Sockel ein einfaches Kellerloch mit Stichbogen, über den Fenstern eine durchlaufende Platte als Gurtgesims. Auf der Rückseite des Blattes findet sich der Vermerk: „Prs. d. 8^{ten} Aug: 1770. Die Veränderung der Fenster in dem unteren Stock bey Fraeul: v. Schweizer auf der Zeil.“⁴ Aber auch ohne den Vergleich dieser Datierung mit dem obigen Kauftermine (1786) würde die Angabe der Länge dieser Front auf der Zeichnung mit 44 Schuh beweisen, dass diese Liegenschaft an einer anderen Stelle der Zeil zu suchen ist. —

¹⁾ Bausachen A 492 im Stadtarchiv I.

²⁾ Ueber dieselbe findet sich bei Holthof (a. a. O. S. 351) folgende, durchaus unrichtige Angabe: „So spricht auch Schweitzer in einer Vorstellung, die er unter dem 19. November 1787 bei dem Bauamte einreicht, von seinem auf der Zeil vorhabenden

Begründung: „ich aber baue keinen Balcon, sondern das Avantcorps, so ich auf dem erkaufte Grunde errichte, führe ich nur bis zu dem ersten Stock auf, statt dass ich solches bis an das Dach aufführen könnte“. Am 1. Dezember 1787 beschliesst das Bau-Amt dem Senate anheim zu stellen, Schweizer „die Jura für den über seinem Grund und Boden zu errichtenden Balcon zu entlassen“ — „da noch nie ein Balcon ohne hervorzustehen errichtet“ — „da die Stadt durch einen ansehnlichen und kostspieligen Bau eine Verschönerung der Strasse erhält, und zur Aufmunterung anderer Bau-Liebhaber.“

Es scheinen indessen noch andere Schwierigkeiten kurz vor Beginn des Baues vorgelegen zu haben, die bei Erwägung aller Umstände nur geringfügiger Natur gewesen sein können, deren Einzelheiten jedoch nicht mehr genau nachzuweisen sind. Hiermit steht wohl eine erneute Bauerlaubniss vom 22. Februar 1788 im Zusammenhange: „Nach den bisherigen Verhandlungen und neu übergebenem Riss wurde dem Handelsmann Schweizer erga praest: praest: erlaubt, seinen vorhabenden neuen Bau reformation- und ordnungsmässig mit Abänderung der ersteren Taxa errichten zu lassen.“ Dieser „neu übergebene Riss“ ist wohl dasselbe Blatt, welches sich bei den Akten des Bau-Amtes befindet, auf der Rückseite mit dem Vermerke: „Prs. d. 4^{te} Febr. 1788. Den von dem Handelsmann Schweizer vorhabenden neuen Bau auf der Zeil betreff.“ Die Vorderseite zeigt die sauber gezeichnete und sorgfältig getuschte Ansicht der Strassenfront, mit der oben schon erwähnten Darstellung übereinstimmend, jedoch in doppeltem Massstabe (etwas kleiner als 1:100) als jene. Eine besondere Bedeutung hat dieses schöne Blatt aber dadurch, dass es an der rechten, unteren Ecke die Unterschrift „G: Weber“ trägt. Dieser in den Berichten über den Russischen

Baue, zugleich allerdings erwähnend, das er die Risse zu demselben bereits am 24. September des Vorjahres übergeben habe.“ Abgesehen davon, dass diese „Vorstellung“, wie oben erwähnt, dem Senate und nicht dem Bau-Amte eingereicht wurde, welches dieselbe erst nach einem Senatsbeschlusse vom 20. November von jenem zur Berichterstattung überwiesen erhielt, ist der ganze Passus „dass er die Risse . . . übergeben habe“ überhaupt nicht, weder wörtlich noch dem Sinne nach, in dieser „Vorstellung“ enthalten. Holthof hat wahrscheinlich seine angebliche Mittheilung aus dem angezogenen Aktenstücke, die ihn, da sie naturgemäss in den thatsächlichen Zusammenhang nicht passte, sogar zu dem Zusatze „allerdings“ nöthigt, mit einer überdies falsch gelesenen Stelle in dem oben zitierten Bauamts-Protokolle vom 12. November verwechselt, dessen Anfang lautet: „Nach vorgewesener Bau-Besichtigung und geschehener Erklärung des Hochfürstl. Darmstädtischen Bau-Meister Schuhknechts nomine der Hochfürstl. Darmstädtischen Regierung und gethaner Aeusserung des Parfumeur Kochs, als Nachbarn, wurde dem hiesigen Bürger und Handelsmann Franz Schweizer erlaubt, nach dem am 24^{te} 7 br: c: a: übergebenen Riss seinen auf der Zeil vorhabenden neuen Bau des ehemaligen Gast-Hauses zum Vieh-Hof . . . erbauen zu lassen.“ Es heisst also hier deutlich „currentis anni“ — und nicht „des Vorjahres,“ — was natürlich mit dem oben schon beschriebenen Baurisse vom 24. September 1787 übereinstimmt. Letzterer befindet sich zusammen mit der „Vorstellung“ vom 19. November in einem und demselben Faszikel: Bausachen A 492.

Hof bisher noch nie erwähnte Weber wird auch, in weiter unten noch anzuführenden Protokollen, der Bauaufseher oder der Schweizerische Baumeister

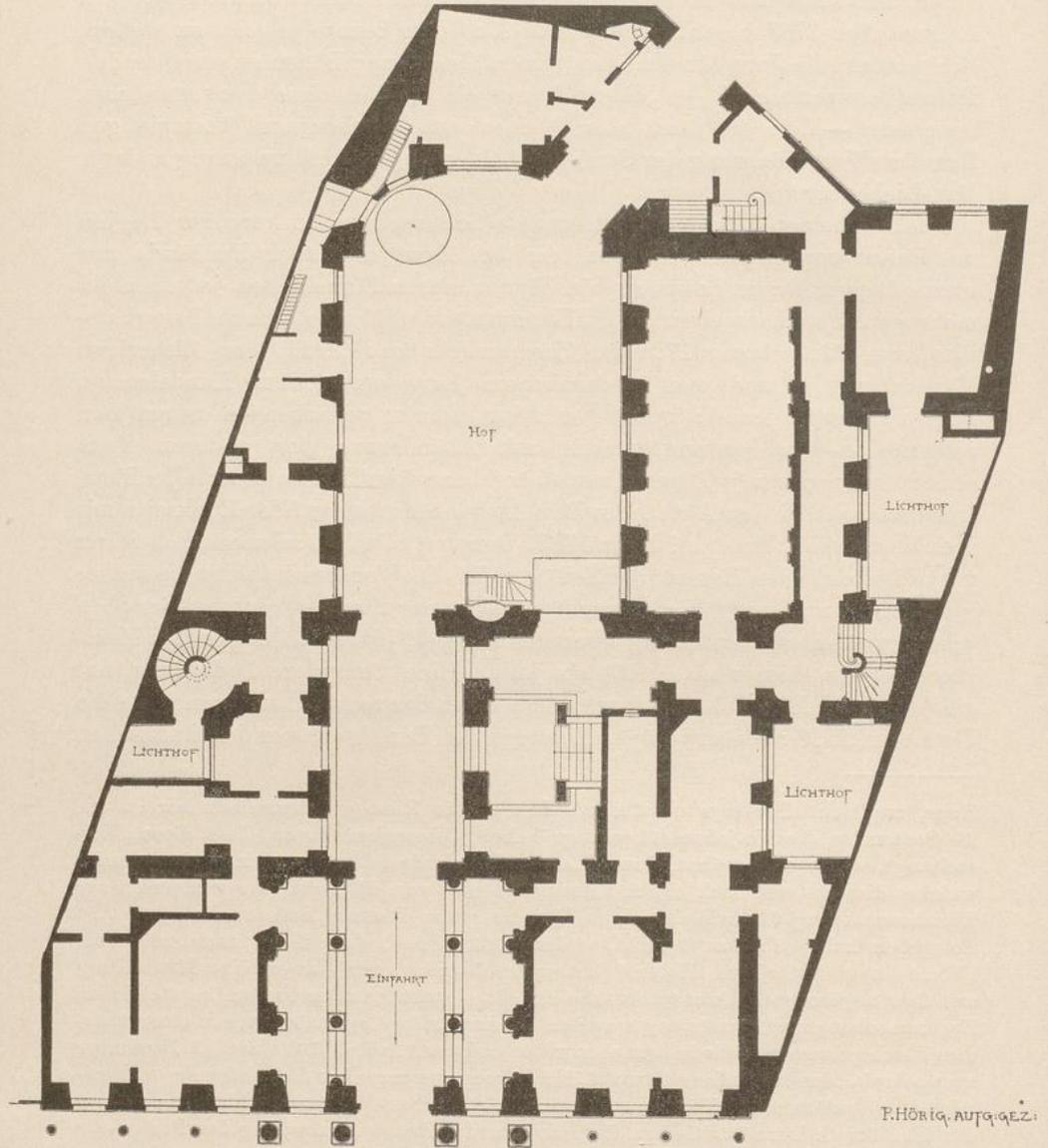
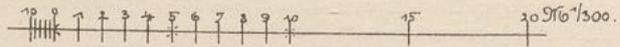


Fig. 138. Russischer Hof; Grundriss des Erdgeschosses.



Weber genannt, und damit ist uns sein Verhältniss zum Baue und zum Bauherrn im Grossen und Ganzen auch gegeben. Aus dieser einzigen

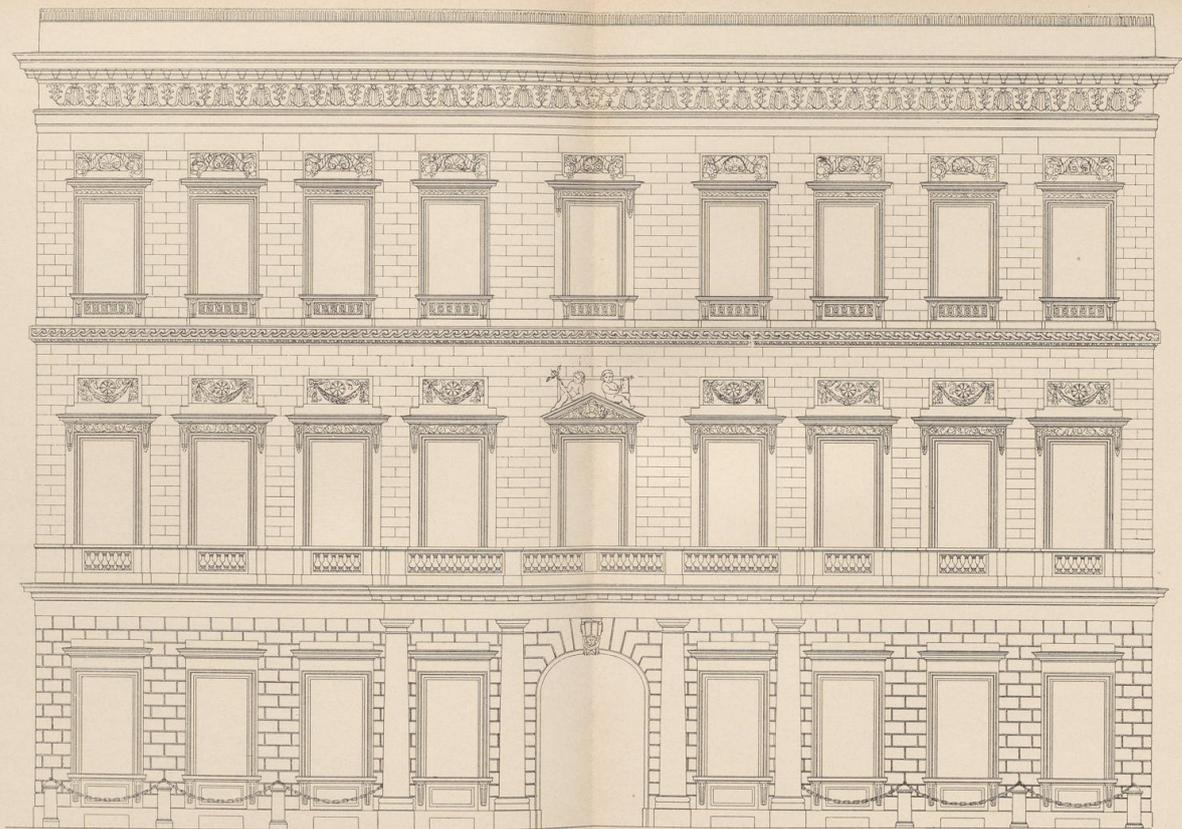
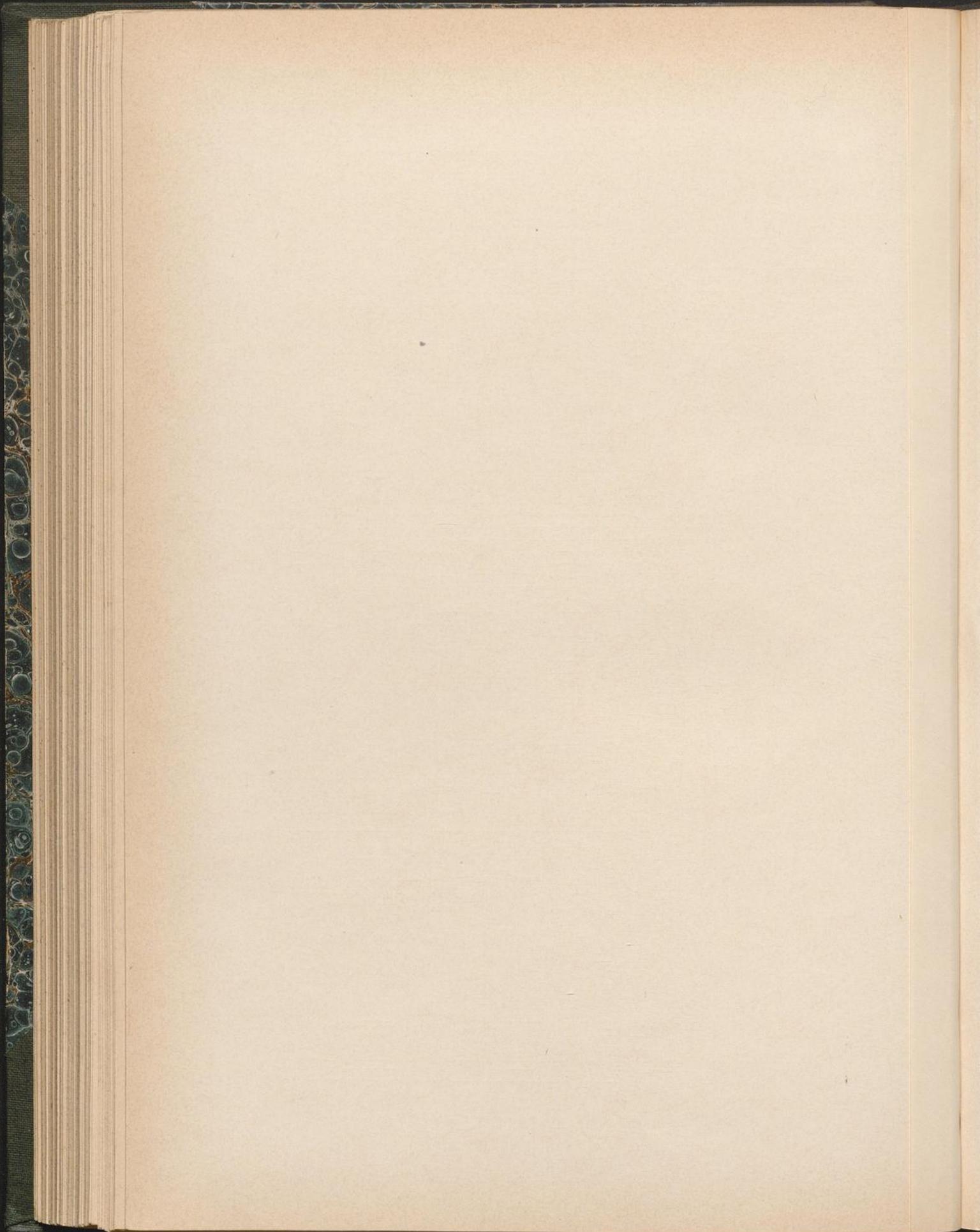


Fig. 149.

RUSSISCHER HOF; ANSICHT.





Unterschrift nun zu schliessen, dass er auch der geistige Urheber des Planes gewesen sei oder an dessen Gestaltung einen grösseren, ent-

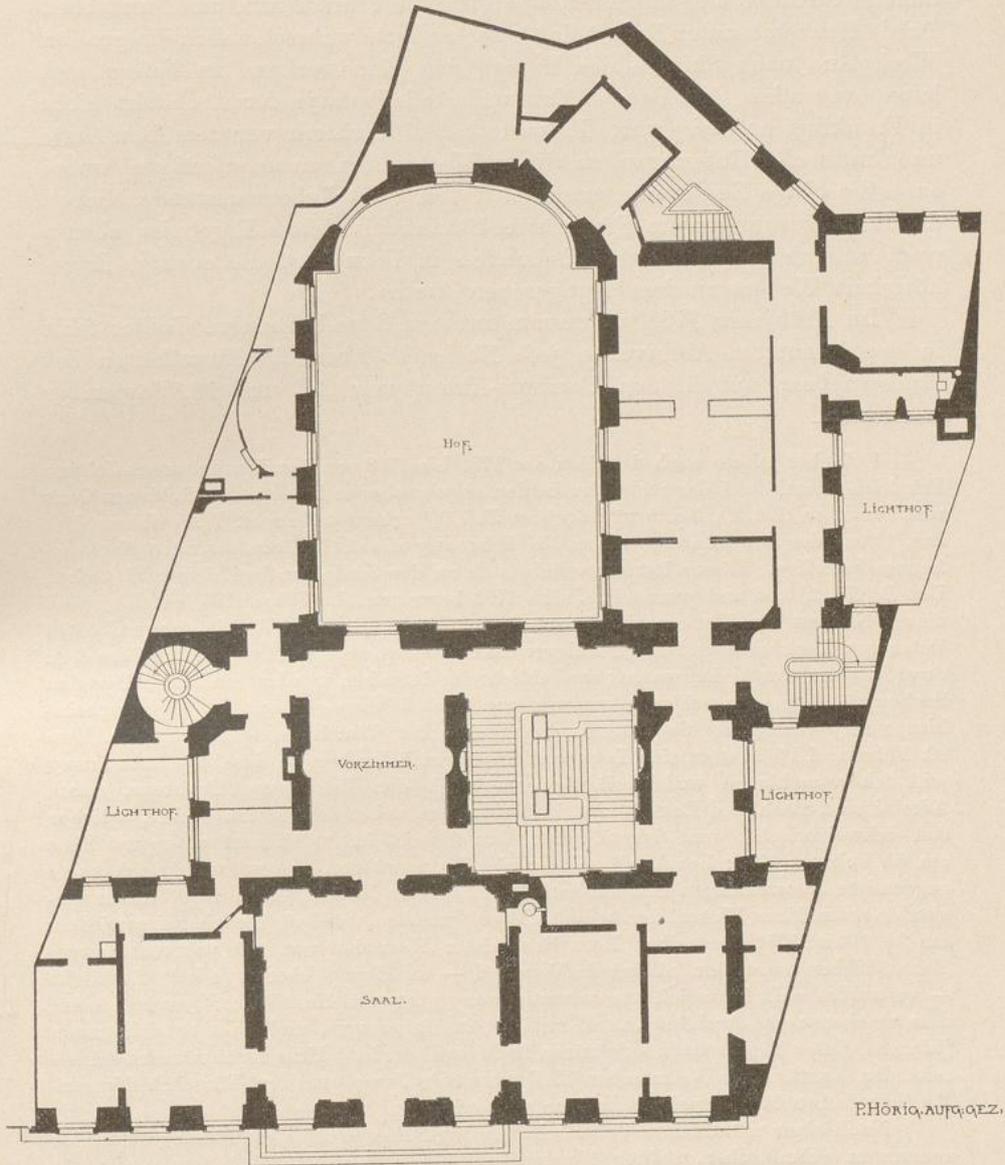
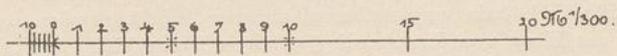


Fig. 139. Russischer Hof; Grundriss des I. Obergeschosses.



scheidenden Antheil gehabt habe, dürfte vorerst ohne Beibringung weiteren archivalischen Materiales nicht gerechtfertigt erscheinen, trotzdem über

die Planlegung durch Pigage nur die oben erwähnte litterarische, also nicht unbedingt sichere Quelle vorhanden ist. Weber hat unter diesem dieselbe Stellung eingenommen, wie beim Baue des Thurn und Taxisschen Palais Hauberat unter Robert de Cotte; er hatte wahrscheinlich die grossen Werkpläne nach Skizzen des Pigage den Handwerkern zu liefern und leitete vor allem den Bau an Ort und Stelle,¹⁾ da ja der Architekt nicht in Frankfurt ansässig war. Er vertrat den Bauherrn vor dem Bau-Amte und hatte alle Unterlagen zu diesen Verhandlungen anzufertigen, wobei auch die obige Zeichnung entstand. Ueber seine Lebensumstände blieben die Nachforschungen im Frankfurter Stadtarchive ohne Ergebniss, ebenso nach ausserhalb gerichtete Erhebungen in Bezug auf die etwaige Zugehörigkeit Webers zu dem Pigageschen Atelier.

Im Frühjahr 1788 wurde nun mit dem Baue begonnen. Leider fehlt in den benutzten Archivalien jede Nachricht über die Einzelheiten des Baubetriebes; nur in den Bauamts-Akten vom 11. und 19. September

¹⁾ Weber leitete auch den Bau des 1791 bis 1793 von dem Handelsmann Johann Friedrich Schmid auf der Stelle der beiden abgebrochenen Häuser zur Goldenen Gans und zur Rose (Lit. D. No. 5 und 6; jetzt Zeil 36) erbauten Hauses. Wir erfahren dies aus Akten des Bau-Amtes welche die Erbauung des östlich anstossenden Nachbarhauses betreffen. Dieses letztere erhebt sich an der Stelle von drei kleinen Häuschen Lit. D. Nr. 2, 3, 4 und wurde im Jahre 1793 begonnen. Im Jahre 1795 jedoch gerieth dieser Neubau ins Stocken, da zwischen dem Bauherrn, dem Handelsmann Johann Peter von Leonhardi und dem Planleger des Gebäudes, dem Stadtbaumeister Hess d. Ä. Streitigkeiten entstanden waren; zur Schlichtung derselben wurden von beiden Parteien Sachverständige vorgeschlagen, unter denen auch Weber genannt ist. Es erscheint hier von Wichtigkeit die betreffenden Stellen im Wortlaute wiederzugeben. Am 20. Februar 1795 äussert sich Leonhardi in einem Schreiben an das Bau-Amt: „zwey will ich vorschlagen und vorläufig namentlich den Herrn von Traitteur, geistl. Administrat. Rath und Bau-Comiss. in Heidelberg, nebst dem Herrn Weber, welcher den Schweizerischen und Schmidischen Bau dirigirt hat.“ Hierauf entgegnet Hess am 22. Februar 1795: Leonhardi solle solche Leute wählen, „gegen welche ich keine gegründete Ausstellungen machen kann, wie ich zum Beweis gegen den von ihm vorgeschlagenen Herr Weber, der kein Architect, machen würde.“ Leonhardi erwiedert am 28. März 1795: „dass aber Herr Baumeister Hess den von mir vorgeschlagenen Herrn Weber unter dem alleinigen Vorwand — er, Herr Weber seye kein Architect — verwerfen will, hätte ich um so weniger erwartet, weil Herr Weber beweisen kann, dass er ebenso gut Architect als Herr Jung in Mainz seye, und dass er sich gegen jeden in dieser Eigenschaft legitimiren kann und werde.“ Hess hatte nämlich seinerseits den Kurfürstlich Mainzischen Hofbaumeister Jung und den Fürstlich Nassau-Weilburgischen Bau-Inspektor Leidner vorgeschlagen.

Nach einer mündlichen Ueberlieferung wird Pigage auch als Planleger des hier genannten Schmidischen, später Mummschen Hauses auf der Zeil bezeichnet; ein archivalischer oder älterer litterarischer Beleg ist indessen hierzu nicht vorhanden, auch kann stilkritisch kein unmittelbarer, sicherer Anhalt gegeben werden. Dieses Haus, sowie das Haus von Leonhardi (jetzt von Rothschild), welches bisher dem Architekten Salins zugeschrieben wurde (vgl. die folgende Beschreibung des Erlangerischen Gartenhauses), werden in dem Schlusskapitel des vorliegenden Werkes bezüglich ihrer Façade zur Besprechung und Abbildung gelangen.

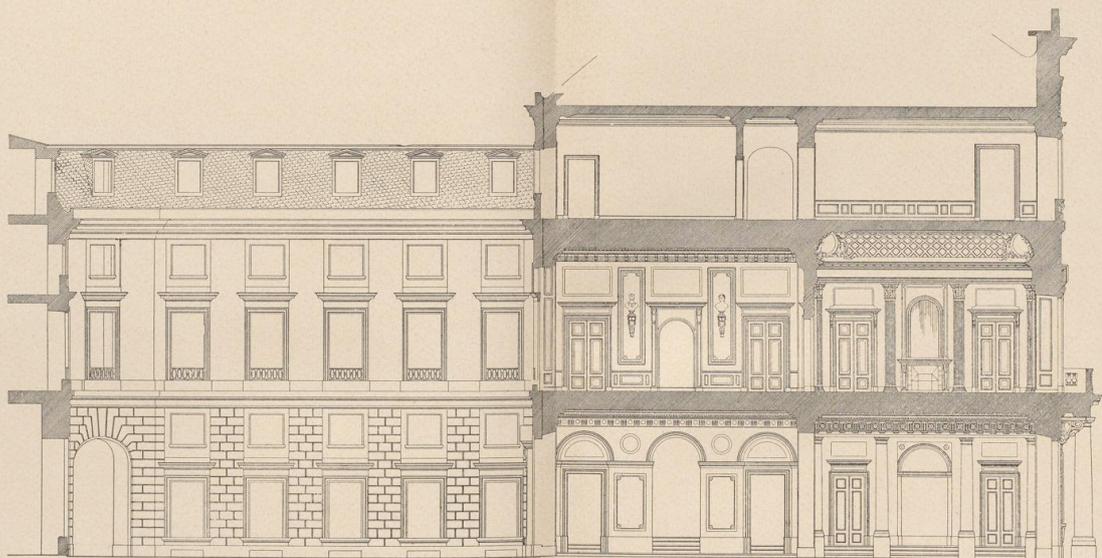
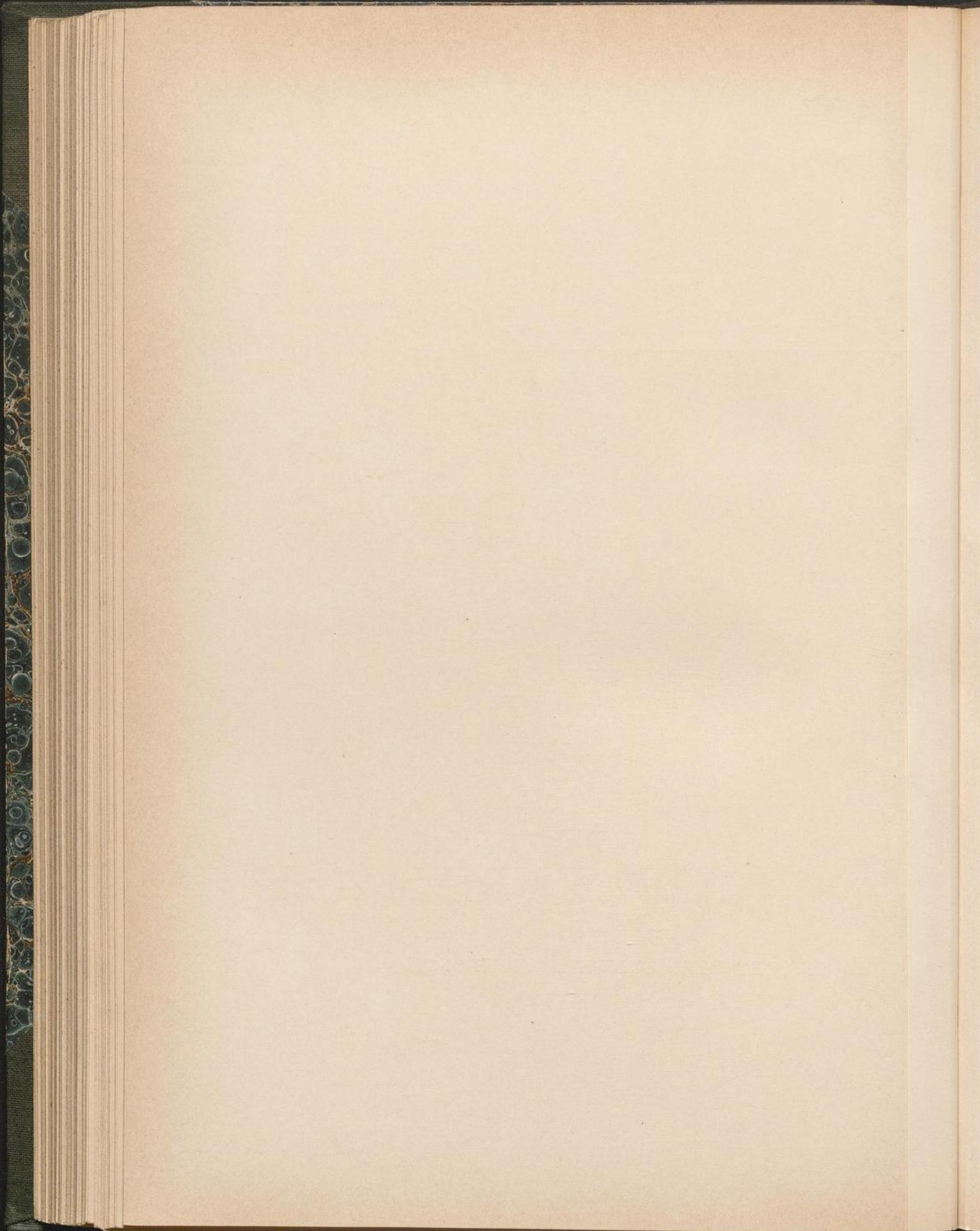


Fig. 141.

RUSSISCHER HOF; SCHNITT DURCH DEN VORDERBAU UND ANSICHT DER ÖSTLICHEN HOFFRONT.

$\frac{1}{100}$ natürlicher Grösse.



1788 erfahren wir von einem Vorfalle, welcher sich kurz vorher ereignet hatte: ein Stück Kellergewölbe (nähere Bezeichnung fehlt) war eingestürzt, Schweitzer erstattete Anzeige an das Bau-Amt und bat um Untersuchung des Einsturzes durch die beiden Maurer-Geschworenen, Meister Strobel und Bell, welche am 19. September einen Bericht erstatteten, dessen Inhalt bei den Protokollen des Bau-Amtes nicht vermerkt ist. Am 8. Oktober, 29. Oktober und am 24. November 1790 erschien „nomine des Handelsmann Schweizer dessen zur Aufsicht seines Hausbaues angestellter Aufseher Weber“, um wegen Brandmuerrechts gegen den Gasthalter zum Rothen Hause, Johann Adam Dick, Beschwerde zu führen, welcher in diesem Jahre die vier zwischen dem Rothen Hause und dem Schweitzerschen Palais liegenden Häuschen Lit. D No. 21—24 angekauft und alsbald im Juni 1790 mit einem Neubaue (dem späteren Aumannschen Hause) auf dem durch den Abbruch der Häuschen geschaffenen, neuen Bauplatze begonnen hatte (vgl. oben S. 133). Im Frühjahr 1792 war der Bau bis auf die innere Ausstattung fertig geworden. Am 9. März dieses Jahres liess Schweitzer auf dem Bau-Amte durch Weber um Erlaubniss nachsuchen, vor sein „neuerbautes Haus“ Abweissteine setzen zu lassen; am 16. März wurden ihm diese „10 Abtrag-Stein mit Ketten“ bewilligt (vier davon standen vor den Säulen des Avant-Corps). Im Jahre 1792 wurde das grosse, weiter unten zu besprechende Deckenbild im Haupttreppen Hause, welches, wie wahrscheinlich auch die übrigen Deckengemälde, den kurtrierischen Hofmaler Januarius Zick¹⁾ zum Urheber hatte, vollendet; auf einer Photographie dieses Bildes im Historischen Museum ist am unteren Bildrande die folgende Inschrift zu lesen: „J (AN?)²⁾ ZICK INV. ET PINX. 1792.“³⁾ Von Angaben über die am Baue beschäftigten Handwerker fehlt jede Spur; sehr wahrscheinlich ist, dass die beiden Meister Kaysser weiterhin

¹⁾ Vgl. Füssli, Allgemeines Künstler-Lexikon (Zürich 1816) S. 6174; Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon (1852) 24. Bd. S. 270; Gwinner, a. a. O. S. 529; Müller, Die Künstler aller Zeiten (1864) 3. Bd. S. 922.

Januarius Zick, geboren in München 1734, machte seine ersten Studien unter Leitung seines Vaters Johann Zick; dann widmete er sich der Historienmalerei auf der Münchener Akademie. Um 1758 hielt er sich in Rom auf, wurde nach seiner Rückkunft 1764 kurtrierischer Hofmaler in Koblenz, wo er im Schlosse reiche Deckengemälde ausgeführt hat; in dem dortigen St. Floriansstifte befinden sich zwei Freskogemälde von ihm, die Fusswaschung Petri und die Hochzeit zu Cana. Ferner arbeitete er in den Abteien von Wiblingen, Zwiefalten, Raitenhaslach, in der Dominikaner-Kirche in Bamberg, in der Nikolai-Kirche in Würzburg und in der Spitals-Kirche in Mannheim. Er starb im Jahre 1812 in Ehrenbreitstein. Das Städelsche Kunst-Institut besitzt von ihm zwei Oelgemälde, eine Anbetung der Hirten und eine Darstellung Christi im Tempel.

²⁾ Die beiden Buchstaben AN sind zufällig am Rande der benutzten Photographie halb abgeschnitten und schwer lesbar.

³⁾ Hörig (a. a. O. No. 42, S. 370) hat dieselbe Inschrift gelesen, setzt jedoch noch hinzu „renov. Arch. C. Bird 1857“, ohne den Platz dieser weiteren Inschrift, von der auf der genannten Photographie nichts zu sehen ist, näher zu bezeichnen oder dieselbe zu erklären. In den anderen Quellen findet sich dieser Zusatz nicht. Vielleicht

daran thätig waren. Von den Kunsthandwerkern lernen wir durch eine Notiz bei Hüsgen (a. a. O. S. 447) wenigstens einen kennen, den Bildhauer Tüchert,¹⁾ welcher danach „die schönen Zierrathen über den Fenstern und dem Thor“ arbeitete, vermuthlich aber auch den übrigen plastischen Schmuck im Inneren.²⁾

Im Laufe des Jahres 1794 wurde der Bau gänzlich vollendet, wovon eine Gedenktafel aus weissem Marmor (1,92 m h. und 0,85 m br.), welche an der Hoffaçade angebracht war und die jetzt im Historischen Museum aufbewahrt wird,³⁾ Zeugniß ablegt; der rechteckige, glatte Stein trägt die Inschrift:

„FRANCISCUS
SCHWEITZER
AC EIUS CONIUX
PAULINA MARIA
ALLESINA
SIBI SUIQUE POSTERIS
HOC EREXERE AEDIFICIUM
QUOD OPUS AD FINEM
• PERDUCTUM EST •
ANNO MDCCXCIV“

waren an der Ausmalung des Gebäudes auch noch andere Künstler thätig; bei Holthof (Die kleine Chronik S. 3) findet sich die Notiz: „Der bekannte Frankfurter Maler Schütz lieferte Surportes.“

¹⁾ Gwinner (a. a. O. S. 437) gibt über ihn folgende bemerkenswerthe Mittheilung: „Johann Valentin Tüchert, Bildhauer von Herbstadt in Franken, wo er am 23. Januar 1761 geboren ward, empfing den ersten Unterricht bei Zeherd in Königshofen, bildete sich dann weiter in Würzburg und zuletzt bei dem Bildhauer Pfaff zu Mainz. Er arbeitete in Stein und Holz. Um 1783 verfertigte er die Statuetten und andere Bildhauerarbeit an dem d'Orville-Bernardischen Hause zu Offenbach, und nahm dann, nachdem er im Wege der Gnade das Bürgerrecht erlangt hatte, im Mai 1784 seinen Wohnsitz in Frankfurt. Bei diesem Anlasse hatte er sich erboten, „die steinerne Statua Salvatoris“ am Kastenhospital nach dem zu übergebenden Modell unentgeltlich zu verfertigen. Dieses Werk wurde aber nachher von Oehme ausgeführt. Tücherts Kunst war mehr eine dekorative, die sich an vielen öffentlichen und Privatgebäuden geschmackvoll erwies. Die Bildhauerarbeit an dem von Schweitzerschen Hause auf der Zeil, das von Bethmann'sche Epitaphium auf dem Peterskirchhofe und die Sockel und Capitäle der Säulen in der Paulskirche sind von ihm modellirt und ausgeführt. Wegen hohen Alters war er jahrelang zur Unthätigkeit verurtheilt. Er starb am 18. September 1841 im einundachtzigsten Lebensjahr.“

²⁾ Von ihm stammen wahrscheinlich auch sechs, jetzt in der Sammlung des Historischen Museums befindliche Holzmodelle (Inv. No. X, 16600), welche etwa in $\frac{1}{10}$ natürlicher Grösse ausgeführt sind; dieselben beweisen, wie sorgfältig man bei der inneren Ausstattung des Gebäudes zu Werke ging. Es sind vorhanden: zwei verschiedene Modelle zum unteren Treppenhause, davon eines bis auf geringe Einzelheiten mit der Ausführung übereinstimmend, ferner ein Modell zum Balkonsaale, das ebenfalls der Ausführung zu Grunde lag und drei verschiedene Modelle zum Vorzimmer im ersten Obergeschosse, von denen eines später ausgeführt wurde. Alle Profilierungen und Ornamente sind an diesen Modellen sehr genau in einer plastischen Masse ausgeführt; leider sind dieselben theilweise schon stark zerbrochen.

³⁾ Inv. Nr. X, 17935.

Dass Weber auch noch nach Beendigung des Baues für Schweitzer gelegentlich thätig war, ist aus dem folgenden Bau-Amts-Protokoll vom 19. Juni 1795 ersichtlich: „Der Gasthalter Dick erklärte Namens seines Vaters wegen der in seines Nachbarn Schweitzer Behausung sich zeigenden Feuchtigkeit und disfalsiger Untersuchung seiner Mauer, dass, da durch den Schweizerischen Baumeister Weber und den Maurermeister Kayser seine Mauer disfals schon untersucht, an derselben aber keine Spur der angeblichen Feuchtigkeit entdeckt worden....“ Schweitzer wollte an dieser Stelle vom Rothen Hause aus die Mauer aufbrechen lassen, um die Ursache des Schadens untersuchen zu können. Es wurden zu diesem Vorfalle sowohl vom Stadtbaumeister Hess, als von den Maurermeistern Strobel und Brofft Gutachten abgegeben; die beiden letzteren wurden von Dick vorgeschlagen.

Bevor jedoch die ferneren Schicksale des Schweitzerschen Palastes hier verfolgt werden, möge dessen bauliche Betrachtung Platz finden. Für die hervorragende architektonische Bedeutung, welche dem Baue schon zur Zeit seiner Entstehung beigemessen wurde, besitzen wir ein klassisches Zeugniß in den Aufzeichnungen, die Goethe, auf seiner dritten Reise in die Schweiz begriffen, bei dem Aufenthalte in seiner Vaterstadt vom 3. bis 25. August 1797¹⁾ niederschrieb. Am 8. August berichtet er: „Ich habe mich in diesen wenigen Tagen schon viel umgesehen, bin die Stadt umfahren und umgangen; aussen und innen entsteht ein Gebäude nach dem andern, und der bessere und grössere Geschmack lässt sich bemerken, obgleich auch hier mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich im Schweitzerschen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthält, besonders hat mir die Art der Fenster sehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schlossbaucommission schicken.“ In den Aufzeichnungen vom 18. August, welche sich hauptsächlich mit den gleichzeitigen und früheren Bauten der Stadt beschäftigen, kommt Goethe nochmals auf das Haus zurück: „Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweitzersche Haus auf der Zeile, das in einem ächten, soliden und grossen Italiänischen Style gebaut ist, und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieser Art sind gebaut worden,²⁾ so hatten doch die Baumeister nicht Talent genug, mit dem ersten zu wetteifern, sondern sie verfielen, indem sie nur nicht eben dasselbe machen wollten, auf falsche Wege, und wenn es so fortgeht, so ist der Geschmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundsätzen aufgestellt worden, schon wieder im Sinken.“ Die unverkennbar italienische Stilfassung des Bauwerkes, welche, gänzlich unabhängig von der einheimischen Entwicklung, plötzlich in den Kreis der Frankfurter Baudenkmäler tritt, hat zum wenigsten allein ihren Grund in einer etwaigen entsprechenden künst-

¹⁾ Vgl. hierzu: Geiger, Goethe in Frankfurt a. M. 1797 (Frankfurt a. M. 1899).

²⁾ Vgl. hierzu die folgende Beschreibung des Hauses zum Grossen Korb.

lerischen Anschauung des Architekten, sondern sie ist wohl zweifellos von dem Bauherrn selbst beabsichtigt worden, der das Verlangen trug, sich in seiner zweiten Heimath von der Bauweise seines Vaterlandes umgeben zu sehen, und diesem Wunsche konnte der alternde Pigage (wenn wir ihn denn nach Hüsgens Ueberlieferung als Planleger annehmen), der wie oben erwähnt in seinen späteren Jahren sich einer strengeren, klassischeren Formgebung zugewandt hatte, ohne Schwierigkeit und ohne ein Aufgeben seiner künstlerischen Eigenheit entgegenkommen. Von der damals auf französischem Boden schon mehr und mehr um sich greifenden Neigung zum blossen, kühl überlegten Wiederholen antiker Formen ist an dem Schweitzerschen Palaste nichts bemerkbar; ebensowenig hat sich der Architekt darauf beschränkt, seine italienischen Vorbilder streng zu wiederholen, sondern er lässt seine eigene, ihm geläufige Ausdrucksweise, den Stil Ludwigs XVI., mehrfach darin anklingen.¹⁾

Aber nicht blos in den äusseren Gliederungen, sondern auch in der Anordnung des Grundrisses ist der Charakter der italienischen Palast-Architektur vertreten. Meisterhaft ist die Ausnutzung des schwierigen, länglich schrägen Bauplatzes und die straffe architektonische Verbindung der dreischiffigen Einfahrt, des Treppenhauses und des geräumigen Binnenhofes längs einer senkrecht zur Strassenflucht gerichteten Achse (Fig. 138, 139, 141). Zum ersten Male erhält hier ein bürgerlicher Bau Frankfurts eine monumental und einheitlich durchgeführte Hofanlage, die keinerlei Verwandtschaft aufwies mit den traditionellen, auf den malerischen Eindruck gestimmten Höfen und Höfchen. Es muss hier hervorgehoben werden, dass diese Motive des Grundrisses schon bei den oben erwähnten, auf das anfängliche, kleinere Grundstück sich beschränkenden Plänen der beiden Kaysser vorkommen; nur ist auf den letzteren das Haupt-Treppenhaus genau in der Hauptachse und dicht hinter der Einfahrt angeordnet, der Binnenhof quadratisch mit einer ebenfalls in diese gemeinsame Achse gelegten Durchfahrt, die in einen länglich rechteckigen, mit der Strasse gleichlaufenden, hinteren Stallungshof führt. Auch an der Gestaltung dieses Planes erscheinen die persönlichen Wünsche des italienischen Bauherrn von entscheidendem Einfluss.

Die nach Süden gerichtete Strassenfront des Schweitzerschen Palastes erhält ein strenges, einheitliches Gepräge dadurch, dass dem Rahmenwerke

¹⁾ Zur Stilkritik des Russischen Hofes sei hier noch bemerkt, dass in dem Werke „Frankfurt a. M. und seine Bauten“ (S. 79) die Ansicht ausgesprochen wird: „Während in den bisherigen Frankfurter Bauten noch der Barockstil dominirt hatte, wendete Pigage hier zum ersten Male den Empirestil an“; ähnlich äussert sich Holthof (a. a. O. S. 352), das Gebäude sei „im sogenannten Empirestil gehalten, d. h. antikisirend, doch mit entschiedener Hinneigung zu italienischen Renaissanceformen . . .“. Gegen diese Ansicht muss hier hervorgehoben werden, dass das Gebäude gerade von einer allgemeinen Fassung im Empirestile oder von einzelnen Bestandtheilen in diesem Stile gänzlich freigesprochen werden muss.

der innerhalb der Geschosse gleich behandelten Fenster dasselbe Motiv, nämlich rechteckig umlaufende architravähnlich gegliederte Umrahmung, darunter eine besondere Brüstung und oben in geringem Abstände vom Sturze ein wagrechtes Verdachungsgesims, zu Grunde liegt; am Erdgeschosse findet es sich in der einfachsten Fassung, ohne ornamentalen Schmuck, nur die schmalen Brüstungskonsolen zeigen zwei Schlitz mit darüber gesetzten Punkten. Im ersten Obergeschosse dagegen besteht die Fensterbrüstung aus einer auf dem kräftigen Gurtgesimse flach vorspringenden Balustrade; zwischen dem Sturze und der von zwei schlanken seitlichen Konsolen getragenen Verdachung läuft ein in der italienischen Renaissance häufig an dieser Stelle angewandtes Ornament, zwei aus einem mittleren Kelche symmetrisch nach beiden Seiten sich windende Akanthusranken; über der Verdachung sitzt dann noch eine durch eine kleine, flache Vorlage in die Höhe gehobene Füllung mit einem unter einer Rosette herabhängenden, dreitheiligen Blattgewinde. Nur an dem mittleren Fenster ist an deren Stelle ein Dreieckgiebel angebracht, auf welchem zwei Putten mit den Sinnbildern des Handels sitzen; das Giebelfeld wird durch ein Flachbild Merkurs und Akanthusranken ausgefüllt. Am zweiten Obergeschosse springt die Brüstung übereinstimmend mit dem flacheren, mit einem Wasserwogenband geschmückten Gurtgesimse, nur sehr wenig vor; ihr etwas reicher als am ersten Obergeschosse profiliertes Deckgesims wird von zwei bis auf einen niedrigen Sockel reichenden Konsolen getragen; die dazwischen liegende Füllung besitzt ein Flechtband, dessen länglich runde, senkrecht gestellte Glieder mittels kleiner Kreise verknüpft sind; unter der Verdachung läuft ein einfacher, in der Mitte gebundener Blätterstab, über derselben erhebt sich wiederum eine rechteckige Füllung mit einer Muschel und zwei darüber gelegten Füllhörnern. Auch hier ist das mittlere Fenster besonders hervorgehoben und zwar durch zwei die Verdachung tragende Konsolen, die auf einer flachen Vorlage sitzen, um welche auch die Brüstung verkröpft ist. Das dreitheilige, etwa nach Art der römischen Ordnung des Vincenzo Scamozzi gezeichnete Hauptgesims, dessen Fries mit einem Bande von abwechselnd nach oben und unten gerichteten Akanthus-Kelchbildungen verziert ist,¹⁾ wird in seinem oberen Theile durch doppelt abgetheilte, glatte Konsolen bereichert und ist von einer niedrigen, ganz glatten Attika, die nach oben von einem sogenannten Pfeifenfrieze abgeschlossen wird, überragt.

Zu den stattlichen Fensterreihen gesellt sich der von vier toskanischen Säulen getragene Balkon, dessen Gesimse denjenigen der Fensterbrüstungen und des unteren Gurtgesimses entsprechen, nur dass in das letztere noch glatte, niedrige Konsolen eingefügt sind. Das Thor ist mit einem Korbbogen überdeckt, dessen mit einer Löwenmaske und einem

¹⁾ Auf den oben erwähnten Entwürfen ist dieser Schmuck noch nicht gezeichnet und der Fries glatt.

Gewinde verzierter Schlussstein zugleich als Tragstein für den Balkon dient und deshalb sehr weit vorspringt. Das Erdgeschoss ist massiv gequadert, in den Obergeschossen Putzflächen, die wohl erst später mit Blendfugen versehen wurden; alle Architekturtheile waren aus weissgrauem Sandstein.

In einer der Strassenfront entsprechenden Ausbildung, jedoch vereinfacht und schmucklos, erscheinen die beiden, nach Norden in einem flachen Bogen verbundenen Längsseiten des Hofes (Fig. 141). Sehr geschickt und unauffällig sind die Fenster der niedrigeren Zwischengeschosse mit den grossen Fenstern durch flache Rücklagen zusammengezogen, wodurch, trotz des durchschneidenden Gurtgesimses, eine vornehm wirkende, senkrechte Gliederung erreicht ist. Ueber diesen Hofflügel erhebt sich ein Mansardendach mit einfachen, giebelgedeckten Fenstern; auch hier war das Erdgeschoss massiv gequadert.

Von der nach Norden gegen den Hof gerichteten Rückseite des Vorderhauses ist leider keinerlei Aufnahme vor dem Abbruche angefertigt worden. Aus unseren beiden Grundrissen und dem Schnitte lässt sich dieselbe jedoch glücklicher Weise noch im wesentlichen folgendermassen rekonstruieren: sie war drei Achsen breit; im Erdgeschosse lag in der Mittelachse eine flache, von glatten, weit vorspringenden Mauerpfeilern flankierte Nische, die von einer, durch einfache Konsolen getragenen Giebelverdachung bekrönt wurde, zu ihren Seiten je eine, genau wie das Thor an der Strassenseite, mit einem Korbbogen überdeckte Oeffnung, deren eine in der Einfahrt lag, während die andere in das Treppenhaus vom Hofe aus führte. In der Nische stand wahrscheinlich der bei Gwinner (S. 530) erwähnte, lebensgrosse Silen mit dem jungen Bacchus im Arme; er war im Jahre 1745 von W. Rottermond in Metall gegossen worden. Das Gurt- und das Hauptgesims der anderen Hofseiten lief in gleicher Höhe auch an dieser Seite. Im ersten Obergeschosse waren die beiden Fenster in den seitlichen Achsen mit Rundbogen überdeckt, welche auf vorspringenden toskanischen Pfeilern sass; in der Mittelachse befand sich eine ebenso umrahmte, sehr flache Blendnische. Das zweite Obergeschoss war, im Gegensatze zu den auf gleicher Höhe liegenden Mansarden der Seitenflügel, senkrecht in derselben Stockwerkshöhe wie an der Strassenseite ausgebaut, nach oben von einem zweiten Hauptgesims abgeschlossen. Seine Fenster hatten geraden Sturz und glatt herumlaufende Umrahmung.

Der dreischiffige, vordere Theil der Einfahrt mit seiner toskanischen Säulenstellung und dem reichen Triglyphen-Gebälk wurde von einer Kassettendecke überdeckt. Der hintere Theil der Einfahrt besass keine Nebenschiffe, sondern führte auf der östlichen Seite unmittelbar durch drei mit Rundbogen überdeckte Zugänge in das Treppenhaus; seine Decke, unter der ein reiches Wandgesims und ein triglyphenartiger Fries lief, war glatt. Die breite, steinerne, einarmige Haupttreppe (Fig. 142) mit einem Geländer aus Bronzestäben führte nur bis zum ersten Obergeschosse

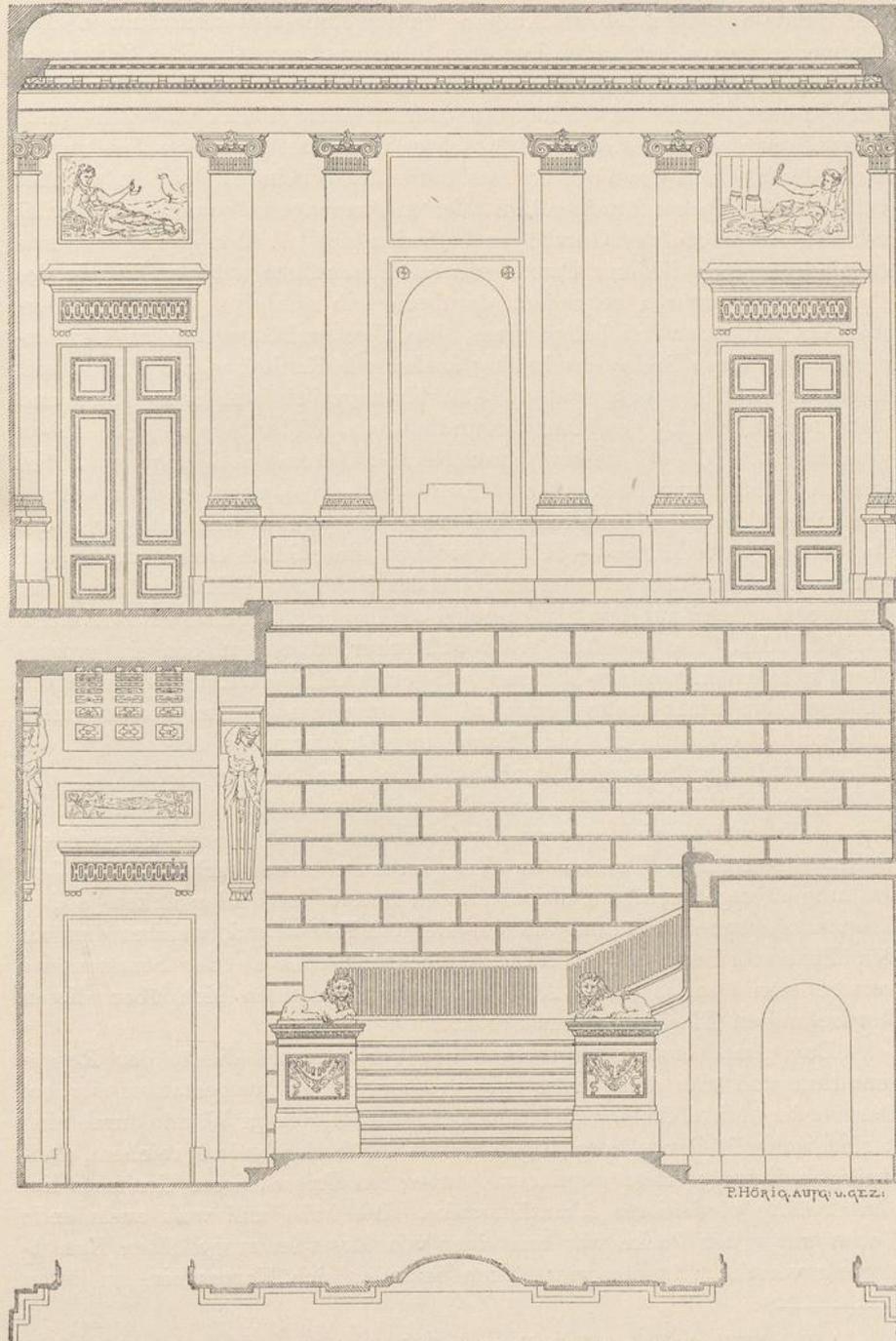


Fig. 142. Russischer Hof; Schnitt durch das Treppenhaus.
 $\frac{1}{15}$ natürlicher Grösse.

und diente hauptsächlich als Ausgang zu den Repräsentationsräumen. Der Treppenlauf wurde von drei Podesten unterbrochen; zu beiden Seiten des Antrittes erhoben sich auf hohen, mit einem Blumengewinde und reichem Deckgesimse verzierten Sockeln aus karrarischem Marmor zwei liegende Löwen aus gleichem Materiale; das obere Ende der Treppe schloss an ein längs der Hofseite des Vorderhauses laufendes Verbindungspodest, welches von einem korbogenförmigen kassettierten Tonnengewölbe getragen wurde; vor den Kämpfern der Gurtbögen befanden sich als Träger der letzteren ziemlich streng stilisierte Faunshermen. Sämtliche unteren Wände des Treppenhauses waren gequadert, darüber erhob sich eine jonische Pfeilerstellung, mit einer frei behandelten, durch einen Blätterstab im Karniesprofile verzierten Basis; das kräftig ausladende Kapital war am Halse mit einem Pfeifenfrieze ausgestattet. Das Kranzgesims war ohne Fries und sehr zierlich mit kleinen Konsolen und mit einem Eierstabe und Perlstäben geschmückt. Ueber diesem Kranzgesimse leitete eine hohe und tief gekehrte Voute zur Deckenfläche über, welche das oben schon erwähnte Freskogemälde des Januarius Zick trug. Es stellte eine Allegorie des Handels dar: die Mitte des Bildes wird von einer Säule eingenommen, auf welcher ein Medaillon mit den Initialen des Bauherrn F M S befestigt ist; darunter liest man auf dem Säulensockel die Inschrift ARTE FORTUNA ET INDUSTRIA. Vor der Säule schwebt Merkur, über derselben ein grosses Gewölk, auf dem mehrere Figuren gelagert sind, die auf der vorliegenden Photographie nicht mehr genau zu erkennen sind.¹⁾ Im Vordergrund links sind Werkleute mit dem Baue einer Quadermauer beschäftigt, dahinter wird ein Segelschiff sichtbar. Auf der rechten Seite (auf der Photographie durch einen Lichtreflex sehr undeutlich) sind Kaufleute dargestellt, welche sich gegenseitig Briefe und Dokumente überreichen. Ueber sämtlichen Thüren im Treppenhause waren schwebende Verdachungen angebracht, an deren unteren Rande auf beiden Ecken je drei Tropfen sass; die Füllung bildete hier ein Flechtband, welches dem an den Fensterbrüstungen des zweiten Obergeschosses an der Strassenseite verwendeten ähnlich war. Als Supraporten befanden sich über diesen Verdachungen Flachbilder aus Stuck.

Das ganze erste Obergeschoss des Vorderhauses diente der Repräsentation und war demgemäss mit grosser Pracht ausgestattet worden. Das vordere Mittelzimmer bildete einen Festsaal, dessen Wände durch eine korinthische Pfeilerstellung (Fig. 143) mit darüberlaufendem, reichem, dreitheiligen Hauptgesimse gegliedert waren; im Frieze dieses Gesimses lief eine kräftig modellierte Akanthusranke. Die hohe und weit ausladende Voute unter der Decke war mit einer von Rosetten ausgefüllten Kassettierung versehen; in den vier Ecken befanden sich Kartuschen, zu deren

¹⁾ Das Bild scheint zur Zeit dieser Aufnahme, welche nicht datiert ist, schon stark im Verfall gewesen zu sein.

Seiten Adler sassen. An der Fensterwand und der ihr gegenüber liegenden Wand waren zu beiden Seiten der Mittelachse paarweis gestellte Pfeiler angeordnet, in den Ecken des Saales rechtwinklig gegen einander gestellte Halbpfeiler. Ueber den reich profilierten Thürumrahmungen sassen Verdachungsgesimse, die seitlich von je einer Konsole getragen wurden, und darüber waren als Supraporten Flachbilder aus Stuck eingelassen. Diese stellten dar: Apollo lehrt den Faunen das Flötenspiel (auf Fig. 143 links); Hephaistos überrascht Aphrodite und Ares und zeigt sie dem Poseidon und anderen Göttern (rechts); der Raub der Europa; das Urtheil des

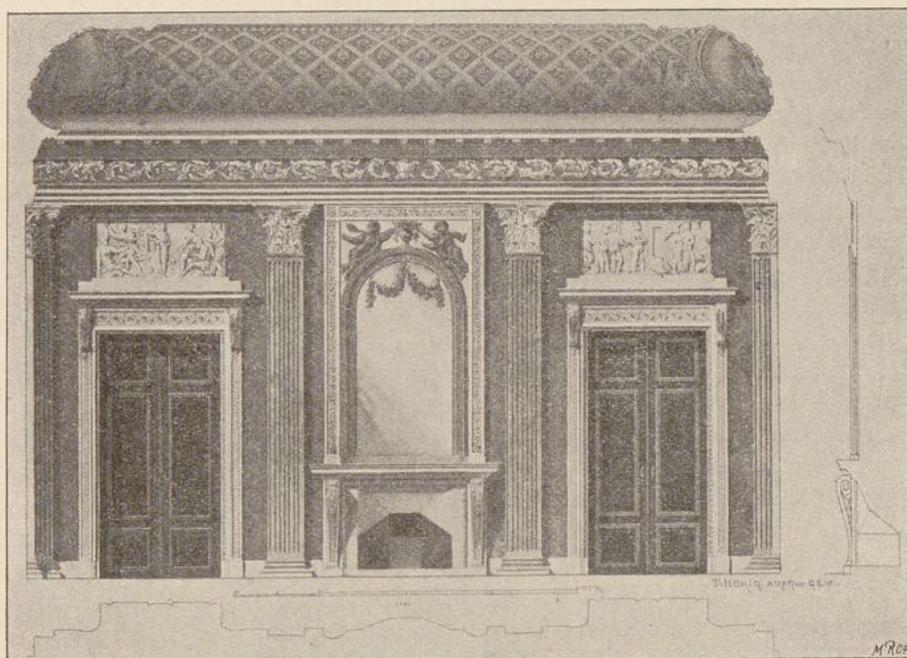


Fig. 143. Russischer Hof; Seitenwand des Saales im I. Obergeschosse.

$\frac{1}{80}$ natürlicher Grösse.

Paris; Zeus sendet durch Poseidon und Athene den Griechen das Pferd und den Oelbaum. Die farbige Behandlung dieses Saales ist in einer Aufnahme von Horig noch erhalten. Die Wandflächen zeigten grünen, die Schäfte der Pfeiler gelben und die Kapitäle und das Gesims weissen Stuckmarmor, der an einigen Stellen poliert war; der Hintergrund der Kassetten war blaugrau getönt, derjenige des Frieses orangebraun. Die Thürfüllungen waren mit Nussbaumholz furniert, die sie einfassenden Zierleisten aus Lindenholz geschnitzt und hell vergoldet. Starke Vergoldung trug auch der Spiegelrahmen mit den beiden Putten und Blumen-

gewinden über dem Marmorkamin. Von dem Deckenbilde dieses Saales ist keine Abbildung mehr erhalten.

Auch das nach dem Hofe zu liegende Vorzimmer, dessen östliche Längswand auf Fig. 141 sichtbar ist, hatte reichen bildnerischen und farbigen Schmuck erhalten. Unter der Decke lief ein mit Blattstäben und flachen Konsolen, zwischen denen wiederum ein Pfeifenfries auftritt, versehenes Gesims aus weissem Stuck; die silbergrau abgetönten Wände wurden zwischen den Thüren und den beiden Nischen in den Längswänden durch dunkelrothe Wandfelder abgetheilt, deren innere Umrahmung an den Ecken von Rosetten unterbrochen war und vor denen auf hohen, mit Löwenmasken verzierten Konsolen Büsten römischer Kaiser aus weissem karrarischem Marmor aufgestellt waren.¹⁾ In der Mitte jeder Längsseite war eine flache, gebogene Nische angebracht, deren halbkreisförmiger oberer Theil von einer grossen Muschelverzierung ausgefüllt wurde; im Scheitel sass darüber eine Maske, an der Blumengewinde befestigt waren, welche seitlich in den Zwickelfeldern herabhangen. Die Verdachung dieser Nische bildete ein wagerechtes, auf beiden Seiten von Konsolen getragenes Gesims; an den Thüren fehlten diese Konsolen, der Fries zwischen Sturz und Verdachung enthielt ein Gewinde von Eichenlaub und Eicheln. Ueber den Nischen und Thüren der Längsseiten befanden sich rechteckige Felder, in denen Stuck-Flachbilder, spielende Kindergruppen darstellend, eingelassen waren. An den beiden Schmalseiten dieses Vorzimmers wiederholten sich die Wandfelder mit Büsten zu beiden Seiten der Thüre; letztere hatte die gleiche Umrahmung und Verdachung wie an der Längswand, jedoch sass dieselbe in einer bis zu dem Wandgesimse reichenden, halbrund überdeckten Rücklage, deren Zwickel dicht mit einer dreizipfeligen Akanthusverzierung ausgefüllt wurden. Ueber dem Verdachungsgesimse erhob sich ein niedriger Sockel, auf welchem ein Dreifuss mit brennender Flamme stand, der von zwei sitzenden Putten bekränzt wurde; diese Flachbild-darstellung in weissem Stuck füllte das obere Halbrund der Rücklage aus. Auf einer Photographie dieses Raumes ist zu erkennen, dass er ein länglich rundes Deckenbild besass, dessen Einzelheiten nach dieser Abbildung jedoch nicht mehr festzustellen sind. Von den übrigen Räumen des Vorderhauses sind bedauerlicher Weise keine Aufnahmen vorhanden ausser den

¹⁾ Holthof (Die kleine Chronik, S. 3) berichtet über den glänzenden Schmuck an Bildwerken, welchen der kunstsinnige Erbauer dem fertiggestellten Hause zu Theil werden liess: „marmorne Statuen fanden Aufstellung, wo der Platz es erforderte, und zierliche Reliefs und kostbare Bronzen schmückten die Wände.“ (* Hierzu Anm.: Zwei Paar aus dem ursprünglichen Bau herrührende sog. Appliquen gingen kürzlich in den Besitz der Frau von Rothschild in Paris für 30,000 Francs über.) Von den Marmorwerken blieb manches im Hause, so die Sammlung römischer Imperatorenköpfe; manches auch wurde nach dem Tode Schweitzers zerstreut; das werthvollste Stück erwarb Lord Dudley, die jetzt nach ihm benannte Venusstatue, die man lange für eine Copie hielt, bis es sich herausstellte, dass sie das Originalwerk, das dafür ausgegebene Duplicat in Italien dagegen eine Nachbildung sei.“

beiden Zimmern des zweiten Obergeschosses, welche in dem abgebildeten Schnitte (Fig. 141) sichtbar sind. Ein grösserer fünffenstriger Saal lag noch im Erdgeschosse des östlichen Hofflügels; dem Grundrisse nach waren die Fensterwand und die Längswand mit gepaarten Pfeilern eingetheilt, während an den beiden Schmalseiten einfache Pfeiler standen. In diesem Saale versammelte sich während der dreissiger und vierziger Jahre des XIX. Jahrhunderts die musikliebende Bürgerschaft zu Konzerten und Aufführungen; im Jahre 1880 erhielt derselbe eine neue künstlerische Ausschmückung.

Nach Schweitzers Tode im Jahre 1812 blieb das Haus nur 15 Jahre lang im Besitze seiner Erben. Am 13. März 1827 kaufte es nach vorangegangener öffentlicher Versteigerung der Bürger und Metzgermeister Johannes Stier für seinen Schwiegersohn Johann Friedrich Adalbert Sarg um den Betrag von 79,525 Gulden; zwei bedeutende Frankfurter Bankhäuser, Rothschild und Bethmann, sollen um jene Zeit wegen Ankauf des Hauses Verhandlungen mit den Schweitzerschen Erben angeknüpft haben, die aber zu keinem Ergebniss führten. Am 15. März wurde zwischen dem Käufer und der Schweitzerschen Erbmasse ein Hypothekenvertrag über 66,000 Gulden abgeschlossen, da Stier nur 13,525 Gulden im 24 Gulden-Fusse in baar von der obigen Kaufsumme erlegt hatte. Schon am 8. März 1827 hatte Stier bei dem Senate um Erlaubniss gebeten, dem Hause, für welches Schweitzer am 29. Januar 1788 sich die dem alten Viehhofe zustehende Schildwirths-Gerechtigkeit hatte neu bestätigen lassen, den Namen „Hôtel de Russie“ beilegen zu dürfen, worauf nach Senatsbeschluss vom 13. März die Bezeichnung „Russischer Hof“ gestattet wurde. Sarg übernahm nun das Haus miethweise und betrieb darin eine Gastwirthschaft und als Nebengeschäft einen Weinhandel; die erstere nahm bald einen solchen Aufschwung, dass schon im Jahre 1834 das westlich an den Russischen Hof anstossende, zu dem Nachlasse des Bürgers und Hauptcollecteurs Johann Christoph Aumann gehörende Haus Lit. D Nr. 21—24 zur Vergrösserung des Hôtel-Betriebes von Sarg hinzugekauft wurde; er erwarb es am 23. September dieses Jahres in öffentlicher Versteigerung gemeinsam mit seiner Ehefrau Margarethe, geb. Stier, zu dem Preise von 65,600 Gulden. Das neu gekaufte Haus konnte aber nur für den Betrieb in vortheilhafter Weise benutzt werden, wenn es mit dem Russischen Hof in unmittelbare, innere Verbindung gelangte. Am 11. Oktober 1834 reichten die beiden Ehegatten beim Bau-Amte ein Gesuch ein wegen „Vergünstigung zur Herstellung einer Communication“ durch die gemeinschaftliche Brandmauer hindurch, so dass jedes Stockwerk nur an einer einzigen Stelle und zwar vom Hausflure aus neben einer steinernen, im Russischen Hofe schon befindlichen Wendeltreppe durchbrochen werden sollte, da eine Vereinigung der Zimmer selbst nicht ausführbar war. In dieser Eingabe ist auch erwähnt, dass die Erweiterung des Russischen Hofes, „bei der ausserordentlichen jährlich zunehmenden Fremdenfrequenz . . . namentlich seit dem Ein-

gehen des Weidenhofes¹⁾ sehr nothwendig geworden sei, ferner dass der Russische Hof dereinst nach dem Ableben des Schwiegervaters Stier nach einem Familienvertrage alleiniges Eigenthum von Sarg und dessen Ehefrau werden solle. Nachdem ein Gutachten des Stadtbaumeisters Hess am 14. Oktober erfolgt war — nach welchem das Gesuch nur insofern vergünstigungsweise gestattet werden sollte, wenn die gebrochenen Oeffnungen, sobald die beiden Häuser wieder getrennt benutzt werden sollten, zugemauert würden — beschloss das Bau-Amt am 17. Oktober, Sarg an den Senat zu verweisen, welcher am 28. Oktober 1834 seine Genehmigung ertheilte. Nach einer Quittung der Grossherzoglich Hessischen Hauptstaatskasse vom 1. Juni 1839 über den empfangenen Betrag von 10,000 Gulden hatte Sarg ein 8040 Frankfurter Quadratfuss grosses Stück des zu dem Darmstädter Hofe gehörenden Gartens angekauft und damit das Grundstück des Russischen Hofes vergrössert. Dagegen soll später Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen die Absicht gehabt haben, den Russischen Hof für sich anzukaufen, wovon er jedoch, als Frankfurt im Jahre 1866 in den Besitz Preussens überging, wieder Abstand nahm. Die Führung des Wirthschaftsbetriebes hatte Sarg von 1827 bis 1852; dann gelangte dieselbe an P. C. Ried, welcher sie bis zum Jahre 1862 inne hatte; von 1863 bis 1888 lag sie in den Händen der Gebrüder Theodor und Fritz Drexel, der letzten Besitzer des Hauses.

Während der ganzen Zeit seines Bestehens hatte der berühmte Gasthof, wie ehemals das benachbarte Rothe Haus, sich einer fürstlichen Kundschaft zu erfreuen. Kaiser Wilhelm hat wiederholt hier sein Absteigequartier genommen: zuerst als Prinz von Preussen und Oberkommandant der badischen Okkupations-Armee hatte er während des Jahres 1849 sein Hauptquartier im sogenannten Freskosaale im zweiten Obergeschosse des Haupthauses aufgeschlagen.²⁾ Während der sechziger Jahre verweilte der Monarch als König von Preussen mehrfach im Russischen Hofe, so als er im Sommer 1864 von Frankfurt aus der in Bad Schwalbach weilenden Kaiserin Eugenie einen Besuch abstattete, deren Sohn, Prinz „Lulu“ von Frankreich im Jahre 1879, auf seiner verhängnissvollen Reise nach dem Kaplande begriffen, ebenfalls hier abgestiegen war. Auch während des Bundestages spielte der Gasthof in dem politischen und diplomatischen Leben und Treiben eine Rolle. Die preussischen Gesandten von Sydow und von Savigny nahmen hier, so lange sie eine eigene Wohnung noch nicht bezogen hatten, Quartier. Während des Fürstentages im Jahre 1863 beherbergte das Haus eine ganze Reihe von Fürstlichkeiten mit ihrem Hofstaate, darunter den blinden König Georg von Hannover. Die Küche des

¹⁾ In diesem betrieb einst Friedrich Georg Goethe, des Dichters Grossvater, die Gastwirthschaft; vgl. Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift (Frankfurt a. M. 1899) S. 231.

²⁾ Diese und die folgenden Angaben sind, zum Theil wörtlich, entnommen aus Holthof a. a. O. S. 354, 355.

Russischen Hofes lieferte damals auch die Speisen für das grosse Bankett im Römer; an der 5 Uhr-Tafel traf sich ein grösserer Kreis von Diplomaten und höheren Offizieren.¹⁾

Auch Otto von Bismarck hat sich stets lebhaft für den berühmten Gasthof interessiert; so hat er mehrmals, während er preussischer Gesandter am Bundestage war, seiner Regierung den Ankauf des Hauses als Gesandtschafts-Hôtel anempfohlen. Auch den Abschluss des Friedens im Jahre 1871 wollte Bismarck im Russischen Hofe stattfinden lassen. Er hatte Jules Favre hierher eingeladen und dieser liess in Folge dessen das erste Obergeschoss im früheren Aumannschen Hause für sich belegen, das er während der Verhandlungen auch bewohnte. Wegen einer zufälligen Veränderung des Strassenpflasters vor dem Russischen Hofe zur Zeit der Friedensunterhandlungen brachten jedoch die betreffenden preussischen Beamten den Auftrag des Reichskanzlers gegen dessen Absicht nicht zur Ausführung und so fand der Friedensschluss am 10. Mai 1871 in dem Gasthose zum Schwan statt.

Hätte dieser bedeutsame Vorgang sich im Russischen Hofe ereignet, so würde das Baudenkmal wahrscheinlich kraft einer solchen vaterländischen und weltgeschichtlichen Erinnerung vor einem frühen Abbruche bewahrt geblieben sein.

GROSSER KORB.

Archivalische Quellen: Hausurkunden, Bausachen und Protokolle des Bau-Amtes im Stadtarchiv I; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Risse bei den Akten des Bau-Amtes.

Litteratur: Lersners Chronik; Battonns Oertliche Beschreibung Bd. V; Gwinner, Kunst und Künstler S. 307; Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 91; Sommer, Die bauliche Entwicklung der Stadt Frankfurt a. M. S. 25.

Das schon 1342 erwähnte Haus zum Korb (Lit. K Nr. 159, Grosser Kornmarkt 12) war bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts ein vornehmes Patrizierhaus; unter den Besitzern finden wir von 1409 ab die stolzen Namen der Holzhausen, Ergersheim, Glauburg, Weiss, zum Jungen, Humbracht. Wenn 1438 das Haus zum Alten Korb genannt wird, so ist daraus wohl zu entnehmen, dass der nördlich anstossende Theil des Grundstückes bereits davon abgetrennt und mit dem Haus zum Kleinen Korb (Lit. K Nr. 160, Grosser Kornmarkt 14) bebaut war, welches an dem Eck des

¹⁾ Der Journalist Ganesco nennt einmal in seiner in Frankfurt erschienenen Zeitung „Europe“ das Haus ein „Hôtel des aristocrates de tous les pays“; vgl. hierzu: Holthof, Die kleine Chronik vom 29. April 1888, Nr. 44 S. 1.

grossen Kornmarktes mit dem Schornstein-Gässchen lag.¹⁾ Vielleicht ist der Namen auch zur Unterscheidung von dem Hause zum Korb in der Fahrgasse angenommen worden, welches man im XVI. Jahrhundert ebenfalls zum Alten Korb nannte.

Im Jahre 1446 soll nach Lersner Ort zum Jungen das Haus neu erbaut haben; nach dem Rechenmeisterbuche von 1454 baute Ort damals noch an dem Hause. 1539, während des Schmalkaldener Bundestages, wohnten hier zwei Herzoge von Braunschweig-Lüneburg. 1721 wurde das Haus von Holzhausenscher Fideikommiss; bei den Akten des Bau-Amtes ist ein durch den Maurermeister Springer am 20. Juni 1749 eingereichter Riss vorhanden, nach welchem „Herr von Holzhausen auff dem grossen Kornmarkt auß einer Thür ein Fenster machen will“. Es ist nur ein massives Erdgeschoss mit einfachen Fenstern und einer Spitzbogen-Thüre schematisch dargestellt; wahrscheinlich waren die Obergeschosse von Fachwerk, worauf auch eine Notiz bei Battonn hinweist. Das Nachbarhaus, der Kleine Korb, war nach dem Vermerke auf der Rückseite eines dem Bau-Amte am 2. Juni 1755 eingereichten Risses im Besitze des Schuhmachers Kächler; nach dieser Zeichnung hatte das Haus ein massives Erdgeschoss und zwei Obergeschosse aus Fachwerk, an deren oberem damals die Brüstung verändert werden sollte. 1783 wurde der Grosse Korb an die Buchhändler Gebrüder Brönner für 16500 Gulden im 24 Guldenfuss verkauft. Die Brüder Brönner erhielten schon 1786 Baubescheid zu einem Neubau und liessen das Material dazu anfahren; in einem Protokolle des Bau-Amtes vom 30. Januar 1786 wird das bevorstehende Frühjahr als Anfang des Baues bezeichnet. Bei den Akten des Bau-Amtes befindet sich ein am 24. Februar 1786 übergebener, die Grenzen der Grundstücke des Grossen und des Kleinen Korbes verdeutlichender Riss, leider ohne bauliche Einzelheiten, laut Unterschrift gezeichnet von dem Zimmermeister J. D. Heimpel, mit dem Vermerke: „Das vorhabende Herausrücken der Façade des neu zu errichtenden Broennerischen Baues auf dem Grossen Korn-Markt betreff.“ Näheres über das Aussehen dieses Neubaues konnte nicht ermittelt werden. Die Akten des Bau-Amtes enthalten noch eine von den beiden Maurer-Geschworenen Strobel und Bell am 10. Juli 1786 eingereichte, zwei Ansichten einer kahlen Grenzmauer darstellende Zeichnung mit dem Vermerke: „Den Befund der Mauer zwischen dem Fay- und Broennerisch. Hof u. Garten auf dem Barfüsser-Gässgen betreff.“, die indessen für die Untersuchung des Aussehens des erwähnten Neubaues keinen Beitrag liefert. Ein Protokoll des Bau-Amtes vom 3. März 1786 handelt ebenfalls von dem Herausrücken der Façade; ein solches vom 10. März betrifft den sogenannten „Wasserwinkel“ zwischen

¹⁾ Letzteres wird auch Ilbenstädter Gässchen genannt nach dem darin liegenden, östlich an den Kleinen Korb anstossenden, früheren Ilbenstädter Klosterhause (Lit. K Nr. 161).

dem Kleinen und dem Grossen Korb, welchen die Stadt als Allmend in Anspruch nahm und entsprechende Entschädigung verlangte. Kaum ein Jahrzehnt später, am 17. August 1795, verkaufte die Familie Brönner die drei Häuser Lit. K Nr. 159 (Grosser Korb), 160 (Kleiner Korb) und 154 für 36 000 Gulden im 24 Guldenfuss an den Banquier Johann Georg Sarasin.

Die Liegenschaft Lit. K Nr. 154 bestand aus zwei Häusern: Nr. 154a, zum Grossen Einhorn genannt, liegt heute noch am nordöstlichen Ende der Barfüsser-Gasse, Nr. 154b, zum Kleinen Einhorn; besteht heute nicht mehr, es lag zwischen dem ersteren und dem Hofe des Grossen Korb. Die Zahlung des Kaufbetrages erfolgte in Raten, deren letzte am 1. August 1798 beglichen wurde.

Sogleich nach dem Ankaufe beabsichtigte Sarasin an der Stelle des Grossen Korb einen Neubau zu errichten, wozu ihm am 2. Oktober 1795 vom Bau-Amte die Erlaubniss erteilt wurde. Der schon am 10. September 1795 beim Bau-Amte eingereichte Entwurf dieses Neubaus ist heute noch erhalten, leider fehlt auf ihm die Angabe seines Urhebers. Der Entwurf des Vorderhauses stimmt im Grundrisse und Aufrisse bis auf einige unwesentliche Einzelheiten mit dem heutigen Baue überein; die ebenfalls dargestellten Hofgebäude sind heute nicht mehr vorhanden. Ihre Anlage ist auf Fig. 144 nach dem obigen Entwurfe wiedergegeben; bis auf den an das Vorderhaus mit einer Wendeltreppe anschliessenden, drei Fenster breiten, etwas vorspringenden Theil

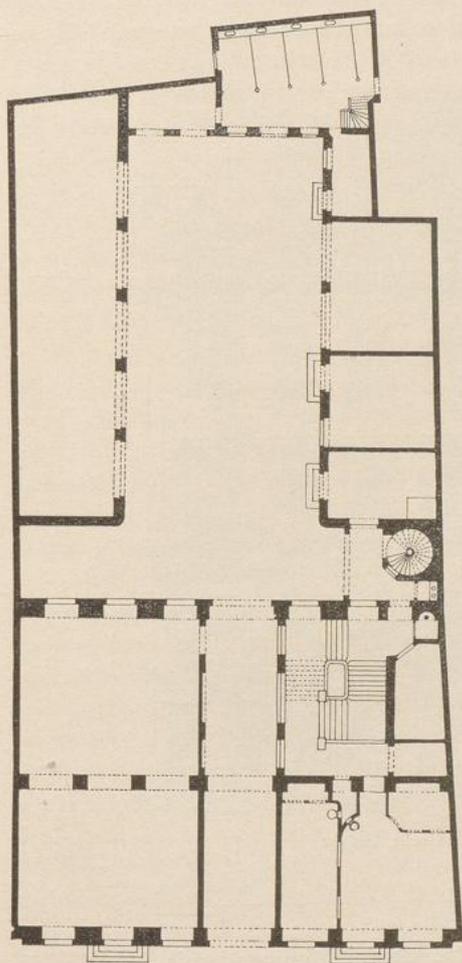


Fig. 144. Grosser Korb; Grundriss des Erdgeschosses.

$\frac{1}{100}$ natürlicher Grösse.

des rechts gelegenen, nach Norden gerichteten Hofflügels, welcher die gleiche Höhe und Ausbildung der Rückseite des Vorderhauses hatte, bestanden diese als Remisen und Stallungen dienenden Hofgebäude nur aus einem Erdgeschosse, welches in einfachen, von Korbbogen überdeckten Arkaden sich öffnete, und einem niedrigen Obergeschosse mit glatten,

quadratischen Fenstern; darüber lagen gegen die Grenzmauern gelehnte Pultdächer.

Die nach Westen gerichtete Strassenseite (Fig. 145) des Hauptgebäudes zeigt eine entschiedene, bisher noch nicht beachtete Beeinflussung durch den kurz vorher entstandenen Schweitzerschen Palast auf der Zeil. Das massiv mit rothem Sandstein verblendete, aus dem Erdgeschosse und dem darüber liegenden Zwischengeschosse zusammengezogene Sockel-

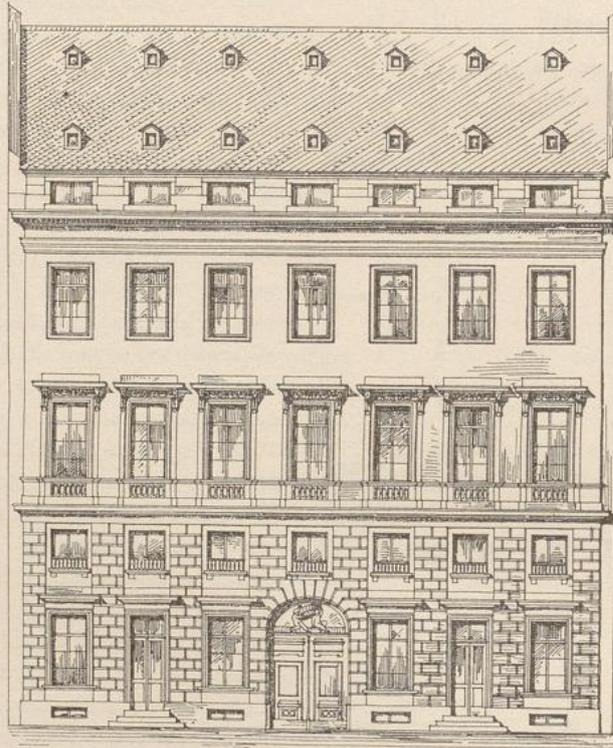
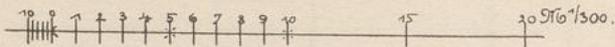


Fig. 145. Grosser Korb; Ansicht.



geschoss des Grossen Korbes ist nahezu übereinstimmend mit dem Sockelgeschosse der östlichen Hoffront jenes Palastes (vgl. hierzu oben Fig. 141): auch dort sind die mit wagrechten Verdachungen überdeckten Fenster des Erdgeschosses mit den einfachen Mezzanin-Fenstern durch eine glatte Rücklage verbunden; die dazwischen liegenden Mauerpfeiler sind gequadert. Ein ganz geringfügiger Unterschied zwischen den beiden Façaden besteht nur darin, dass am Grossen Korb unter der Bank der Mezzanin-Fenster noch zwei kleine, flache, glatte konsolenartige Steinstücke sitzen und dass der glatte Sockel dicht unter den Fensterbänken des Erd-

geschosses ein ganz wenig höher gehalten und dass hier die Form der Fenster etwas schlanker genommen ist. Durchaus übereinstimmend ist auch das von einem Korbbogen überdeckte, von der Quaderung umrahmte Eingangsthor, dessen ursprüngliche, einfache, zweiflügelige Eichenholztüre noch erhalten ist; auf seinem Oberflügel befindet sich die vortreffliche, stark erhaben geschnitzte Darstellung von zwei, einen Korb als Hauszeichen tragenden Putten. Auch in den aus rothem Sandstein bestehenden Architekturtheilen der Obergeschosse des Grossen Korbes ist eine Aehnlichkeit mit der Strassenseite (vgl. hierzu oben Fig. 140) des Russischen Hofes vorhanden: die Fenster des ersten Obergeschosses haben wie dort eine architravartige Umrahmung, welche von einem wagrechten, seitlich von je einer Konsole getragenen Verdachungsgesims überdeckt wird; die Form dieser Konsolen sowie das zwischen dem Sturze und der Verdachung hinlaufende charakteristische Renaissance-Ornament sind durchaus übereinstimmend und weisen geradezu auf die Annahme einer beabsichtigten Kopie hin. Hierzu kommt noch, dass auch die Fensterbrüstung die gleiche Ausbildung erhalten hat; als Füllung derselben sind am Grossen Korb indessen nicht die Baluster von den Fenstern des ersten Obergeschosses des Russischen Hofes verwandt, sondern das aus einer Aufreihung von länglich runden, durch kleine Kreise verknüpften Gliedern gebildete Flechtband, wie es an den Brüstungen am zweiten Obergeschosse jenes Baudenkmals vorkommt. Auch das über dem Sockelgeschosse hinlaufende Gurtgesims zeigt dieselbe Profilierung wie dasjenige an der Strassenseite des Russischen Hofes. Im Gegensatze zu der letzteren fehlt am Grossen Korb ein Gurtgesims zwischen dem ersten und zweiten Obergeschosse und die Fenster des zweiten Obergeschosses haben nur glatt herumlaufende, einfach profilierte Umrahmung ohne besondere Brüstung. Das Hauptgesims ist dreitheilig, ähnlich demjenigen des Russischen Hofes, jedoch im oberen Theile statt mit Konsolen mit einem Zahnschnitte versehen; der Fries ist glatt. Ueber dem Hauptgesims erhebt sich ein sehr niedriges, mit senkrechter Vorderwand ausgebautes Dachgeschoss mit einfachen Fenstern. Auf dem Entwurfe vom Jahre 1795 finden sich an Stelle der letzteren von Dreieckgiebeln überdeckte Mansardenfenster mit einer durchlaufenden, durchbrochenen Balustrade, die zwischen den Fenstern durch Sockel abgetheilt war. Es ist möglich, dass diese Anordnung auch anfänglich zur Ausführung kam und erst später in den heutigen Zustand verändert wurde.

Ursprünglich besass das Erdgeschoss, in welchem wir uns die Geschäftsräume des Bankhauses zu denken haben, an der Strassenseite zu beiden Seiten des Thores in der Mittelachse der Seitentheile eine Eingangstüre, zu der drei Stufen hinauf führten, wie auf Fig. 145 mit Hülfe des erwähnten Entwurfes dargestellt worden ist. Heute sind auf der rechten Seite die Pfeiler zwischen den Fenstern und der Thüre verschmälert und alle drei Oeffnungen mit Stichbögen überdeckt; auf der linken Seite ist die Thüre an die Stelle des früheren äusseren Fensters gerückt.

Abweichend von der Ausführung war auf dem Entwurfe vom Jahre 1795 über dem Thore kein Mezzanin-Fenster geplant, sondern der Korbogen reichte höher hinauf gegen das Gurtgesims; an den Fenstern des zweiten Obergeschosses springt auf zwei kleinen Konsolstücken die Bank mit einer dicken Platte vor, darunter ist eine zweitheilige, herabhängende Tuchdraperie als Verzierung gezeichnet. Bemerkenswerth ist, dass auf dem Entwurfe das Mittelfenster des ersten Obergeschosses durch einen als besondere Verdachung darauf gesetzten Dreieckgiebel sich auszeichnet, was auch am Russischen Hofe der Fall war.

Aus der dargelegten, engen architektonischen und zeitlichen Verwandtschaft zwischen dem Grossen Korb und dem Russischen Hof dürfte indessen noch kein annähernd sicherer Schluss auf den muthmaasslichen Planleger des ersteren möglich sein, da auch der geringste archivalische Anhalt hierzu mangelt.¹⁾

Die Durchfahrt von der Strasse nach dem Hofe ist durch einen auf vorspringenden Wandpfeilern ruhenden, dem Eingangsthore entsprechenden Korbogen, der ebenso wie die Wände der Durchfahrt mit einer Quadereinrichtung versehen ist, in zwei Theile abgetheilt; der Schlussstein des Korbogens trägt als Verzierung drei nach unten radial sich nähernde Riefelungen, über welche drei Punkte gesetzt sind. Die Wände des hinteren Theiles der Durchfahrt sind durch einen weit gespannten Blend-Korbogen gegliedert, der architravartig profiliert ist und auf einem einfachen Kämpfergesims aufliegt. Beide Theile der Durchfahrt haben flache Decken, die durch den gleichen, in der Deckenfläche liegenden Fries eingefasst werden. Der letztere wird gebildet durch eine Reihung von quadratischen Feldern, die abwechselnd ausgefüllt sind mit flachen, runden, dicht gesetzten Tropfen (wie an der Unterseite einer Geisonplatte) oder mit einem schräg gestellten Quadrat, dessen Mitte mit einer einfachen Rosette verziert ist, während in die vier, von dem grösseren Quadrate abgeschnittenen Dreiecke je ein Tropfen gesetzt ist. Die ebenfalls quadratischen Eckstücke zu diesen Friesen zeigen gleichmässig einen schräg gestellten, geflügelten Donnerkeil, aus dessen Mitte je zwei Blitzstrahlen nach oben und unten hervorschiessen.

Die innere Eintheilung des Gebäudes ist in stattlichen Abmessungen gehalten. Die einläufige, viertheilige, bequeme Treppe ist bis zum ersten Obergeschoss aus rothem Sandstein, von da bis zum Dachgeschoss aus Holz konstruiert. Besonders bemerkenswerth ist in dem unteren, massiven Theile der Treppe die freitragende, meisterhafte Konstruktion der Podeste

¹⁾ Nach einer kurzen Angabe in dem Werke „Frankfurt a. M. und seine Bauten“ (S. 92) soll das Haus ein Werk des mehrfach in Frankfurt thätigen Architekten Salins sein; jedoch auch hierzu fehlt jede Begründung. Wahrscheinlich stützt sich diese Annahme auf eine mündliche Ueberlieferung oder irgendwelche stilkritische Erwägung.

Die Thätigkeit Salins' wird in der folgenden Beschreibung des Erlangerschen Gartenhauses geschildert werden.

(Fig. 146), die in Frankfurt nur in diesem Beispiele vorkommt und anderswo auch nur selten angetroffen werden dürfte; die aus Haken- und Keilsteinen gebildeten Steinbalken und Treppenwangen stützen sich wie ein Gewölbesystem gegen einander ab. Einen sehr interessanten Steinschnitt haben die Krümlingsstücke, deren Unterseite mit flachen oder als Hängezapfen ausgebildeten Rosetten im Stile Ludwigs XVI. verziert sind. Die Wände des Treppenhauses haben wie diejenigen der Durchfahrt eine geputzte Quadereinteilung. Der Anfang der Treppe wird von zwei einfachen, niedrigen Steinpfeilern mit Sockel- und Deckgesims flankiert, auf denen aus Holz geschnitzte, niedrige Vasen im Stile Ludwigs XVI.

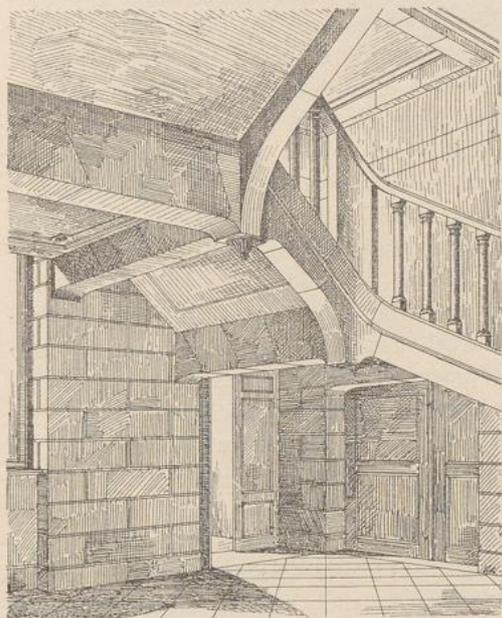


Fig. 146. Grosser Korb; Treppe.

aufgestellt sind. Der Knauf des Deckels dieser Vasen wird von Eichenblättern gebildet, an Stelle der beiden Henkel sitzen Löwenköpfe. Alle Treppenläufe haben die gleichen hölzernen Geländerstäbe in Form kleiner, schlanker toskanischer Säulchen.

Von dem ursprünglichen Ausbau der Wohnräume sind nur noch die Decken in den drei Vorderzimmern des ersten Obergeschosses erhalten, ferner ebendaher (jetzt im hiesigen Kunstgewerbe-Museum befindlich) zwei aus weichem Holze geschnitzte, vergoldete Spiegelkrönungen und eine ebenfalls geschnitzte Kaminumkleidung, sämtlich im Stile Ludwigs XVI. mit antikisierenden Motiven.

Hinter den vier auf der Strassen-
seite nach links gelegenen Fenstern erstreckt sich ein grosser Saal; in demselben ist, dem an seinem äusseren, rechten Ende gelegenen Fenster gemäss, durch einen, auf zwei (jetzt nicht mehr ursprünglichen) schlanken Holzpfeilern ruhenden Durchzug ein besonderer Theil abgetrennt, wodurch auch die Decke in zwei ungleiche Felder zerlegt wird. Zwischen Decke und Wand ist eine kräftig gebogene Voute eingeschaltet, die an den beiden Feldern den gleichen Fries trägt, nämlich die Nebeneinanderreihung der jedesmal aus derselben Form in Gipsstuck gegossenen Darstellung eines Putto, welcher einen Greifen aus einer emporgehaltenen Schale trinkt. Greif und Putto sind Halbfiguren, die unterhalb des Bauches in einen, nach unten gerichteten Akanthuskelch auslaufen, aus dem sich gleiche, symmetrische, an den Seiten aufsteigende Akanthusranken entwickeln. Nach

oben wird die Voute in der Deckenfläche von einem Flechtbande, das von Perlenstäben begleitet wird, eingefasst, nach unten von einem Eierstabgesimse; in der Mitte des grösseren Deckenfeldes befindet sich eine, aus vier konzentrischen Zonen bestehende, grössere Rosette mit Akanthuswerk. In dem nach Süden folgenden, zweifenstrigen Zimmer trägt die Decke wiederum eine hier kleinere Mittelrosette und einen sehr flach gehaltenen einfachen Fries im Sinne desjenigen der Decken in der Durchfahrt, nur dass hier das eine Element statt der Tropfenplatten ein zierliches Kelchgebilde aufweist, das andere Element dagegen gebogene Seiten mit abgestumpften Ecken und in den Zwickeln kleine, gleichlaufend gestellte Quadrate. Das auf dem äusseren, südlichen Ende der Strassenseite gelegene einfenstrige Zimmer besitzt denselben Deckenfries. In diesen Zimmern ist noch die alte, einfache Lambris-Vertäfelung vorhanden.

Die Hofseite des Gebäudes hat dieselbe Fenstereinteilung wie die Strassenseite, nur haben sämtliche Oeffnungen platte, glatt herumlaufende Sandsteingestelle; auch hier sind, wie an der Strassenseite, die Zwischenflächen geputzt, ausserdem aber auch noch diejenigen im Erdgeschoss.

Erwähnenswerth aus den späteren Schicksalen des Hauses ist noch, dass es von 1856 bis 1889 als Gerichtsgebäude diente, sodann aber wieder in bürgerlichen Besitz überging.

Im Jahre 1799 hatte Sarasin auch den am Grossen Kornmarkt nur drei Fensterachsen breiten Kleinen Korb neu aufgebaut und zwar in sehr einfachen Formen. Das mit Quaderung versehene Erdgeschoss und die drei, durch schmale Gurtgesimse getrennten Obergeschosse haben im Laufe der Zeit verschiedene Aenderungen durchgemacht und bieten baulich nichts Bemerkenswerthes, sodass von einer weiteren Beschreibung dieses Baues hier abgesehen werden kann. Hervorzuheben ist nur, dass der bei den Akten des Bau-Amtes noch erhaltene, am 28. Mai 1799 überreichte Riss mit dem Namen „P. C. Kaysser“ unterzeichnet ist, woraus vermuthet werden könnte, dass dieser Maurermeister auch am Grossen Korb für Sarasin gearbeitet hat.¹⁾

VON ERLANGERSCHES GARTENHAUS.

Archivalische Quellen: Protokolle des Bau-Amtes; Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Risse bei den Akten des Bau-Amtes im Besitze des Hochbau-Amtes.

Litteratur: Frankfurt a. M. und seine Bauten S. 91; Sommer, Die bauliche Entwicklung der Stadt Frankfurt a. M. S. 27.

¹⁾ Während der Drucklegung dieses Bogens wird bedauerlicher Weise auf Anordnung des derzeitigen Besitzers auch die linke Seite des Erdgeschosses an der Strasse verändert und zwar werden die alten Steinpfeiler verschmälert und Stichbogen angebracht, wie es auf der rechten Seite schon geschehen ist (vgl. S. 233 unten).

Das an der Ecke der Strasse Trutz Frankfurt und der Bockenheimer Anlage gelegene Gartengrundstück Gewann XI, Nr. 20—24 und 27—31 gehörte im Anfange des XIX. Jahrhunderts der Familie von Leonhardi. 1825—1833 war der Garten an den Gastwirth Rosenbach verpachtet, der ihn zu einem vielbesuchten Vergnügungsorte für die bessere bürgerliche Gesellschaft machte.¹⁾ 1835 ging der Garten in den Besitz des Bankiers Wilhelm Friedrich Jaeger über; ihm folgten als Eigenthümer 1843 der Marquis Eliacin de Beaumont und 1852 der Bankier Rafael Erlanger. Im Besitze der Familie von Erlanger ist der Garten bis vor wenigen Jahren geblieben.

Das Jahr der Erbauung liess sich urkundlich nicht feststellen; als Erbauer oder vielmehr als Architekt nennt die allgemeine Ueberlieferung Nicolas Alexandre Salins de Montfort. Da dieser hervorragende Baumeister im Anfange des XIX. Jahrhunderts hier in Frankfurt mehrfach thätig war, so lohnt ein kurzer Rückblick auf sein wenig bekanntes Leben und sein Schaffen.²⁾

Salins wurde etwa 1753 in Versailles geboren. Er wurde Ingenieur-Offizier in französischen Diensten, war aber daneben auch als Architekt, besonders im Elsass thätig; sein bekanntestes Werk dort ist das Palais des Prinzen Rohan in Zabern. Durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, kam er nach Frankfurt am Main, ohne aber hier Bürger oder Beisasse zu werden. Nach der Errichtung des Primatialstaates trat Salins als Major in dessen Dienste; Anfang 1807 ist er in Frankfurt als Gutachter bei der Errichtung der Schönen Aussicht und der Anlagen am Gallus-Thore beschäftigt. Am 31. Januar 1807 wurde Salins Baudirektor des Grossherzogs von Würzburg. Diese Stellung vermochte er theils wegen seiner geringen Kenntniss der deutschen Sprache, theils wegen vielfacher Anfeindungen durch die eingeborenen Architekten nicht so auszufüllen, wie er wünschte. Immerhin entfaltete er eine umfangreiche Thätigkeit als Leiter der Bauten seines Fürsten in der Würzburger Residenz und in den Lustschlössern Werneck und Veitshöchheim, insbesondere bei der künstlerischen Ausstattung der Innenräume; er sorgte für die künstlerische Ausbildung der Würzburger Bauhandwerker in seiner Eigenschaft als Generalinspektor des Instituts für Künste und Handwerker; auch hatte er Gelegenheit, Vorschläge über Anlegung von Fabriken, Einführung von Industrien und den Bau der Neustädter Salinen zu machen.

1815 kam er als Oberstlieutenant à la suite und Hofbauamts-Direktor bei der bayerischen Regierung um seine Verabschiedung ein; sie wurde ihm in der Form eines Urlaubs auf unbestimmte Zeit ertheilt. Diesen Urlaub hat er meistens in Frankfurt verbracht, dessen Klima seiner ge-

¹⁾ Frankfurter Hausblätter, Bd. III, Nr. 103.

²⁾ Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt, S. 307; Fränkische Chronik (Beilage zum Würzburger Journal), Jahrgang 1900, Nr. 35—37; Akten der Kgl. Hof-Kommission im Kreisarchiv zu Würzburg.

schwächten Gesundheit mehr zusagte als das von Würzburg. In Frankfurt verwerthete er seine Kenntnisse als Privatarchitekt der vornehmen Kreise. Er lebte hier als Permissionist und erwarb 1821 ein Grundstück vor dem Bockenheimer Thor. Nach Gwinner hat er Frankfurt 1823 verlassen und ist 1838 in Würzburg verstorben; doch ist das Jahr und der Ort seines Todes noch nicht sicher gestellt.

Gwinner nennt folgende Häuser in Frankfurt, welche nach Salins' Plänen erbaut wurden:

- Mülhenssches Haus (Bürgerverein),¹⁾
- Lutterothsches Haus am Rossmarkt,²⁾
- St. Georgsches Haus in der Neuen Mainzer Strasse,³⁾
- Rittershausensches Haus auf dem Dom-Platz,
- Gogelsches Landhaus am Gutleut-Hof,⁴⁾
- Gontardsches Haus auf der Bockenheimer Landstrasse,⁵⁾
- v. Leonhardisches (später v. Rothschildsches) Haus auf der Zeil,⁶⁾
- v. Leonhardisches (später v. Erlangersches) Gartenhaus.

¹⁾ Die in grösserem Massstabe (etwa 1 : 50) sehr sauber gezeichneten Pläne zu diesem Hause sind bei den Akten des Bau-Amtes noch erhalten; sie tragen jedesmal die Unterschriften: „Heinrich Mülhens“ und „Joh: Heinrich Bell Mauer-Meister“. Auf den Rückseiten findet sich der gleiche Vermerk: „praes. den 18. Februar 1803. Den neuen Haussbau des Banquier H. Mülhens auf der grossen Eschenheimergasse betr.“ Für die Urheberschaft Salins' spricht nur der Umstand, dass die Bezeichnung der einzelnen Risse in französischer Sprache gehalten ist, nämlich: Plan du Bel-Etage; Elévation de la Façe principale; Plan du Rez-de-chausée; Coupe et Façe latérale sur la cour. Eine Zeichnung für die Anlegung eines Bürgersteiges vor dem Hause, welche am 2. September 1805 bei dem Bau-Amte eingereicht wurde, ist ebenfalls mit französischen Bezeichnungen (wie rue, ruisseau) versehen; sie gewährt zugleich einen Schluss auf die Zeit der Vollendung des Baues. In neuerer Zeit hat derselbe einen grösseren Umbau erfahren.

²⁾ Nach einem Bau-Amtes-Protokoll vom 10. Januar 1817 wurde um diese Zeit das Haus durch den Maurermeister Leidner ausgeführt. Am 8. Juni 1816 hatte Johanna Katharina Lutteroth, geborene Manskopf, die Pläne erstmalig dem Bau-Amte übergeben.

³⁾ Die Risse zu diesem Hause wurden nach den Akten des Bau-Amtes und nach Protokollen desselben am 16. Oktober und am 9. November 1818 eingereicht; sie sind sämtlich unterzeichnet von dem Maurermeister Carl Leidner. Die Bau-Erlaubniss wurde dem Bankier St. George am 13. November 1818 ertheilt. Das Haus wurde im Jahre 1900 zu Gunsten des Schauspielhaus-Neubaues niedergelegt.

⁴⁾ Die Zeit der Erbauung dieses Hauses ist nicht mehr festzustellen. Im Historischen Museum befindet sich ein farbiger Entwurf im Empire-Stile zur Ausschmückung eines Saales in diesem Hause. Das Blatt trägt die Unterschrift: „Dessine par D. Scheel 1805“. Das Haus ist in neuerer Zeit mehrfach umgebaut worden, so dass von der ursprünglichen Anlage fast nichts mehr erhalten sein dürfte.

⁵⁾ Der diesem Hause angehörende Faszikel der Bauamts-Akten beginnt leider erst mit dem Jahre 1832. Nach einem Bauamts-Protokoll aus dem Jahre 1820 (Nr. 207) wurde um diese Zeit in dem Garten des Bankiers Franz Gontard „an der Bockenheimer Chaussée“ (heute Nr. 42) eine Eisgrube angelegt.

⁶⁾ Vgl. hierzu S. 216, Anm. 1, wonach als Planleger der Stadtbaumeister Hess d. Ä. urkundlich nachgewiesen ist. Ergänzend sei hier noch erwähnt, dass am 1. April 1795

Auch das Köstersche Haus am Untermainkai ist 1816—1817 nach Salins' Plänen, die sich noch im Historischen Museum befinden,¹⁾ errichtet worden; auch das Metzlersche Badehaus in Offenbach (spätestens 1807 erbaut) soll das Werk dieses Architekten sein, der für die vornehmsten und reichsten Familien des Frankfurter Handelsstandes gearbeitet hat.

Die völlig freie Lage des Baues inmitten eines grossen Gartens gewährte eine unbehinderte, symmetrische Bildung des Grundrisses (Fig. 147). Wenn trotzdem in diesem eine gewisse Unfreiheit erkennbar ist, so kommt dies wohl daher, dass der Architekt offenbar bestrebt war, Räume von möglichst abwechselnder Biegung und Knickung der Wände zu schaffen, wobei im Kerne des Grundrisses eine Anzahl unregelmässiger und unbeleuchteter, kleiner Räume übrig blieb, die aber sehr geschickt als Zugänge zu den Oefen, sowie als Durchgänge für die Dienerschaft u. s. w. ausgenutzt wurden, eine Gewirre von kleinen Schilupfwinkeln, in dem sich eine Verwandtschaft mit den französischen Landhäusern des XVIII. Jahrhunderts zeigt, ebenso wie in dem länglich-runden „Salon,“ der dem Herkommen gemäss seinen Platz in der Mittelachse erhielt. Das Äussere des durchaus massiven Gebäudes mit geputzten Wandflächen ist in antikisierenden Formen sehr einfach gehalten (Fig. 148 und 149) und in der, der inneren Eintheilung entsprechenden, lang gestreckten Gruppierung der einzelnen Massen und der Ausbildung des Daches mit den davorgesetzten Kuppeln recht glücklich seiner Umgebung angepasst. Das niedrige, die Wirtschaftsräume enthaltende Sockelgeschoss kommt nur an der Rückseite zur Geltung; an der nach Südosten gerichteten Vorderseite

das Bau-Amt einen gütlichen Vergleich zwischen den beiden Parteien herbeiführte. Am 10. April 1795 wurde laut Protokoll des Bau-Amtes dem Handelsmanne von Leonhardi „nach übergebenem, abgeändertem Riss“ die Erlaubniss zum Weiterbauen ertheilt. Am 2. Mai 1798 verhandelt das Bau-Amt wegen des Pflasters vor dem Hause und wegen eines „anzulegenden Brückgens“ vor der Einfahrt; demnach scheint der Bau um diese Zeit schon fertig gewesen zu sein. In dem erwähnten Vergleiche heisst es bei Feststellung der Thatsachen: Leonhardi habe sich genöthigt gefunden „dem Fortbauen Einhalt zu thun und sich zu entschliessen, von dem, was bereits aufgeführt worden, keinen Gebrauch machen, solches vielmehr abbrechen lassen zu wollen und einen seiner Absicht besser entsprechenden Bau nach einem anderweit gezeichneten Riss aufführen zu lassen“. Ob Hess dann den Bau nach dem Vergleiche doch noch zu Ende führte, lässt sich aus den benutzten Archivalien nicht entnehmen; ebenso fehlt darin jede Spur, welche zu dem sicheren Schlusse berechtigen könnte, dass Salins an Stelle von Hess die Ausführung des Baues übernommen hätte. Bei den Akten des Bau-Amtes befindet sich auch ein Schriftstück vom 16. Oktober 1795, aus welchem hervorgeht, dass Leonhardi um diese Zeit auch als Beklagter in einem Rechtsstreite mit dem Architekten Gustav Jassoy aus Hanau begriffen war; ein unmittelbarer Zusammenhang mit dem obigen Hausbaue ist darin nicht enthalten.

¹⁾ Es sind fünf farbig getuschte Pläne vorhanden; dieselben sind gezeichnet von B. Hundeshagen. Auf den beiden Grundrissen zum oberen Geschoss und zum Dachgeschoss fehlt die Unterschrift des letzteren, dafür enthalten dieselben in der Ueberschrift den Vermerk: „erbaut von Salins. 1816—17.“

ist es fast gänzlich verdeckt durch die künstlich angeschüttete Erhebung des Bodens, durch welche der Bau, von vorne gesehen, auf einer flachen Bodenwelle zu stehen scheint. Im Dachgeschosse befinden sich einige Dienerschaftsräume, worunter diejenigen unter den beiden mittleren Kuppeln sehr geräumig sind und durch die niedrigen aufgesetzten Laternen eine vortreffliche und eigenartige Beleuchtung erhalten. Die drei Geschosse werden durch eine schmale Lauftreppe unter einander verbunden. Der mittlere, nach dem Garten sich öffnende Theil der Vorderseite ist durch eine jonische Säulenstellung von guten Verhältnissen mit darüber laufendem, dreitheiligem Kranzgesims (Fig. 150) ausgezeichnet, zu welcher fünf Stufen empor führen. Die zwischen den Säulen liegenden drei Fenster sind mit Rundbogen überdeckt, die durch zwei Platten und ein Dachgesims gegliedert

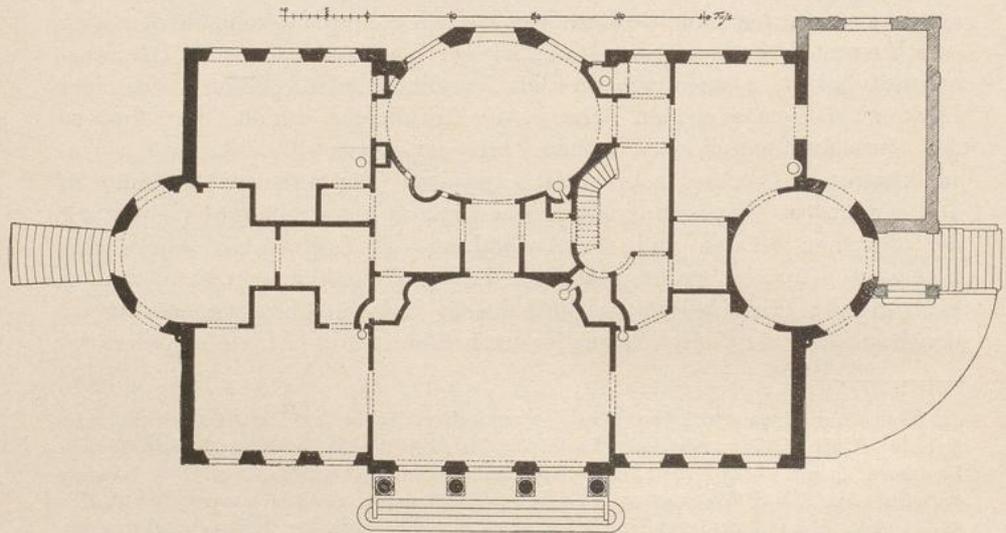


Fig. 147. v. Erlangersches Gartenhaus; Grundriss.

werden und auf toskanisch gezeichneten Kämpferkapitälen aufsitzen; alle übrigen Fenster sind rechteckig ohne besonderes Rahmenwerk. Sehr wirksam ist die Höhersetzung des Kranzgesimses über den Säulen gegen das Kopfgesims der Wände, welches sich auch um die an den Schmalseiten halbrund vorspringenden, mit Rundkuppeln gedeckten beiden Flügel herumzieht. Die Kuppeln haben einen trommelartigen, mit hängenden Blumengewinden verzierten Abschluss. Der dreiseitig ausspringende Theil in der Mittelachse der Rückseite besitzt das gleiche Gesims wie die Säulenstellung und zwar ebenfalls, wie dort, in die Höhe gerückt.

Das Gebäude hat im Laufe der Jahre mehrere Veränderungen erlitten, namentlich aber Anbauten erhalten. Der auf der nordöstlichen Seite (in der Vorderansicht rechts) gelegene Pavillon mit Terrasse wurde im Jahre 1871

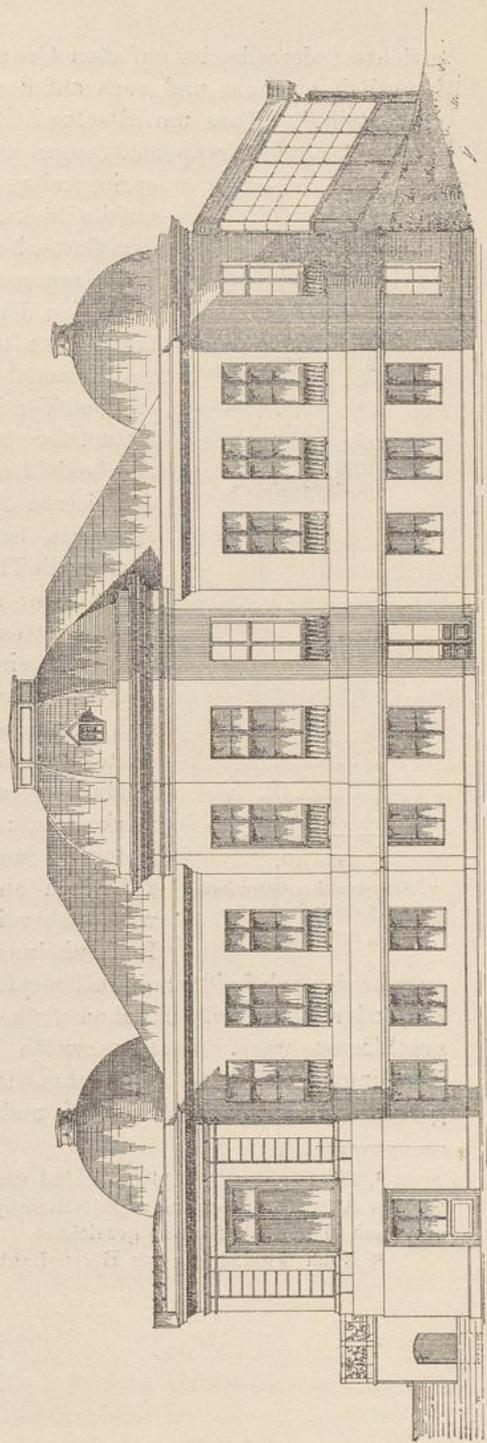
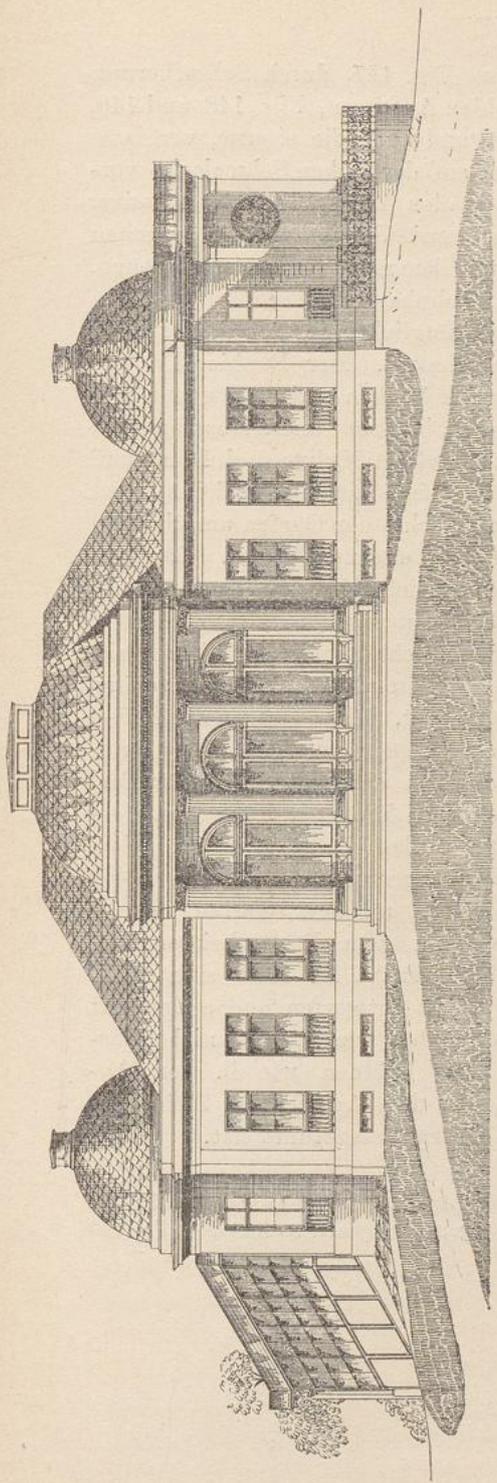


Fig. 148—149. v. Erlangersches Gartenhaus; Vorder- und Rückseite.

errichtet; derselbe ist auf dem Grundrisse, Fig. 147, durch Schraffierung kenntlich gemacht und auch auf den beiden Aufrissen, Fig. 148 und 149, dargestellt.¹⁾ Etwa um dieselbe Zeit entstand auch die eiserne, verglaste Verkleidung des Treppenaufganges zu dem auf der linken Schmalseite vorspringenden, halbrunden Ausbau und der massive, auf die Rückseite stossende Verbindungsbau zwischen dem Gartenhause und dem nördlich davon gelegenen, v. Erlangerschen Wohnhause.

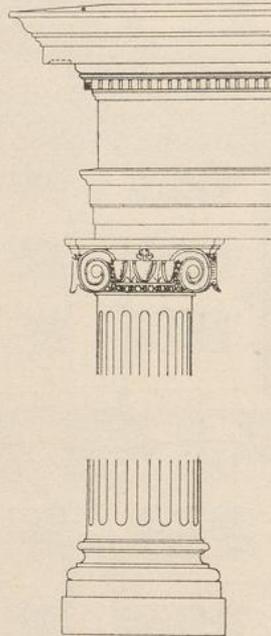


Fig. 150.

v. Erlangersches Gartenhaus;
Säule u. Gebälk der Vorderseite.

²/₃₀ natürl. Grösse.

Von dem ursprünglichen inneren Ausbaue ist fast Nichts mehr erhalten. Der Bankier Ludwig von Erlanger liess die Decken und Wände mit plastischen Verzierungen in Stuck und Alabaster nach Entwürfen der Architekten Mylius und Bluntschli neu bekleiden.²⁾ Ebenfalls aus neuerer Zeit stammt das eiserne Gitter, welches den Garten umgibt und die darin befindlichen eisernen Thore. Dagegen dürften die Thorpfeiler vielleicht noch die ursprünglichen sein; sie bestehen aus einem kannellierten, abgeschnittenen Säulenshafte mit einfacher Basis, auf dem eine antikisierend gezeichnete schöne Bronzevase aufgestellt ist. Diese Thorpfeiler finden sich schon auf einem bei den Akten des Bau-Amtes befindlichen, von dem Maurermeister Carl Leidner unterzeichneten Risse, welcher den Vermerk trägt: „Praes. den 7. März 1817. Veränderung und Verlängerung der Grillage nebst 2 Thoren an derselben an dem Garten des H. v. Leonhardi zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Thor betr.“ Es lässt sich nicht

entscheiden, ob Leidner diese Thorpfeiler zuerst entworfen und aufgestellt hat, oder ob dieselben schon früher vorhanden waren, was nicht ausgeschlossen wäre. Beachtenswerth ist, dass Leidner, wie in den Anmerkungen auf Seite 238 nachgewiesen, die dem Architekten Salins zugeschriebenen Häuser Lutteroth und St. George ausgeführt hat.

¹⁾ Die Figuren 147, 148, 149 sind von Herrn Architekten H. Laube nach Rissen bei den Akten des Bau-Amtes mit Richtigstellung nach eigenen Aufnahmen, Fig. 150 nur nach eigener Aufnahme gezeichnet.

²⁾ Nach Mittheilung des Herrn Laube.

EHEMALIGES von BETHMANNSCHES MUSEUM.

Archivalische Quellen: Akten der Stadtkämmerei A III. 2. Nr. 43. Abt. II; Mittheilungen aus den Protokollen der Gesetzgebenden Versammlung, XIV. Band, 1852/53.

Aeltere Pläne und Abbildungen: Bemalter Aquatinta-Stich nach einer Zeichnung von F. A. Ramadier, 1827, im Historischen Museum.

Litteratur: (Pallmann), Simon Moritz von Bethmann und seine Vorfahren (Frankfurt 1898) S. 299—301.

Ueber die Erbauung der kleinen Museumsanlage (Wallgrundstück Lit. C Nr. III, jetzt Seiler-Strasse 34), welche Simon Moritz von Bethmann in seinem Garten bei dem Friedberger Thore errichten liess, ist nur spärliches Material vorhanden. Der Architekt konnte nicht ermittelt werden. Bald nachdem die aus der Demolition der Festungswerke entstandenen Wallgrundstücke zur Veräusserung an Privatleute parzelliert¹⁾ worden waren, erwarb von Bethmann dieses Grundstück am 19. November 1807. Der kunstsinnige Bankier, der namentlich, dem Zuge seiner Zeit folgend, den Schöpfungen der Antike eine grosse Begeisterung entgegenbrachte, besass eine Sammlung von Gipsabgüssen der besten Skulpturen, die von dem damals berühmten Former Getti geformt worden waren. Diese Sammlung, die einzige ihrer Art in Frankfurt zu jener Zeit, gedachte er in einem besonders hierzu zu errichtenden Gebäude der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Jedenfalls wurde aber der Bau erst geplant und in Angriff genommen, nachdem Bethmann bei dem Stuttgarter Bildhauer Dannecker dessen berühmte Ariadnestatue laut Vertrag am 20. Dezember 1810 in Marmor bestellt hatte.²⁾ In einem Schreiben vom 4. April 1814 macht Dannecker Vorschläge zur Ueberführung der mittlerweile vollendeten Statue von Stuttgart nach Frankfurt und legt einen eigenen Entwurf bei zu einem von einer Kuppel bekrönten Rundtempel in antiker Form, in welchem die Ariadne aufgestellt werden sollte. Hieraus könnte gefolgert werden, dass damals noch kein anderer Bauplan für das Museum vorhanden war, es sei denn, dass Dannecker diesen Entwurf für die Aufstellung der Statue allein, ohne von Bethmann aufgefordert zu sein, erfunden und dann dem letzteren unterbreitet hatte. „Am 7. August 1814 zeigte dann Dannecker an, dass auch das drehbare Gestell für die Statue fertig sei; die Absendung zog sich aber noch hinaus, da das für die plastische Sammlung Bethmanns bestimmte Gebäude noch nicht vollendet war. Erst am 19. Juni 1816 ging das Kunstwerk an seinen Bestimmungsort ab und wurde wenige Wochen nachher in einem eigenen Raum des Bethmannschen Museums an der Seilerstrasse auf-

¹⁾ Vgl. Bd. II, 117.

²⁾ Vgl. hierzu: Beyer, Danneckers Ariadne, Zeitschrift für Bildende Kunst, Neue Folge, Jahrgang VIII, 1897, S. 244—248; auch als besondere Schrift mit einigen Zusätzen veröffentlicht unter dem Titel: Beyer, Danneckers Ariadne, Eine kunsthistorische Studie (Frankfurt 1902).

Versammlung vom 20. Juli desselben Jahres wurde es für die Summe von 130 000 Gulden Eigenthum der Stadt, in deren Besitz es bis jetzt geblieben ist. Die Kunstwerke wurden nach einem neuen Museum übergeführt, das Freiherr Moritz von Bethmann in Verbindung mit seiner vor dem Fried-

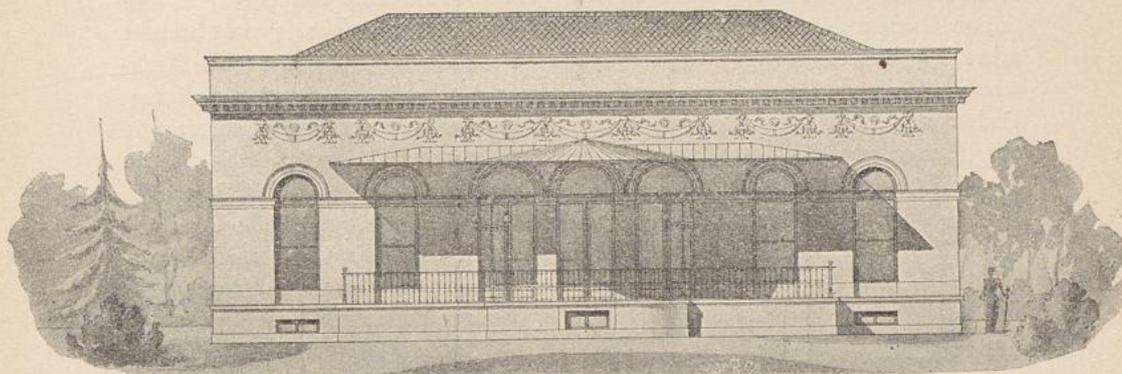
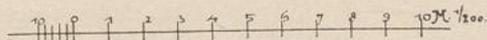


Fig. 152. v. Bethmannsches Museum; Ansicht nach Nordosten.



berger Thore stehenden älteren Villa erbaut hatte. Das frühere Museum wurde an den Kaffeewirth Milani vermietet; der Wirthschaftsbetrieb, der heute noch fortbesteht, gab dem Gebäude den Namen „Kursaal Milani“.

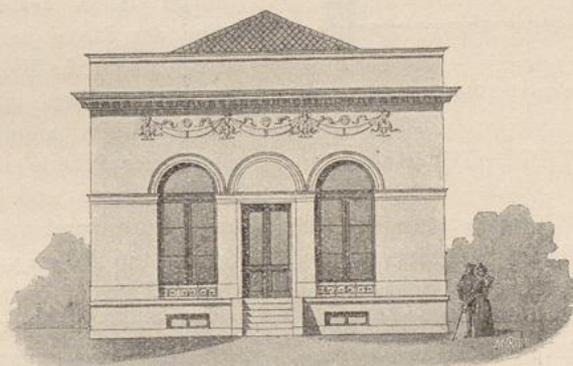
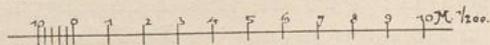


Fig. 153. v. Bethmannsches Museum; Seitenansicht nach Südosten.



Die Planbildung ist sehr einfach und zweckentsprechend. Die Grundfläche ist in drei gleiche Abschnitte zerlegt, in deren östlichem eine Aufseher-Wohnung untergebracht ist (Fig. 151); die beiden anderen Räume dienten zur Aufstellung der Bildwerke und waren für das Publikum durch

